No. 40447.276
BOSTON PUBLIC LIBRARY

## Boston Public Library

Do not write in this book or mark it with pen or pencil. Penalties for so doing are imposed by the Revised Laws of the Commonwealth of Massachusetts.

*This book was issued to the borrower on the date last stamped below.*

| | | |
|---|---|---|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

B.P.L. FORM NO. 609. 11.26.46:100M.

Emil Sauer

# Meine Welt

# Meine Welt

Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens

von

**Emil Sauer**

6497

**Stuttgart**
Verlag von W. Spemann
1901

4047.276

Billings
Nov. 30, 1908
D

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

# Einleitung

Seit den Erinnerungen meiner früheſten Kindheit ſtehen zwei lichtumfloſſene Geſtalten vor meiner Seele: Julius und Charlotte Gordon, geb. Birngruber, die Eltern meiner Mutter. Nie konnte ich mich eines Gefühles der Ehrfurcht erwehren, wenn ich zu meinem Großvater emporblickte; ein prägnanter, von ſilbernen Locken umrahmter Künſtlerkopf, deſſen Antlitz trotz der deutlichen Spuren ſchweren Leidens von Milde, Herzensgüte und Ergebung ſtrahlte. Ja, mit Ergebung und bewunderungswürdiger Faſſung hatte dieſer edle Greis der härteſten Prüfung ſtandgehalten, da ihm ein tragiſches Geſchick in der Vollkraft ſeines Schaffens alle Hoffnungen jäh zerſtörte. In den vierziger und fünfziger Jahren galt Julius Gordon als einer der geſuchteſten Porträtiſten. Namentlich war es die Ariſtokratie Englands und Rußlands, welche ihn mit Aufträgen in der damals ſo beliebten Paſtell- und Kreideausführung überhäufte. Zu einer Zeit, da in England noch das Loſungswort „an artist is not a gentleman“ graſſierte und ſich dem Künſtler nur ſchwer die Pforten der höheren Geſellſchaftsklaſſen erſchloſſen,

öffneten sich meinem Großvater überall die Thüren. Man achtete neben seiner bemerkenswerten Künstlerschaft die selten universelle Begabung, den scharfen Verstand und die Vielseitigkeit seines Wissens, was ihm von Anbeginn in den konservativsten Kreisen des blauen Blutes eine Art von Ausnahmestellung sicherte. Er genoß oft monatelang Gastlichkeit auf den Landsitzen der Lords, auf den Gütern russischer Fürsten, weil seine Klientel nicht nur an dem Künstler, sondern auch an dem Menschen Gefallen fand. Seine Arbeiten, von denen sich noch eine Reihe unvollendeter Skizzen in unserer Familie befinden, würden heute wohl kaum tiefergehendes Interesse wachrufen können. Sie trugen in ihrer sorgfältigen, beinahe peinlichen Ausführung mehr den Stempel einer Photographie, denn seines malerischen Bildes und suchten für den Mangel koloristischen Reizes durch sprechende Ähnlichkeit zu entschädigen. Hierin lag offenbar der Kern- und Schwerpunkt seines Könnens, und seine erfolgreiche Laufbahn erklärt sich leicht aus diesem Umstande. Damals galt es eben weniger den Besitz von Kunstwerken monumentaler Bedeutung; bei den jeweiligen Aufträgen verlangte man vor allem jene naturgetreue Reproduktion, welche heute ausschließlich auf dem Gebiete der Photographie gewünscht wird. Bestellung folgte auf Bestellung, und die Erträgnisse mehrten sich derart, daß mein Großvater nicht nur sich und den Seinen eine sorgenfreie Existenz bereiten, sondern auch zahlreichen hilfsbedürftigen Verwandten regelmäßige Unterstützungen zuwenden konnte. Daß seine Uneigennützigkeit und immerwährende Hilfsbereitschaft dabei gleichsam systematisch ausgebeutet wurde, übersah er einfach in seiner großen Herzensgüte. Die Bedenken der vorsorglichen Gattin, diese fortwährende Nachgiebigkeit

könne in späteren Jahren für die eigene Familie verhängnisvoll werden, wußte er stets unter dem Hinweise zu beschwichtigen, sein ihm von Gott anvertrautes Talent gewähre hinreichende Bürgschaft für eine gesicherte Zukunft. Ihm, dem kerngesunden Vierziger, konnte nicht einmal der Gedanke aufkommen, daß oftmals unvorhergesehene, tragische Schicksale urplötzlich unser Leben durchqueren; er glaubte vielmehr zuversichtlich, noch zwei Decennien rastloser Arbeit und demnach genügenden Spielraum zum Sammeln von Glücksgütern vor sich zu haben. In dieser absoluten Sorglosigkeit traf ihn auf dem Höhepunkte des Schaffens der Blitz aus heiterem Himmel. Es war im Jahre 1856 — der Maler hatte mit seinen Angehörigen für einige Zeit in London Aufenthalt genommen —, als Julius Gordon, nachdem er die halbe Nacht der Vollendung eines Kinderporträts gewidmet hatte, am frühen Morgen blind erwachte. Ein dichter Schleier hatte sich in den wenigen Stunden erquickenden Schlummers über seine Augen gesenkt, wie ein schweres, undurchdringliches Gewölk, welches die Sonne in Dunkel hüllt. Aber während uns nach einer Reihe von trüben, lichtlosen und wetterwendischen Tagen wieder das Morgenrot in seiner vollen Pracht entgegenleuchtet, deckte sich Nacht und Finsternis über sein Gesicht für ewige Zeiten! Keine ärztliche Kunst vermochte den unglücklichen Mann seinem Berufe zu erhalten. Mit der bald darauf von einem berühmten Okulisten ausgeführten, ergebnislosen Operation des schwarzen Stares war sein furchtbares Geschick besiegelt. Aber die schreckliche Katastrophe vermochte den markigen Stamm nicht zu fällen. Nur wenige Wochen soll er von Verzweiflung gepackt gewesen sein; später ergab er sich mit stummer Resignation in das Unvermeidliche. Kein

klagender Laut, kein Seufzer kam mehr von seinen Lippen; nur die schneeweißen Haare zeugten für immer von dem tiefsten Gram seiner Seele. Und meine arme Großmutter? — Auch sie wußte im Vertrauen auf die Allmacht Gottes der hereingebrochenen Not standhaft ins Auge zu schauen. Sie duldete und litt die größten psychischen Schmerzen, aber der Mutlosigkeit ergab sie sich nie. Sie blieb allzeit die Trostspenderin, der liebesäende und liebewaltende Geist des Hauses und hat Jahrzehnte später die vielen durchweinten Nächte als Geheimnis mit sich ins Grab genommen.

* * *

Die mit einem Schlage des Ernährers beraubte Familie wäre sicherlich harter Bedrängnis anheimgefallen, wenn meinen Großeltern nicht statt aller anderen Habe ein Kleinod, ein kostbares Vermächtnis geblieben wäre: zwei blühende Töchter im Alter von neunzehn und fünfzehn Jahren. (Ein einziger Sohn Emil und eine Tochter Natalie erreichten kaum die erste Schwelle der Kindheit, als sie der Tod hinraffte.) Julia, die Älteste, kam als zweites Kind am 3. Dezember 1837 in Moskau zur Welt, wohin meinen Großvater damals gerade die Ausübung seiner Kunst geführt hatte. Emilie, die Jüngere, wurde $3^1/_2$ Jahre später, am 5. April 1840 in Hamburg geboren. Des Vaters Hauptaugenmerk war von den ersten Anfängen der Jugend an auf eine gründliche, sorgfältige Erziehung gerichtet. Scharfsinnig genug, die seltene und verschieden geartete Begabung der beiden Mädchen von Anbeginn zu erkennen, scheute er keine Opfer, das schlummernde Talent derselben durch Heranziehung geeigneter Lehrkräfte zu wecken. Von Haus aus für Bürger- und Töchterschulen wenig eingenommen, ließ

er die Kinder auf den verschiedensten Gebieten durch Privatunterricht unterweisen, wohl auch der einzig richtige Ausweg, wenn man bedenkt, daß der väterliche Beruf mannigfachen Domizilwechsel veranlaßte. Julia galt mit Recht, körperlich und geistig, als Ebenbild ihres Vaters. Die freie Stirn, das feingeformte Kinn, das tiefblaue, von Güte beseelte Auge hatte sie ebenso von ihm ererbt, wie seinen künstlerischen Geist und seine kunstempfindende Seele. In beiden pulsierte dasselbe Künstlerblut, nur lenkte es in verschiedene Bahnen. Während beim Vater das Talent in der Malkunst gipfelte, dominierten bei der Tochter sichtbare Vorliebe und offenkundige Befähigung zur Musik.

Schon in den ersten Anfangsstadien wußte Julia durch leichte Fassungsgabe und echt musikalisches Empfinden in Erstaunen zu setzen. Ihr Klavierspiel entsprang nicht dem mit Mühe und Fleiß Erlernten, sondern bildete den Ausfluß eines lebens- und geistvollen Temperamentes. Sie entzückte Kenner wie Laien durch ihre merkwürdigen Leistungen und frappierte die jeweiligen Lehrer durch erstaunliche Fortschritte. Nichtsdestoweniger wünschte der Vater nicht, sein Kind dem schwankenden Boden der Öffentlichkeit anzuvertrauen. Selbst da dem dreizehnjährigen Mädchen von Arabella Godard, deren Ruhm damals die Konzertsäle Englands füllte, nach dem Vortrage des Schumann'schen Konzertes eine glänzende Virtuosenlaufbahn geweissagt wurde, wollte mein derzeit noch rüstig schaffender Großvater diesem Gedanken nicht einmal nahe treten. Als dann größere Reisen in entferntere Gegenden die zeitweise Übersiedelung seiner Frau und Kinder nach Hamburg notwendig machten und Julia bei dem Leiter der dortigen, philharmonischen Konzerte, Wilhelm Grund, Unterweisung genoß, konnte der

letztere nur mit Mühe dem Vater die einmalige Erlaubnis zum öffentlichen Auftreten seiner begabtesten Schülerin abringen. Mit der Wiedergabe des G-moll-Konzertes von Mendelssohn erspielte sich die damals Sechzehnjährige in einem philharmonischen Konzerte unter Leitung ihres Lehrers einen Erfolg so intensiver Art, daß ihr die Carriere der Wilhelmine Clauß oder einer Camilla Pleyel prophezeit wurde. Bei der hervorragenden, spezifischen Veranlagung der Ältesten erscheint es leicht faßlich, daß man ihrer Schwester im ganzen weniger Beachtung zuwendete. Neben der schlanken, liebreizenden Gestalt Julias, welcher schon durch die körperlichen Vorzüge schnell alle Herzen zuflogen, hatte die physisch und psychisch nicht so bevorzugte Emilie einen schweren Stand. Ihr Charakter deutete mehr auf die vernünftige, sorgsam überlegende, weniger impulsive Natur der Mutter. Äußerlich weniger reich bedacht, innerlich verschlossener und zurückhaltender, erweckte sie weit weniger Sympathien. Wer aber einmal Einblick in die Tiefe ihres Herzens gewonnen und den darin enthaltenen Schatz zu heben verstand, der wußte, daß derselbe Goldes wert war. Seltener Verstand und eiserner Fleiß bildeten die Grundlage ihres Thuns. Den Mangel an kühnem Fluge der Phantasie deckte ein rastlos arbeitender, scharf denkender Geist. Dieser Scharfsinn gipfelte in ihrer eminenten Vielseitigkeit. Die verschiedensten Fächer erfaßte sie mit gleicher Wiß- und Lernbegierde. Sie opferte nicht ausschließlich, wie ihre ältere Schwester, der hehren Göttin Musik; für sie existierten eben noch andere Götter, andere Interessen in Gestalt von Litteratur- und Sprachkunde, welche sie sich mit sichtbarer Leichtigkeit zu eigen machte.

Um das Geschwisterpaar schlang sich ein Band inniger

Liebe. Emilie empfand für die viel umworbene Schwester stets eine Mischung von Bewunderung und Stolz, und diese kannte in ihrer expansiven Art kein Vergnügen und keine Freude, die sie nicht, wie Kummer und Leid, mit der Jüngeren geteilt hätte. Ein an sich bedeutungsloses Mißverständnis schnell zu lösen, eine vorübergehend auftauchende, leichte Wolke ohne Säumen zu verscheuchen, war fast ausnahmslos der gemütreichen, nachgiebigen und selbstlosen Natur Julias vorbehalten. So flossen die Jahre dahin, die goldenen Jahre der Jugend, an deren Erinnerungen wir uns in den Herbsttagen des Lebens so gerne erlaben. Der treusorgenden Eltern Thun und Denken konzentrierte sich ohne Unterlaß auf das Wohl und Wehe ihres höchsten Glückes, und mit freudiger Genugthuung sahen sie die weise ausgestreute Saat zu herrlicher Frucht reifen. Da schreckte die Ahnungslosen in schwüler Gewitternacht ein mitleidloser Blitz aus seligen Träumen. Ein Zündstrahl hatte genügt, um in wenigen Augenblicken den fest gefügten Bau der Hoffnung in Asche zu verwandeln. Es war die plötzliche Erblindung des Vaters!

* * *

War auch das Glück den Schwergeprüften untreu geworden und ihre einst rosig blinkende Zukunft in schwarzes Dunkel gehüllt, Verzagtheit und Unfriede zogen darum bei ihnen nicht ein. Rasch entschlossen begannen sie, aus den Trümmern des ehemals sonnumglänzten Hauses ein anderes, wenn auch schattenreicheres Heim zu zimmern. Die geringen Ersparnisse wurden zur Überfahrt und zur dauernden Ansiedelung in Hamburg benutzt, wo meine Großeltern mancherlei Beziehungen hatten. Dort traf man unentwegt alle Vor-

kehrungen zur Gründung einer neuen Existenz. Ein jeder war bestrebt, nach besten Kräften sein Scherflein zum Lebensunterhalt beizusteuern. Meine Großeltern nahmen Pensionäre ins Haus, Ausländer, welche sich die deutsche Sprache aneignen wollten, oder Deutsche, die im Englischen und Französischen Vervollkommnung suchten. Die Mutter schaltete und waltete im Hauswesen und entwickelte dabei eine solche Rührigkeit, einen so praktischen Sinn, daß diese neu erschaffene Erwerbsquelle ein ansehnliches Erträgnis zu Tage förderte. Der blinde Vater unterrichtete die jungen Leute in den verschiedenen Sprachen, und geradezu rührend war es zu sehen, wie er, sein Joch ohne Murren, mit Würde und Fassung tragend, in der gewissenhaft durchgeführten Lehrthätigkeit Zerstreuung suchte und wie herzlich und freundschaftlich er sich im Verkehr mit seinen Zöglingen zu bewegen wußte. Julia gelang es, teils durch Empfehlung ihres Lehrers und Freundes Grund, teils durch früher angeknüpfte wertvolle Verbindungen, binnen wenigen Wochen in den vornehmsten Kreisen der Stadt ein fruchtbares Feld zur materiellen Verwertung ihres Talentes zu finden. Die Zahl ihrer Schülerinnen, welche mit Liebe und Bewunderung an der reizvollen Erscheinung hingen, wuchs zusehends, und dieser Wirkungskreis nahm dank ihrer auch pädagogisch merkwürdigen Fähigkeiten und ihrer sympathischen Persönlichkeit bald derartige Dimensionen an, daß diese Hilfsquelle allein die Not vom Haupte der Eltern hätte abwenden können. Auch die noch unentwickelte, fernerer Schulbildung bedürftige Emilie mühte sich, der Mutter hilfreiche Hand zu leisten, soweit ihre freie Zeit es erlaubte. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, einen möglichst hohen Bildungsgrad zu erreichen zur Nachahmung des von

Julia gegebenen, edlen Beispiels. Sie unterwarf sich mit Eifer dem musikalischen Studium unter der Ägide Grunds und brachte es bald so weit, daß auch sie dem Klavierunterrichte, wenngleich in bescheideneren Grenzen, obliegen konnte. Dem Vater verblieb aus begreiflichem Zartgefühl nach wie vor die Verwaltung der Kasse, um ihn auf diese Weise nach Möglichkeit über das Schmerzliche seiner Lage hinwegzutäuschen. Bewundernswert war es, welch geringe Einbuße die Selbständigkeit des seiner Sehkraft Beraubten erlitt und mit welch erstaunlicher Geschicklichkeit er sich mit dem allen Erblindeten eigenen Tastsinn im großen und ganzen zurechtzufinden wußte. Bei seiner Toilette duldete er nie die geringste Hilfeleistung. Er allein befaßte sich mit der Ordnung, Reinigung und Wahl seiner Kleidung, dabei die größte Reinlichkeit und Korrektheit beobachtend. Ja, er blieb sogar sein eigener Raseur und waltete dieses Amtes so sicher und schnell, daß ihn mancher Fachmann darum hätte beneiden können. Sein feines Orientierungsvermögen schaffte ihm die klarste Vorstellung über jeden Winkel der Wohnung; auch beim Treppensteigen wies er jede fremde Hilfe von sich. Nur auf Spaziergängen, bei Einkäufen oder Besuchen, welche in die Stadt führten, sah man ihn in Begleitung seiner Frau oder der ältesten Tochter. Wenn Julias schlanke, graziöse Gestalt am Arme des hoch aufgerichteten, schnell vorwärtsschreitenden Vaters dahinschwebte, so richteten sich alle Blicke voller Zuneigung und Mitgefühl auf das Bewunderung erregende Paar.

* * *

Drei Jahre verstrichen, ohne daß die Einförmigkeit des neu geschaffenen, behaglichen Familienlebens von nennens-

werten Begebenheiten unterbrochen worden wäre, als plötzlich ein neuer Wendepunkt in dasselbe eintrat. Mein Vater hatte Julia auf einem mit ihren Eltern unternommenen Ausfluge in der Sommerfrische zu Sullabona bei Hamburg zufällig kennen gelernt und für das 22jährige blühende Mädchen eine tiefe Zuneigung gefaßt. War dasselbe auch bis dahin manchen verlockenden Heiratsanträgen mit Opferwilligkeit und Selbstverleugnung ausgewichen, um seine Angehörigen nicht der festesten Stütze zu berauben — diesmal fühlte Julia, daß ihr Widerstand fruchtlos sei und daß auch sie die ihr entgegengebrachte Liebe und Achtung auf das tiefste erwidere. Johann Georg Sauer hatte ein wenig bewegtes Leben hinter sich. Als Sohn eines Müllers am 25. Mai 1821 zu Butzbach bei Friedberg im Hessischen geboren, hatte er, nachdem sich über beiden Eltern frühzeitig das Grab geschlossen, als Jüngling den Weg nach Hamburg gefunden, um bei einem Onkel, Namens Heißenbüttel, die Kaufmannschaft zu erlernen. Seinem achtunggebietenden Ehrgeiz gelang es bald, die Lücken der bescheidenen Schulkenntnisse auszufüllen und teils durch Privatunterricht, teils durch eigene Nachhilfe sich weiter zu vervollkommnen. Wer fünfzehn Jahre später Georg Sauer wieder begegnet wäre, hätte sicher nicht in dem gewandten, guterzogenen Manne den ehemaligen, einfachen Verhältnissen entstammenden Landbewohner wiedererkannt. Nachdem Onkel Heißenbüttel das Zeitliche gesegnet hatte und Sauer aus seiner Lehre als tüchtiger Kaufmann hervorgegangen war, trat er als Teilhaber in die Firma Kien ein, welche dazumal in der Manufakturbranche einen vorteilhaften Ruf genoß und unter der neuen Flagge Sauer & Kien glänzend weiter prosperierte. Nach dem Ableben seines Compagnons machte er einen

Herrn Fickweiler zum Associé des Geschäftes, welches beiden Inhabern ansehnlichen materiellen Gewinn brachte und mit Achtung in der Hamburgischen Handelswelt genannt wurde. Um diese Zeit war es, als der Zufall die beiden Wesen zusammenführte, denen ich mein Dasein verdanke. Den Eltern konnte der Tochter Geheimnis nicht lange verborgen bleiben. Gar bald mußten sie die Fruchtlosigkeit ihres anfänglichen, von ihrem Standpunkte aus begreiflichen Widerstandes einsehen, zumal sich gegen den zukünftigen Schwiegersohn, dem der Ruf eines Biedermannes voranging, nichts einwenden ließ. Auch wurden die letzten Bedenken durch den Umstand gehoben, daß sein grundehrlicher Charakter und seine Wohlhabenheit ganz dazu prädestiniert schienen, nicht nur der Gattin ein gesichertes, sorgenfreies Los zu bereiten, sondern auch den alten Eltern nach besten Kräften für das Verlorene Ersatz zu bieten. Dem kurzen Brautstande folgte nach fünf Monaten die Vereinigung fürs Leben. Am 10. August 1859 führte Georg Sauer Julia Gordon zum Altare der St. Petrikirche zu Hamburg, wo das Paar von Pastor Dr. Ritter getraut wurde.

* * *

Bevor ich mit der weiteren Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen fortfahre, möge mir zur leichteren Durchführung meiner Intentionen ein kurzes Wort gestattet sein. Im Begriff, mein eigenes Lebensbild zu entrollen, lege ich das Hauptgewicht darauf, unbefangen und wahrheitsgetreu zu berichten. Das Gefährliche dieses Unternehmens ist offenbar. Denn was der Selbstbiograph von den ehrenreichen Begebnissen gerne verschweigen möchte, kann nur zu leicht den Schein falscher Bescheidenheit erwecken. Ebensowenig

aber wird derjenige dem Vorwurfe der Selbstüberhebung und Anmaßung entrinnen, welcher der Versuchung nachgiebt, die lichtvollen, erfolgreichen Momente seines Lebens möglichst grell zu beleuchten. Dieser Klippe möchte ich, soweit es in meiner Macht steht, auszuweichen trachten. Was in unserer Zeitströmung — leider! — zur wesentlichen Förderung einer brillanten Laufbahn beiträgt: ein nicht allzu aufrichtiges, offenherziges, aber desto politischeres Gebaren, halte ich mit den Pflichten des Autobiographen für unvereinbar. Er soll der verlorenen Schlachten gedenken und der erfochtenen Siege, des oft selbstverschuldeten zweck- und zielloſen Ringens und des nach hartem Kampfe mit Hilfe einer gütigen Vorsehung errungenen Lorbeers. Nur so, an der Hand dieser Grundsätze, durch absolute Objektivität der Darstellung, scheint mir die Verwirklichung meiner Absichten näher gerückt.

Noch eines zweiten Punktes möchte ich Erwähnung thun, um von Anbeginn etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen. Mein ganzes Leben stand unter dem veredelnden Einflusse meiner Mutter. Ihre Liebe und mütterliche Fürsorge haben mich als leuchtender Stern auf all meinen Wegen begleitet! Man wird mich daher nicht der Überschwänglichkeit zeihen, wenn mein dankerfüllter Blick oft und lange an diesem teuren Bilde haften bleibt. Denn es lebt ja nicht nur in meiner Seele; der Gnade Gottes danke ich noch heute diesen reichen Besitz, an dem ich mit jeder Faser meines Herzens hänge.

Komm, meine Mutter, laß uns wie im Leben, so auch durch dieses Buch Arm in Arm weiterwandern!

# Warum ich Musiker wurde

Drei Jahre nach den geschilderten Ereignissen begann mein Leben. Die Geburt eines Sohnes wurde im elterlichen und großelterlichen Hause mit Freude begrüßt, umsomehr, als damit die Befürchtung einer kinderlosen Ehe ein Ende erreicht hatte. Als ich kräftig konstituierter Neugeborener meiner Mutter zum erstenmal in die Arme gelegt wurde, soll das sonore Organ des Arztes in den Worten ausgeklungen haben: „An diesem Jungen, meine Gnädige, werden Sie dereinst noch Freude erleben." Diese mir späterhin oft vorgehaltene Voraussagung übte auf mich gleichsam zauberische Wirkung. Wenn meine Mutter einmal meinem unbändigen Temperamente machtlos gegenüber stand, gipfelte ihr letzter Versuch zur Besserung in dem Ausspruche: „Mein Emil, der Doktor war gewiß ein schlechter Wahrsager," worauf ich, allsogleich reuevolle Einkehr haltend, schluchzend erwiderte: „Nein, Mama, der soll und muß recht behalten, ich will ja so gerne dein guter Sohn heißen." Bei der

Taufe wurden mir die Namen: Emil, George, Konrad beigelegt, und zwar „Emil" nach dem meinen Großeltern so früh entrissenen Sohne. Über den Anfängen meiner Kindheit lagert bis zum fünften Jahre eine dichte, verschlossene Nebelschicht, die mir, wenn sie vorübergehend zerreißt, die mütterliche Gestalt vor das Auge zaubert, wie sie schirmend und schützend über dem Haupte des im Einschlummern begriffenen Lieblings Wache hält. Später empfangen meine Eindrücke ein festeres Gepräge. Ich sehe mich mit der unzertrennlichen, um ein Jahr jüngeren Gespielin, meinem Schwesterlein May, in das schöne, neue Haus Einzug halten, welches mein reichbegüterter Vater am Schulzweg Nr. 25 in Hamburg für die Seinen hatte erbauen lassen. Wir waren bis zum Nachmittage bei den Großeltern einquartiert gewesen, um beim großen Umzuge von der Perspektive aus durch unsere Abwesenheit helfend beizutragen. Wie staunten wir bei der Heimkehr über die inzwischen vorgegangene Verwandlung! Die reichverzierten, marzipangleichen Zimmerdecken, die mit prächtigen buntfarbigen Tapeten bedeckten Wände, die goldähnlich neufunkelnden Thürgriffe und als Haupttrumpf das reizende Gärtchen mit der zum Pferdespiel wie geschaffenen Laube, alle diese Einzelheiten stehen noch heute lebendig vor meiner Seele. Auch unsere sonntäglichen Besuche bei den Großeltern, wo mir beim Eintritt ins Haus schon der süße Duft meiner Lieblingsspeisen entgegenströmte, sind meinem Gedächtnisse nicht entschwunden. An diesen Festtagen war ich unumschränkter Herrscher, weil die besondere Zärtlichkeit meiner Großmutter mir von vornherein ein Terrain sicherte, auf welchem ich nach Belieben schalten und walten konnte. Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, ihren Enkelsohn zu verbessern oder

gar zu strafen; immer umfingen mich ihre schützenden Fittiche, wenn mir für irgend einen dummen Streich die verdiente Zurechtweisung drohte. Dabei stellte ich ihre Geduld manches Mal auf harte Probe. So entsinne ich mich eines Vormittags, an welchem es mir plötzlich einfiel, sämtliche Stühle der Wohnung zusammenzuschleppen, um „Omnibuskutscher" zu spielen. Die zwei vordersten, von einer Leine umschlungenen Sessel stellten die Pferde dar, ein kofferähnliches Kästchen bildete das Passagiergut, und meine Großmutter mußte als Mitfahrende fungieren. Wie hätte sie es übers Herz bringen können, dem guten Jungen diesen Liebesdienst zu versagen und ihm durch unerlaubtes, vorzeitiges Aussteigen sein Spiel zu verderben! In der Küche prasselte derweilen lustig der Braten, welcher an diesem Tage, vergeblich nach der begießenden Hand schmachtend, verbrannt auf den Tisch kommen mußte.

Bald darauf — ich hatte kaum das fünfte Lebensjahr zurückgelegt, und unsere Familie war kurz zuvor um ein zweites Töchterchen bereichert worden — wurde mir der süße Wahn geraubt, daß unsere Existenz nur zum Vergnügtsein geschaffen sei. Mein lebhaftes Naturell und frühaufgeweckter Sinn gaben Veranlassung, mich vor der normalen Zeit durch den ersten Schulgang vom geraden Gegenteil zu überzeugen. War mir schon am Vorabend des großen Ereignisses traurig genug zu Mute, so konnte ich mich am kommenden Morgen kaum der Thränen erwehren, da mich mein Mütterchen vom lieben, trauten Heim und meiner Gespielin hinweg der Ungewißheit entgegenführte. Wie klopfte mein Herz, als ich, mit Tornister, Schiefertafel und Butterbrotdose ausgerüstet, dem Fräulein Marianne Prell, meiner zukünftigen Lehrmeisterin, erstmals gegenüber

stand! Diese würdige Matrone leitete mit ihrer um einige Lenze jüngeren Schwester Franziska eine Vorbereitungsschule für Knaben besserer Stände, und ihre best accreditierte Anstalt war von meinen Eltern zum Grundstein meiner Erziehung erkoren worden. Übrigens lebte ich mich binnen kurzem in diese neue Umgebung ein. Die beiden vortrefflichen Damen wußten sich durch ihr gütiges Wesen rasch die Liebe und den Respekt ihrer Zöglinge zu gewinnen, und ihre ausgezeichnete Lehrmethode, gepaart mit gutem Willen und ziemlichem Fleiße meinerseits, bewährte sich denn auch dergestalt an mir, daß ich schon im Anfangssemester zum Primus der Klasse avancierte. Gewöhnte ich mich somit schnell an die Atmosphäre des ABC, so wartete meiner Schlimmeres daheim, sobald mich die mütterliche Stimme nach dem Mittagsmahle an den Flügel beorderte. Man wollte nämlich schon in den ersten Stadien unzweifelhafte musikalische Begabung an mir entdeckt haben, wenn ich regungslos und andachtsvoll dem Spiele der Mutter lauschte, deren flinke Finger so behend über die Tasten gleiten konnten. Aber die Situation änderte sich, als der mütterliche Wille mich an das schon von ferne gespenstisch grinsende Instrument bannte, um nun selbst meine kleinen Gelenke an Skalen und Czernyschen Übungsstücken zu erproben. Von diesem Augenblicke an erschien mir unser Musikzimmer mehr als eine Folterkammer denn eine Stätte künstlerischer Erbauung, und unter ähnlichen Umständen, da scheinbares Unvermögen und ersichtliche Unlust um die Wette stritten, wäre gewiß von weiteren zwecklosen Versuchen Abstand genommen worden. Aber die unerschöpfliche Langmut und die Beharrlichkeit, mit welcher meine gute Mutter an das sicher ererbte, nur noch ungeweckte Talent des Sohnes

wie an ein Evangelium glaubte, ließen sie unentwegt ihr Ziel verfolgen. Und mit Recht! Denn wer möchte über die Veranlagung eines Kindes vor den Jahren reiferer Entwicklung ein bestimmtes Urteil fällen? Ist es doch oft einer jungen Pflanze vergleichbar, deren dürftige Triebe, vom Gärtner zuerst mit zweifelndem Kennerauge beobachtet, über Nacht kräftige Wurzeln schlagen. Die stärksten Stämme seines Bereiches werden urplötzlich vom peitschenden Sturmwinde vernichtet, und siehe da: das ursprünglich im Wachstum zurückgebliebene, scheinbar schwächliche, unbeachtete Bäumchen ist unter den wenigen unversehrten! Es hat nicht nur wider Erwarten den tosenden Gewalten widerstanden; es gewinnt wunderbarerweise sehr bald an Fülle und Kraft, und seine üppige Blätterkrone wird dereinst vielleicht die anderen stolzen Wipfel der Anpflanzung überragen. Und so erklärt sich gar manches Mal, daß frühgereifte Talente, welche alle Anzeichen für die Höhen des Ruhmes tragen, durch Einwirkung schädlicher äußerer Einflüsse die Heerstraße der Mittelmäßigkeit einschlagen, um allmählich ganz zu verflachen, während in der Kindheit zurückgebliebene, mit Gaben scheinbar weniger bedachte Naturen sich erst in den Jünglingsjahren, allen Vermutungen zum Trotz, zu ungeahnter Blüte entfalten.

Vorläufig also lieferten die an mir vorgenommenen pianistischen Erstlingsversuche ein für beide Teile unerquickliches Resultat. Widerwille und Verdrossenheit kämpften mit erklecklichem Manko musikalischer Veranlagung, und die schwarzen Notenköpfe mit ihren sinnverwirrenden Anhängseln schienen ganz dazu angethan, mir mein junges Leben gründlich zu vergällen. Konnte ich überall der Nachsicht und Milde der sanftmütigen Mutter sicher sein, die tägliche

Übungsstunde stand unter dem Zeichen absoluter Regelmäßigkeit und unerbittlicher Strenge. Nicht daß es an gütlichen und thätlichen Versuchen zum Anstacheln meines Ehrgeizes gefehlt hätte! So erinnere ich mich beispielsweise eines „Sonntags", an welchem mein für Süßigkeiten recht empfänglicher Gaumen nach glücklicher Absolvierung des Pensums nähere Bekanntschaft mit dem als Lockspeise vor dem Notenpulte aufgepflanzten Zuckerwerke pflegen durfte, und eines „Donnerstags", da die leckere Augenweide bei Czerny Nr. 13 blitzähnlich meinen Blicken entschwand und ich mit beträchtlich geschwollener Backe ohne Aussicht auf zuckrige Belohnung weiter über falsch angebrachte Daumenuntersätze nachsinnen konnte. Mein Vater stand diesen mir aufgezwungenen Lektionen gänzlich passiv gegenüber. Ein schlechtes Schulzeugnis hätte seinen Zorn wachgerufen; aber falsche Akkorde und holperige Tonleitern konnten ihn nicht außer Fassung bringen. Wohl lieh er der Musik willig sein Ohr und freute sich an stillen Abenden des beseelten Vortrags einer Beethovenschen Sonate, in deren Geist seine geliebte Frau so seltsam und tief eingedrungen war. Aber mit diesen Darbietungen war seiner Ansicht nach der heiteren Muse ein genügender Ehrenplatz gegönnt, und das musikalische Unverständnis des Sohnes rührte ihn ebensowenig, wie es die Mutter schmerzte. Aus meiner Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete glaubte er vielmehr das Facit ziehen zu sollen, daß ich dereinst desto größeres Interesse für die Wissenschaften an den Tag legen würde. —

Zu den schönsten Lichtpunkten meiner Kindheit gehören die Weihnachtsfeiertage! Wochenlang vorher waren wir Kinder in fieberhafter Erregung. Wir bestürmten unsere

gute, treue Dienerin Anna Sorgenfrei, welche mit der Geburt meiner ältesten Schwester May in unser Haus gezogen war, mit unzähligen Fragen, und vom frühen Morgen bis zum Schlafengehen war das Fest Hauptgegenstand unserer Betrachtungen. Am 23. Dezember, mit Beginn der vierzehntägigen Ferien, präsentierte ich mich in der Regel meinem Vater mit einer tadellosen, von Marianne Prell ausgestellten Zensur, in dem freudigen Bewußtsein, daß mein Schulfleiß 24 Stunden später reiche Zinsen tragen würde. Mit Anbruch des großen Tages hatte unsere gespannte Erwartung den Höhepunkt erreicht. Durch die Thürspalten erblickten wir den hohen, tiefgrünen Christbaum, dessen tannenwürziger Duft alle Räume durchströmte. Jeden Augenblick ertönte die hellläutende Hausglocke; umfangreiche Kisten und wohlversiegelte Pakete türmten sich in buntem Durcheinander zu einem wahren Berge von Gegenständen, um später von sorgender Hand wohl aneinandergereiht die Weihnachtstafel zu schmücken. Nach dem Essen, gegen vier Uhr, fasse ich am Arme meiner May vor dem Aussichtsfenster Posto, um von weitem den lieben Großeltern zujauchzen zu können. Und dort nahen sie auch schon! — Das Dunkel, welches oftmals mein Gedächtnis an vergangene Zeiten in Nacht zu tauchen droht, verschwindet ganz . . . . der Schleier fällt . . . und vor mir stehen sie, die lieben, teuren Gestalten, als ob nicht alles längst, längst dahin wäre und ich sie noch gestern umschlungen gehalten hätte! Voran schreitet kerzengerade er, der ergraute blinde Großvater, die umnachteten Augen mit blauen Brillengläsern bedeckt, von einem grünen Schutzdache beschattet. Auf seinem Haupte thront der festtägliche, altfränkisch geformte Cylinderhut, dessen Pflege auf den ersten Blick die sorgsame Hand des Besitzers erkennen läßt. Auch

der fleckenlose dunkle Gehrock, der hohe Stehkragen und die schwarze, kunstvoll verschlungene Halsbinde verleihen seiner Haltung etwas Ehrwürdiges. Ihn führt, leicht auf den Arm gelehnt, meine Großmutter mit ihren noch im Alter schönen Gesichtszügen. Sie steckt natürlich gleichfalls in ihrem Sonntagsstaat, einem schwarzseidenen Gewande, und ihre Rechte umfaßt krampfhaft den treuen Begleiter, den kreisförmigen, strohgelben Mützenbeutel. Nebenher trippelt meine Patin, unsere gute Tante „Milchen", und ihre kleine untersetzte Figur läßt sie nur mühsam mit den anderen Schritt halten. Sie scheint mit Weihnachtsgaben reich bepackt und erweckt unsere kindliche Neugierde ebenso wie die beiden nachfolgenden Herren, zwei Pensionäre, von denen der eine, Namens Braun, seiner luxuriösen Geschenke wegen, bei uns Kindern in hohem Ansehen stand. Die Nachhut des kleinen, unserem Hause näherrückenden Zuges bildet die blitzsaubere Dienstmagd, die heute, schwer beladen, das Amt eines Packträgers übernommen hat. Flugs sind mein Schwesterchen und ich die Treppe hinabgesprungen, den lieben Großeltern entgegen. Das ist ein Begrüßen und Umarmen, ein Herzen und ein Küssen! „Mein Emilchen, mein guter Junge", tönt es von ihren Lippen, und über meinen Krauskopf fühle ich ihre streichelnde Hand. „Und den Weihnachtsmann fürchte ich gar nicht, Großmama," plaudere ich selbstbewußt. „Gewiß nicht, mein Engelskind, du warst ja fleißig und brav, und auch dein Weihnachtsgedicht hast du gewiß gut auswendig gelernt." Wir treten ein. In der warmgeheizten Wohnstube erwartet uns der weiß gedeckte Kaffeetisch, auf dem sich die braunen Lebkuchen wirkungsvoll vom weißen Linnen abheben. Alles ist vom aromatischen Geruche des Mokka erfüllt, zu dessen Gelingen meine Mutter ihr bestes

Können einsetzt. Großmütterchen hat in der bequemsten Ecke des grünsamtnen Divans Platz genommen, und ihre Füße ruhen auf dem schnell von mir herbeigeschafften Schemel. Nebenan wird sich die Tochter niederlassen, sobald sie der Kaffeedienst dispensiert. Großpapa behauptet würdevoll den Ehrensitz, den bestgepolsterten Sessel des Hauses, und seine Rechte ruht in der Hand meiner Tante, die an der Schwester Stelle jetzt die Sorge für die alten Eltern übernommen hat. Vor dem Ofen steht mein guter Vater, dem trotz seiner Wohlbeleibtheit so leicht keine Wärmetemperatur zu hoch ist. Jetzt wird der braune Trank kredenzt; er mundet trefflich und befriedigt selbst die verwöhnteste Zunge. Über die Straße hat sich inzwischen Dämmerung gelagert, und die draußen herrschende eiskalte Luft läßt uns den inneren, hellerleuchteten Raum nur desto traulicher und behaglicher erscheinen. „Horch, hat es nicht soeben am Hausthore geschellt?" fragt Onkel Braun. „Das ist gewiß Knecht Ruprecht," antwortet mein Großvater, und verstohlen blicken wir Kinder nach dem Eingange. Während meine Gefährtin May sich angsterfüllt zurückzieht und das zweijährige Nesthäkchen Alma von unserer Anna beschwichtigt werden muß, bemühe ich mich, möglichst standhaft zu erscheinen, und trete mutvoll, mit der Linken den auf rosafarbenes Papier geschriebenen Weihnachtsspruch umklammernd, dicht vor die Thür. Doch ein Zittern befällt mich, als ich des weißbärtigen, drastisch gekleideten Gesellen mit der turbanartigen Kopfbedeckung ansichtig werde, und seine Frage, ob ich stets ein gehorsames Kind gewesen, weiß ich nur mit einem stotternden „Ja, lieber Weihnachtsmann" zu beantworten. Aber schnell suche ich mich zu fassen, und kein Auge von der mystischen Erscheinung und dem drohend blickenden Ruten-

bündel abwendend, beginne ich ziemlich resolut meine angelernte Weise:

„Viel Kindlein sind geboren,
So lang die Erde steht."

Nach den bis zum Schlusse glücklich ohne Anstoß deklamierten Versen fehlt es nicht an belobigenden Worten. Zugleich eröffnet sich mir die erfreuliche Aussicht auf eine reiche Bescherung und — was mich vorläufig unendlich viel wichtiger dünkt — auf das baldige Verschwinden des unheimlichen Gastes. Gottlob, jetzt hat sich der Vorhang hinter ihm geschlossen — er ist fort, und wir dürfen wieder frei aufatmen. O heilige, kindliche Einfalt, wie ließest du dich damals trotz des schlecht verstellten väterlichen Organs so leicht bethören!

Unterdessen hat meine Mutter im Nebensalon über die Weihnachtstafel den letzten prüfenden Blick gleiten lassen, und der durch die Thürritzen dringende Lichterglanz sagt uns, daß der große Augenblick gekommen sei. Schon werden die Flügel zurückgeschlagen — wir schauen den Himmel auf Erden, und ein Ah des Entzückens entschlüpft unserem Kindermunde. Der kleine Zug hat sich gruppiert und bewegt sich vorwärts. Voran geht wieder er, der ergraute Blinde an der Seite seines Lottchens. Ich bemerke, wie er, die Hand auf die Stirne pressend, einmal vernehmlich aufseufzt. Es ist nur ein flüchtiger Augenblick, aber ein unvergessener. „Weint der gute Großpapa," flüstere ich zagend meiner Schwester zu? Sie sieht mich fragend an, erfaßt lachend meine Hände und zieht mich mit sich fort an den strahlenden Christbaum. Drinnen ergießt sich ein Lichtmeer über all die angesammelten Herrlichkeiten. Und während ich irrend

meinen Geschenken nachspähe, trifft mein kindlicher Blick nochmals den Einen, in dessen umflorte Augen selbst dieses gewaltige Lichtmeer nicht einzudringen vermag. Hoch aufgerichtet steht er wieder da, und sein grell beleuchtetes Antlitz verklärt ein Lächeln der Demut und der Gottergebenheit. Diese Vision währt nur nach Sekunden, aber sie ergreift unbewußt mein kindliches Gemüt, um nie mehr daraus zu entschwinden. Jetzt drängt alles seinem Platze zu; überall erschallen Worte der Bewunderung und des Dankes. Eine, von meiner Mutter selbst verfertigte Husarenuniform mit Ausrüstung, eine ganze Kolonne von Bleisoldaten und eine Reihe sonstiger Überraschungen zieren meinen Tisch. Auf dem Fußboden steht ein von Onkel Braun gestifteter, riesiger Pferdestall, welcher dem großmütigen Spender wieder alle Ehre macht. Nachdem ein jeder seine Schätze gründlich gemustert hat, wollen die gegenseitigen Umhalsungen kein Ende nehmen. Man ist des Glückes voll. Das schöne Fest hat seinen Höhepunkt erreicht. „Mein lieber, lieber Georg," höre ich meine Mutter reden, „wie überreich du mich heute wieder beschenkt hast," — und in den Zügen meines Vaters spiegelt sich das Gefühl der Zufriedenheit wieder über die seiner Gattin bereitete Freude. Die herrlichen, lichtreichen Stunden, o hätte ich sie doch ewig festhalten können! Minuten gleich eilen sie dahin, schon schlägt die neunte Stunde, und damit endigt die uns Kindern bis zum Schlafengehen bestimmte Frist. Noch ein Abschiedsblick auf die prächtigen Spielsachen, ein „Gute Nacht" den lieben Eltern, und bald senken sich unsere müden Augenlider zu tiefem Schlafe. Erloschen ist der Kerzenglanz! — In der Wirklichkeit, doch nicht in meiner Seele! An die Lichtpunkte meiner Kindheit, an die erinnerungsreichen heiligen Abende im elterlichen

Hause klammere ich mich noch heute, wie an ein teures, kostbares Vermächtnis!

* * *

Unter den vielen Persönlichkeiten, welche zu unserer Familie in nächster Beziehung standen, ragt, schon ihres eminenten Verstandes halber, Frau Sophie Lundt, die Schwester des Schriftstellers Friedrich Spielhagen, hervor. Sie hatte sich Ende der fünfziger Jahre mit dem Hauptmann Gerhard Lundt, dem späteren, langjährigen Direktor des „Allgemeinen Krankenhauses" zu Hamburg, vermählt, und aus der kurz nach ihrer Verheiratung mit meiner Mutter angeknüpften Bekanntschaft entspann sich binnen kurzem ein reger, inniger Verkehr, welcher neben gegenseitiger Zuneigung in der gemeinsamen Liebe zur Musik wurzelte. Sophie Lundt war eine geistvolle Klavierspielerin, deren gediegenes Können weit von den Bahnen des Dilettantismus abschwenkte und deren klassische Geschmacksrichtung sich vollkommen mit dem künstlerischen Glaubensbekenntnis meiner Mutter deckte. Man musizierte oft und fleißig miteinander, und diese regelmäßigen geselligen Zusammenkünfte, welche bald bei uns, bald im Lundtschen Hause stattfanden, boten den Ausführenden eine Fülle geistiger Anregung und den Hörern eine Quelle von Genüssen erlesener Art. Als ich sieben Lenze zählte, übernahm die intimste mütterliche Freundin die Oberaufsicht über meine musikalische Bildung, an deren Gedeihen meine Mutter nach wie vor in der täglichen Übungsstunde mitarbeitete. Zweimal wöchentlich, Mittwoch und Sonnabend, durfte ich nach Schulschluß den Gang ins Allgemeine Krankenhaus antreten, wo mir mittels eines Blüthnerschen Instruments eine weitere Dosis bitterer Czernyscher

Arznei injiciert wurde. Zum Entgelt für diese natürlich kostenlose Behandlung plagte sich meine Mutter wieder mit dem zweitältesten Sohne der befreundeten Familie, Karl, meinem Schulkameraden und Spielgenossen, welcher mir an schwächlicher musikalischer Konstitution wahrlich nichts nachgab und dessen pianistische Lebensfähigkeit thatsächlich nur an einem Faden hing. Dies neue, von beiden Müttern weise ausgetüftelte System förderte übrigens an mir einen erfreulichen Umschwung zu Tage. Ich wurde dank der neuen Heilmethode ein gefügigerer Patient, dessen Organismus sich an die ursprünglich mit Abscheu genommene Medizin förmlich gewöhnte. Bald entwickelten die kleinen Finger größere Beweglichkeit, das schmerzhafte „Kreuz" ließ an Empfindlichkeit nach, kurz, die anfangs bedrohlichen antimusikalischen Symptome verschwanden. Indem mir nämlich von Stunde zu Stunde die Bewältigung einer ganz bestimmten Aufgabe oblag, wurde an meinen Ehrgeiz appelliert, was zur Folge hatte, daß ich binnen wenigen Monaten unverkennbare Fortschritte machte. Ja, es nahte sogar die Zeit, da ich den genannten Wochentagen in freudiger Erwartung entgegensah, zumal mein kindlicher Instinkt mir sagte, daß Sophie Lundt, die ausgezeichnete, geistreiche Frau, an meinem Lebensgange dereinst segensreichen Anteil haben würde. In diesem unbewußten Vorgefühl ließ ich mich leicht und willig von der imponierenden Persönlichkeit meiner einsichtsvollen Lehrerin leiten. War die Klavierstunde mit Fleiß und Aufmerksamkeit beendet, so durfte ich zur Belohnung nach dem mit der Familie eingenommenen Mittagsmahle mit den Lundtschen Kindern in den herrlichen, großen Gärten, welche die Anstalt umgaben, die Zeit spielend verbringen. Das waren Sonntage im wahrsten Sinne des Wortes, wenn wir Knirpse uns nach

Herzenslust im Freien umhertummeln konnten! Zu den drei ältesten Knaben, Werner, Karl und Richard, fühlte ich mich besonders hingezogen, um so mehr, als mein Verlangen nach brüderlicher Liebe nie gestillt werden sollte, während mir Agnes, die achtjährige Gefährtin meiner May, Schwester und Freundin zugleich erschien.

In keinem Hause konnten sich Sitte und Anstand ein reizvolleres Stelldichein geben, als es im Lundtschen der Fall war. Zwischen den Eltern und Kindern, die sich mit den Augen dirigieren ließen und trotzdem nichts von Duckmäusern an sich hatten, bestand das denkbar zärtlichste Verhältnis, wie denn überhaupt auch unter den Geschwistern nie ein schriller Mißton und ernsterer Zwiespalt aufkommen konnte. Auf meinen Charakter blieb diese wohlthuende Umgebung, in welcher ich ununterbrochen zehn Jahre meiner Jugend verbrachte, nicht ohne Einwirkung. Ob durch Zeit und Raum voneinander getrennt, meine von größter Hochachtung und dauernder Erkenntlichkeit getragenen freundschaftlichen Gefühle für die Familie Lundt können niemals erkalten!

* * *

Im Jahre 1869 traf unsere Familie das erste schwere Ungemach. Mein Vater, der mit Fug und Recht zur besitzenden Klasse zählte, hatte so empfindliche Verluste erlitten, daß der Zusammenbruch des einst blühenden Geschäftes nicht mehr aufzuhalten war. Deutlich schwebt mir der Tag vor, an welchem er verstört, als gebrochener Mann nach Hause kam, um seine Gattin schonungsvoll auf den bevorstehenden Ruin vorzubereiten. Der Inhalt dieser traurigen Auseinandersetzung überstieg natürlich weit die Grenzen meines

kindlichen Denkvermögens; aber mein Inneres sagte mir doch, daß die Verdrießlichkeit des unwirschen Vaters auf Schlimmeres zurückzuführen sei, als auf ein weniger gelungenes Mittagessen. Kurze Zeit nachher erfuhr unsere Lebensweise nach innen und außen eine derartige Veränderung, daß sie selbst uns Kindern auffallend erscheinen mußte, obgleich wir vorläufig dadurch keinen direkten Entbehrungen ausgesetzt waren. Manche Zierde unserer reich ausgestatteten Wohnräume verschwand, einige Zimmer wurden zwecks Verringerung des Mietzinses einzelnen Herren überlassen, kurz, der ganze Haushalt beträchtlich eingeschränkt. Vor allem aber nahm meine Mutter ihre frühere Thätigkeit wieder auf, um dadurch energisch der augenblicklichen Bedrängnis zu steuern. Dem ausdrücklichen Wunsche des Gatten hatte sie ihren einstmals ergiebigen Wirkungskreis geopfert; nun, da sie sah, daß Hilfe not that, konnte nichts sie von ihrem Vorhaben abbringen. Umsonst blieben die Einwände und Gegenvorstellungen meines Vaters, dessen Stolz sich anfangs gegen diesen Vorsatz aufbäumte — sie mußten wirkungslos an ihrer Entschlossenheit abprallen.

Damals stand beinahe das ganze hamburgische Musikleben unter dem Scepter Ludwig Deppes, des Leiters der dortigen Gesangsakademie, dessen Methode die weitesten Kreise beherrschte und dadurch gleichsam zur Mode geworden war. Auch meine Mutter hatte sich nach dem Ableben Grunds zu seiner Lehrweise bekehrt und für dieselbe nach mehrjährigen praktischen Erfahrungen eifrig Propaganda gemacht. Mir persönlich wird es immer unverständlich bleiben, wie sich ihr freier, künstlerischer Geist an diese Ketten mehr oder minder erheblicher Pedanterie schmieden lassen konnte. Weit entfernt davon, das Nutzbringende und Beherzigenswerte

der Deppeschen Grundsätze zu verkennen oder zu schmälern, konnte ich nie begreifen, warum seine Apostel eigentlich, einer fanatischen Sekte gleich, ihre Abgötterei so weit trieben, des Meisters zumeist weise, jedoch selbstverständliche Theorien zu etwas Unerhörtem aufzubauschen, als wäre der Kunst des Klavierspiels dadurch eine ganz neue Ära erschlossen. Noch heute stehe ich meiner Mutter in dieser einen, mit der Zeit gewonnenen Ansicht diametral gegenüber, daß nämlich die ausschließlich unter Deppes Einfluß gezüchteten Elemente ebenso an außerordentlicher technischer Glätte und Sauberkeit, wie an farbloser Interpretationsweise zu erkennen waren. Was meiner Überzeugung nach jeder halbwegs erfahrene Pädagoge seinen Schülern im ersten Jahrgange beibringen muß: die geeignete Stellung der Hand, das rechtzeitige Vorbereiten zum unmerklichen Daumenuntersatze mittels geschickter Halbwendung des vorher beschäftigten Fingers, die Vermeidung unnötiger, zitternder Luftbewegungen bei Fallübungen und statt dessen ein direktes, freies Niedersinken mit nachgebendem Handgelenk — über diese natürlichsten Dinge der Welt, mit denen Unwissende allerdings oft ein sündiges Spiel treiben, worüber die Einsichtsvollen aber längst die Akten geschlossen haben, erging sich Deppe in endlosen, schwülstigen Erläuterungen. Wohl konnte seine Unterrichtsweise dem Anfänger eine gediegene, förderliche Unterlage zur gewissenhaften Lösung technischer Probleme gewähren; ein individuell und subjektiver empfindendes Talent mußte jedoch durch das Hervorkehren des rein Mechanischen unterdrückt, ja eingeschläfert werden. In den Musikheften seiner Schüler wimmelte es von Kleinlichkeiten, von zierlich geschriebenen Fingersätzen, die sich von selbst ergaben, und von Randbemerkungen oft belanglosen und unzweideutigen Cha-

rakters. Außer stande, den Inhalt eines noch so einfachen Werkes regel- und kunstgerecht am Klavier wiederzugeben und somit durch eigene Interpretation die deutlichste Vorstellung über Vortrag und Auffassung eines Musikstückes zu ermöglichen, suchte Deppe statt dessen Takt für Takt einer Mozartschen oder Beethovenschen Sonate zu secieren, zu zergliedern und durch manchmal zutreffende, aber zuweilen auch recht anfechtbare Gleichnisse zu illustrieren. Daß er dadurch subjektiverem Empfinden die Existenzberechtigung absprach, vielmehr seinen Zöglingen das Wesen der Kunst nur von seinem Gesichtspunkte, dem der absolutesten Objektivität des Vortrages, einimpfte, darf nicht verhehlt werden. Aber auch der Begriff „Technik" erheischt Kunst, und diese Technik, so wie ich sie mir vorstelle, diese Kunst, welche allein heute noch das blasiertesten Publikum aufzurütteln vermag, läßt sich weder in bestimmte Formeln zwängen, noch nach der Schablone erwerben. Gewiß legt ein kundiger Lehrer, von einem gewissen Prinzip ausgehend, den Grundstein zu einer soliden Technik nach einer ganz bestimmten Vorlage. Je weitsichtiger er aber ist, desto häufiger wird er es auf Abweichungen von seinem Lehrsystem ankommen lassen, vor allem in denjenigen Fällen, wo Hindernisse materieller oder ideeller Natur geradezu gebieterisch darauf hinweisen. Ein erfahrener Arzt kapriziert sich nimmer auf die Wunderkraft eines Heilverfahrens. Er studiert erst die Natur seiner Patienten und verschreibt seine Rezepte alsdann je nach den variierenden Verhältnissen. Deppe war kein solcher Arzt; er glaubte vielmehr für alle klavieristischen Übel und Gebrechen in der von ihm ersonnenen Kur ein Radikalmittel zu besitzen, und darin bestand eben seine Schwäche. Wenigstens ist das meine, aus langjährigen Erfahrungen herrührende

Auffassung und Ansicht, welche ich noch heute, ohne je zu seinen direkten Schülern gezählt zu haben, voll und ganz vertrete. Daß Deppe jedoch als Musiker durchaus ernst genommen zu werden verdient, unterliegt keinem Zweifel. Hierfür sprechen die von ihm während der Jahre 1862 bis 1869 mit der Hamburger Singakademie gegebenen, wohlvorbereiteten und rühmlichst bekannten Oratorienaufführungen, sowie seine achtunggebietende Leistungsfähigkeit als Oberleiter der nach Jul. Sterns Rücktritt im Jahre 1871 übernommenen Berliner Sinfoniekapelle.

Nach dieser Abschweifung, welche mir zur trefflichen Beleuchtung mancher später folgenden Einzelheiten notwendig schien, lenke ich wieder in mein Ausgangsthema ein. Für meine Mutter, der übrigens durch ihre gesellschaftliche Stellung früher oder später die verdiente Beachtung gesichert war, bedeutete Deppes Protektion an sich ein gewonnenes Spiel. Die Thatsache, seine würdigste Schülerin zu heißen, war der beste Geleitbrief, um diejenigen Kreise der Hamburgischen haute volée um sich zu scharen, welchen von dem mit Arbeit Überbürdeten keine Berücksichtigung zu Teil geworden war. Nach der dauernden Ansiedelung Deppes in Berlin ging natürlich ein großer Teil der Getreuen und Gläubigen in das Lager seiner eingeweihtesten Bekenner über, unter denen meine Mutter sich bald so gewaltigen Zuspruchs erfreute, daß der Eintritt in ihren Schülerkreis als besonderes Privilegium geschätzt und gesucht wurde. So konnte die meinem Vater durch vereitelte kaufmännische Spekulation geschlagene Wunde verhältnismäßig schnell wieder vernarben, zumal er, durch die Rührigkeit und Thatkraft der treuherzigen Gattin angestachelt, ebenfalls mutvoll Hand an den Aufbau seiner zertrümmerten Hoffnungen legte. In kurzer

Frist klärte sich unsere materielle Lage so weit, daß der bedrohliche Schaden ausgebessert war, allerdings nach Darbringung mancher Opfer, wovon unser tagsüber ununterbrochen gepeinigter Konzertflügel sein Stückchen erzählen konnte.

Die nächsten zwei Jahre führten in unserem stillen, beschaulichen Familienleben keinerlei Umschwung herbei. Desto mehr wurden die Gemüter durch die äußeren politischen Ereignisse in Aufregung versetzt, welche naturgemäß die wichtigsten Tagesfragen in den Hintergrund drängten. Vom Augenblicke der Kriegserklärung an beherrschte alle Schichten der Bevölkerung, groß und klein, nur das eine Gefühl: Gott schütze König und Vaterland und seine ins Feld der Ehre gezogenen, braven Söhne! Unvergessen bleibt mir der siebente August, an welchem uns die erste Kunde von dem Tags zuvor bei Wörth erfochtenen Siege erreichte; unvergessen der begeisterte Jubel, mit welchem die Berichte aus Metz und Sedan aufgenommen wurden. Sie sprachen zu dem achtjährigen Buben süßer und beredter denn alle Musik, und meine kleinen Finger wetteiferten an den langen Abenden förmlich, es den Erwachsenen in der Kunst des Charpiezupfens gleich zu thun. Und als dann kurz vor Beendigung des glorreichen deutschen Nationalkrieges die amtliche Verkündigung der Aufrichtung des Deutschen Reiches zu uns drang und wir an einem sonnenhellen Junitage dem glanzvollen Einzuge der mit Ruhm bedeckten Truppen zuschauen durften, weß' Herz quoll da nicht über in inbrünstigem Dankgebete zum Allmächtigen, unter dessen Schutz und Schirm unser teures Land aus Bedrängnis und Gefahr nicht nur siegreich, sondern größer und geeinter denn je hervorgegangen war!

Natürlich sollte ich erst Jahre später die wahre Bedeutung und Tragweite dieser glanzerfüllten Epoche voll erkennen. Erst auf meinen Streifzügen in ferne Lande gelangte ich über die eigentlichen Folgen derselben, über das in beiden Hemisphären gleich gewaltige Ansehen des Deutschen Reiches und die Vergünstigung, unter seinem Schutze zu stehen, zu klarem Bewußtsein.

* * *

Mit Vollendung des neunten Jahres, als meine Vorbildung bis zur Sexta des Gymnasiums gediehen war, trat ich aus der Prellschen — in die Gelehrtenschule des Johanneums über. Bei dieser Gelegenheit begingen meine guten Eltern in ihrer ganz unbegründeten Gläubigkeit an meine außergewöhnliche Reife ein grobes Versehen, das sich schwer an mir rächen sollte. Ein so aufgeweckter Knabe, der sich bis dahin von keinem Mitschüler die Würde eines Primus hatte rauben lassen und dessen musterhafte Schulzeugnisse förmlich von goldenen Worten des Lobes strotzten, durfte beileibe nicht in der untersten Klasse der neuen Schule sitzen! Das widersprach ihrer Eitelkeit, und der Gedanke, das vielversprechende Söhnchen zum Sextaner erniedrigt zu sehen, erschien ihnen so gesetzwidrig, daß sie mich ein halbes Jahr vor dem beschlossenen Eintritt ins Gymnasium durch einen Oberprimaner in die ersten Geheimnisse des Latein einweihen ließen, um mir dergestalt zur direkten Aufnahme in die Quinta zu verhelfen. Ihr sehnlicher Wunsch kam zur Erfüllung, ich bestand das Examen, wenn auch mit Ach und Krach, und mein Vater durfte sich nunmehr in dem stolzen Gedanken wiegen, an

seinem künftigen Stammhalter der Welt gegenüber das Exempel statuieren zu können, wie man mit sechzehn Jahren Abiturient und mit zweiundzwanzig Jahren Advokat wird. Die bitterste Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen! Schon im ersten Semester erging es mir jämmerlich, indem ich nirgends mit den Anforderungen Schritt zu halten vermochte. Unter dem Mangel einer stabilen Unterlage habe ich lange hindurch schmerzlich zu leiden gehabt; das Fehlen derselben stellte sich mir überall hemmend entgegen. Von den ewigen Mißerfolgen mürbe gemacht, verschwand zuletzt der gute Wille und die Lust am Lernen, um schließlich in Niedergeschlagenheit und Trägheit auszuarten. Wenn ich übrigens, im Gegensatze zu den meisten Beneidenswerten, die noch im Spätherbst ihres Lebens in der Rückerinnerung an ihre Schuljahre schwelgen, meiner stürmischen Gymnasialzeit mit Bitterkeit im Herzen gedenke, so trifft die Hauptschuld den tadelnswerten, scharf zu verurteilenden Geist, wie er in den siebziger Jahren im Schulgebäude am Speersort sein Wesen trieb. Nein, der Wahrheit die Ehre! Die Manier, wie die meisten der Herren Lehrer auf die Herzensbildung der ihnen anvertrauten Jugend hinwirkten, wie sie sich dieser verantwortlichen Aufgabe entledigten, kontrastierte schroff mit der Lehre vom Humanismus. (Auf die wenigen löblichen Ausnahmen, deren Vermerk ich mir schon zur rein persönlichen Befriedigung nicht entgehen lassen werde, komme ich weiterhin noch zurück.) Als Nachweis für meine Behauptung hier einige extemporierte Beispiele! Kaum zwei Monate befand ich mich auf den Bänken der Quinta, als mein Klassenlehrer, ein Dr. R ....., wegen ungenügender Vorbereitung die Strafe des Nachsitzens über mich verhängte. Aus Scham vor dieser, mir zum erstenmal wider-

fahrenen Schande und aus Furcht vor der Zuchtrute meines Vaters, der in solchen Dingen keinen Spaß kannte, fälschte ich dummerweise seine Unterschrift, indem ich mit zitternder Hand unter das Corpus delicti ein „Gesehen, J. G. Sauer" setzte. Natürlich wurde ich schleunigst überführt und außer den gebührenden häuslichen Prügeln mit vierstündiger Karzerhaft beglückt. Damit wäre gewiß der Tölpelhaftigkeit eines neunjährigen Tropfes genügt gewesen. Dr. R. dachte jedoch anders darüber. Nicht genug, daß er wie ein Staatsanwalt dem eingefleischten Urkundenfälscher gegenüber mein Vergehen vor allen Kameraden scharf geißelte und mein Ehrgefühl durch das Herauspressen einer öffentlichen Abbitte auf das Tiefste verwundete, hielt er es gleichzeitig für angemessen, vom Katheder coram publico dem geknickten Sünder die geflügelten Worte herabzuschleudern: „Sauer, du wirst noch einmal im Zuchthause endigen!" Nun, so weit kam es gottlob nicht mit mir, aber der Effekt dieses Zwischenfalles war so nachhaltig, daß die Erinnerung daran noch heute mein Blut in Wallung treibt. Derselbe Philologe besaß nebenbei eine mit Vorliebe in der unteren Abteilung bethätigte außerordentliche Geschicklichkeit im Ohrfeigenausteilen. Hageldicht sausten die wohlgezielten Schläge hernieder, deren erstaunliche Präzision man nach dem Pendel eines Metronoms hätte feststellen können. Ob man diese Zuchtmethode seitens der Oberschulbehörde gut hieß oder nicht, kümmerte natürlich niemand, wenigstens wagte keiner, sich dagegen aufzulehnen. Dieselbe Art der Erziehung betrieb mit gleichem Erfolge und Gelingen ein Professor K . . . . ., dessen mathematischen Unterricht ich in der Tertia durchzukosten hatte. Wie ein schleichendes Raubtier packte er gewöhnlich die gesuchte Beute und zwar vorzugsweise an

den Ohren, die er mit solcher Vehemenz um die Achse drehte, daß den betreffenden Delinquenten, unter welchen ich in meiner mathematischen Borniertheit eine hervorragende Rolle spielte, im buchstäblichen Sinne des Wortes das Hören verging. Einem anderen Mathematiker, einem Dr. H . . . . . , war der in den höheren Klassen ohnedies mit Verachtung gebrandmarkte Musikante eine willkommene Zielscheibe für seine boshaften Scherze. Zum Gaudium meiner Mitschüler eröffnete er in der Regel auf mein allgebraloses Hirn ein heftiges Kreuzfeuer, das natürlich mit meiner vollkommenen Niederlage endete und die ungeheuerlichsten Heiterkeitsausbrüche im Gefolge hatte. Dabei regnete es von stichelnden Bemerkungen, welche vollständig aus dem Rahmen der Schule traten, und welche, zumeist auf meine allbekannte Neigung zur Musik gemünzt, mich auf das tiefste verletzen mußten.

Noch eine Unzahl dergleichen drastischer Belege könnte ich an dieser Stelle anführen; ich ziehe es jedoch vor, an den unerbaulichen Rückblicken auf meine verkümmerten Schuljahre vorüberzueilen. Wie in den Kerker des nach Freiheit Schmachtenden, so fällt auch auf diesen, von Wetterlaunen beschatteten Lebensfrühling vereinzelt das Licht der Sonne, deren erwärmende Strahlen die fröstelnden Eindrücke, wie ich sie aus der Schule mit fortgenommen, mehr oder minder verwischen. Voller Herzlichkeit gedenke ich zu allen Zeiten eines Dr. Metz, meines Ordinarius in der Tertia, welcher inzwischen zu höheren Würden aufgerückt, noch heute selbigen Ortes mit der ihm eigenen Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe segnend seines Amtes waltet. Seine eiserne Strenge traf ohne Voreingenommenheit einen jeden, der seine Pflichten verabsäumte, und wenn ich je beträchtliche Lücken meiner Sprachkenntnisse auszufüllen vermochte, so verdanke ich dies

vor allem dem anschaulichen Unterrichte dieses eminenten Pädagogen. Für seine Weitherzigkeit und Toleranz zeugt am treffendsten das Citat, mit welchem er sich bei meinem Schulabgange vor Eintritt ins Konservatorium in mein Stammbuch verewigte: „*Τῆς ἀρετῆς ἱδρωτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.*“ „Vor die Meisterschaft haben die Götter den Schweiß gesetzt, aber auch hinter den Schweiß die Meisterschaft als dessen Lohn. Daß sie dein Lohn werde, wünscht von Herzen dein ehemaliger Lehrer.“ Auch tauchen unter den guten Geistern, welche mich vom Lehrstuhl herab redlich mit griechischen und lateinischen Vokabeln mästeten, die Gestalten der Professoren Bubendey, Reinstorff und Schader in meiner Erinnerung wieder auf. Wenn sie auch nicht vermochten, mich durch den Reiz ihrer Beredsamkeit aus der unbehaglichen Schwüle des Klassenraumes in eine neue, luftigere Gedankenwelt hinauszulocken, so kam es ihnen doch nie in den Sinn, den Schüler durch persönliche, gehässige Ausfälle zu verletzen und zur Verbitterung der ohnedies schon harten Schuljahre beizutragen. Darum versetze ich mich gern auf die Schulbank während ihres Unterrichtes zurück, dem würdigen Trifolium ein dankbares Andenken bewahrend.

* * *

Im Jahre 1873 wechselte unsere Familie ihr Standquartier. Die fortwährend schwankenden, dürftigen äußeren Verhältnisse verlangten immer gebieterischer eine gründliche Reform, und so vertauschten wir unsere stattliche Wohnung am Schulzweg mit der bescheidenen zweiten Etage eines in der Spaldingstraße Nr. 14 gelegenen, stark verrußten, kasernenartigen Gebäudes. Und mit uns, mit den Überresten der

auf das Notwendigste beschränkten Habe zog die Sorge. Zuerst huschte nur ihr Schatten ängstlich an den Wänden vorbei, oft Monde hinaus ausbleibend, von liebenden, mutvoll wehrenden Mutterhänden verscheucht. Später kauerte dies häßliche Phantom am Herde nieder, ging ein und aus, bei jeder Rückkehr ärger und rücksichtsloser denn zuvor an unsere Pforten klopfend. Ganz zuletzt fühlte sich die Schreckgestalt derart bei uns heimisch, daß sie trotz der tapferen mütterlichen Gegenwehr aus unserem Zufluchtsorte nicht mehr verschwand. —

Zu obenerwähnter Zeit war es, daß ich aus meiner musikalischen Gleichgültigkeit wie durch ein Wunder aufgerüttelt wurde. An einem der abwechselnd bei Lundts und bei uns stattgehabten musikalischen Abende überraschte ich die zahlreiche Zuhörerschaft ebenso wie mich selbst durch den immerhin achtbaren Vortrag der Polacca von Weber. Den technischen Schwierigkeiten nicht halb gewachsen, hatte ich mich noch tags zuvor mit dem mühsam angelernten Stück in der Stunde redlich herumgeplagt: nun spielte ich es, ob durch den Lichtschimmer oder die Umgebung instinktiv beeinflußt, wie ein gänzlich Verwandelter, auswendig, fehlerlos, mit eigentümlichem, feurigen Schwunge. Und im ermutigenden Selbstgefühl über das Erstaunen der Anwesenden schienen auch meine Kräfte wie durch Zauberschlag zu wachsen. Griffe, deren Gelingen bis dahin an der begrenzten Spannkraft meiner Hände scheiterten, gelangen plötzlich mit merkwürdiger Sicherheit, und die Läufe und Triller entquollen den Fingern so perlend und natürlich, als seien diese von jeher mit allen Schwierigkeiten vertraut gewesen. Dabei durchwehte den ganzen Vortrag jene gehobene Stimmung, wie sie sich aus den seltenen Momenten absoluten Ein-

vernehmens zwischen Hörern und Ausführenden ergiebt. Welcher Wandel hatte sich an mir vollzogen? Schien ich berückt und verzaubert, oder war dies alles Wahn und Sinnestäuschung? Damals, als sich der elfjährige Bursche, fieberhaft erregt, mit hochgeröteten Wangen vom Flügel erhob, begriff er selbstverständlich nichts von dem, was mit ihm vorgegangen. Heute halte ich längst den Schlüssel zu diesem scheinbaren Rätsel. Wie die halbwelke Tropenpflanze, deren im Norden erstickte Keime in ihrer Heimat unter zuträglicher Erde, von südlichen Sonnenstrahlen beschienen, zu neuem Leben erwachen, so hatte auch ich an diesem denkwürdigen Abend zum erstenmal den meinen musikalischen Trieben förderlichen Boden gefunden. Vor die Öffentlichkeit, zum hellerleuchteten Raume, dem Publikum von Angesicht zu Angesicht, zog es mich fortan mit Allgewalt. Unbewußt empfand ich, daß sich die Grundbedingungen zum Berufe der virtuosen Interpretation durch angeborenes Talent in mir vereinigten, daß diese neue Welt meine rechtmäßige Heimstätte sei. Dort, wo unberechtigten Eindringlingen der Atem stockt, wo sich die wenigen Auserkornen aber fesselos und frei fühlen, in der schwülen Atmosphäre des Konzertsaales, dort atmete auch ich neues Leben, die Ketten lösten sich, und die ermatteten Schwingen strebten ungehemmten Fluges höheren Regionen zu!

Dieser eindrucksvolle Abend bildete gewissermaßen die Grenze eines neuen Lebensabschnittes. Ebenso plötzlich wie die erkennbaren, bedeutenden Fortschritte entbrannte in mir leidenschaftliche Liebe zur Musik, und willig, ohne daß es weiter mütterlicher Ermahnungen bedurft hätte, widmete ich fortan meine Freistunden dem Klavierspiel. Zu Eifer und Ernst gesellten sich Freude und Lust am Lernen. Der

Anblick unseres alten Flügels erfüllte mich nicht mehr mit Grausen; er war mir ein trauter Freund geworden, mit dessen Hilfe ich mich nach vollbrachtem Tagewerk in die Offenbarungen unserer Großmeister versenken konnte. Bevor ein weiteres Jahr verging, hatte sich mein Können so weit über die bei einem Zwölfjährigen zu stellenden Anforderungen erhoben, daß ich mir als Wunderkind die ersten Sporen in der Öffentlichkeit verdienen konnte. Es geschah dies Ende 1874, als meine Mutter, animiert von zahlreichen Verehrern ihrer Kunst, sich hatte überreden lassen, im Saale des Konventgartens ein Konzert zu veranstalten, in welchem ich mit ihr auf zwei Klavieren die bekannten Variationen über Preciosa und einige Solostücke spielte. Der glänzende und unbestrittene Erfolg übertraf alle Erwartungen. Allerdings folgte auf diese Freude ermutigender Anerkennung gar bald ernüchternde Abkühlung, indem unter einer Spezialrubrik meines Weihnachtszeugnisses der warnende Vermerk figurierte: „Das öffentliche Auftreten Emils ist nach Paragraph so und so der Oberschulbehörde nicht gestattet." Meine Eltern brauchten sich diesen unverblümten Vorwurf nicht zu Herzen zu nehmen. Sie dachten nicht daran, aus meinen Fähigkeiten Kapital zu schlagen, und hätten eher gehungert und gedarbt, denn das Talent ihres Kindes zu dessen Schaden und Nachteil ausgebeutet. Selbst zugegeben, daß für meine Mutter die Idee etwas Bestrickendes hatte, von Zeit zu Zeit öffentlich mit ihrem Wunderknaben paradieren zu können, sie wäre sicherlich bei meinem sonst nachgiebigen Vater, der ganz andere Dinge mit mir plante, auf schroffen Widerstand gestoßen. Übrigens wahrten beide, im löblichen Gegensatze zu analogen Fällen, das richtige Prinzip, daß nichts größere Gefahren in sich birgt, als Einseitig-

keit, und daß der Grundstein zu jeglicher Kunst, welcher Art sie auch immer sein mag, eine möglichst universelle wissenschaftliche Unterlage ist. Mir zum Heile, dünkte es ihnen Pflicht, meine Zukunft durch gründliche, umfassende Gymnasialbildung sicher zu stellen und nicht nach berühmten Mustern mit dem Wohl und Wehe ihres Nächsten ein sündiges Spiel zu treiben. Oder begehen Eltern, welche in Kindesköpfen den Begriff „Kunst" großzüchten wollen, nicht schnöden Verrat an ihrem eigenen Fleisch und Blut? Man will eben nicht, man muß Künstler werden. Ob dieses Gefühl berechtigt ist, läßt sich nur an dem herangereiften Jünglinge erproben. So drückte ich denn weiter die Schulbank, meinen Gefühlen und Ohren entgegen, denen der Beifall der Menge weit lieblicher und verführerischer erklungen war, als die schnarrende Stimme und thätliche Nachhilfe des Professors K. Aber wenn der Faselhans unter brüllendem Gelächter der Kommilitonen sich seiner Rolle als Klassenauguft entledigt hatte, so trösteten ihn daheim als erquickender Born die Werke unserer Klassiker oder die in freier Phantasie entlockten Töne. Dann haderte in der Regel der Vater, brummte und murrte etwas von sinnlosen Träumern und ungeratenen Taugenichtsen, im Eifer sein graugemengtes Haupthaar zum Zeugen anrufend. Der geliebten Mutter Antlitz strahlte dagegen vor Glück und Zufriedenheit. Sie, die Tochter eines Kunstbeflissenen, selbst Musikerin mit jedem Blutstropfen, sollte an einem Sohne zweifeln, den die Musen offenbar schon an der Wiege gesegnet hatten? Und dem Klavier näherrückend, mich unter dem spontanen Eindrucke meines Spieles liebevoll mit beiden Armen umschlingend, flüstert sie leise, Wang' an Wange gelehnt: „Mein Emil, höre doch den schönen Spruch und merke ihn dir wohl:

Wer sich die Musik erkiest,
Hat ein himmlisch Werk gewonnen,
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel selbst gekommen,
Weil die lieben Engelein
Selber Musikanten sein."

* * *

Als kleines Intermezzo seien hier die Whistabende erwähnt, zu denen man sich jeden Sonntag nachmittag bei uns oder den Großeltern versammelte. Die ernsten Zeiten hatten an diesem alten Brauche nicht zu rütteln vermocht, und die einzige Zerstreuung, der einzige Luxus, dessen groß und klein sich nach Wochenschluß erfreute, waren diese gemütlichen Abende, an denen es übrigens einfach genug zuging. Mein Großvater hatte es im Whist mit Hilfe von Zeichen — kleine auf die Kartenbilder geklebte Pappausschnitte — zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht und verfügte über seine Blätter ebenso sicher und schnell, wie seine Mitspieler. Trotzdem sich in diesen Kämpfen ebenbürtige Gegner maßen und aus Bekanntenkreisen nur Gäste geladen wurden, die nicht bloß beim Abendessen, sondern vornehmlich beim Spiele mit Leib und Seele bei der Sache waren, so verlief eigentlich kein Rubber ohne ausgesponnene Debatten und Zwistigkeiten, den Kämpen zu belebender Würze, den Unbeteiligten zum Schrecken. Jede Finesse wurde wohl durchdacht, der kleinste Fehler einer scharfen Kritik unterzogen. Meine Schwester May und ich durften in der Regel, unsere Mäuschenstille vorausgesetzt, in die Karten schauen. Instinktiv wählten wir den Rücken der siegenden Partei, wohl ahnend, daß man

im Freudentaumel unsere Nähe entweder duldete oder vergaß. Vom Reize des Spieles verstand ich natürlich blutwenig; mich bannte weit mehr die Beobachtung der verschiedenen, manchmal urkomischen Physiognomien an den Kartentisch. Da thronte zuerst in unermeßlicher Leibesfülle Falstaffs Doppelgänger, der biedere Herr von Blessing, an welchem weder der mecklenburgische Adel, noch die massive nahrhafte Gutsherrenkost spurlos vorübergegangen schien. Seine kleine, rundliche Frau, sein „Tining", sorgte sich allerdings um ihn, weil er während eines Jahres zwei Centimeter an Umfang eingebüßt haben sollte, und machte für diesen beklagenswerten Umstand die geräuschvolle, atemraubende Großstadt verantwortlich, in deren Mauern sich das würdige Ehepaar mit einer knapp bemessenen Rente aus den fruchtbaren Gefilden Mecklenburgs zurückgezogen hatte. Wie dem auch sein mag, sein Dickwanst ließ auch heute nichts zu wünschen übrig und ebensowenig seine Selbstzufriedenheit und Selbstsucht. Blessing wurde in doppelter Hinsicht respektiert und gefürchtet: Als unbezwinglicher Matador, der mit unerhörtem Gleichmut die Krakeeler in ihre Schranken zurückwies und stets mit Glück und Verstand operierte, und als regelrechter Vielfraß, dem jede Rücksicht auf Hausfrau und Tischnachbarn fremd war, und der mit erbarmungsloser Wut den Inhalt der vollgehäuften Schüsseln in Trümmerhaufen verwandelte. Sein Wahlspruch lautete: „Wenn ich esse, spreche ich nicht," und meine gute Mutter opferte sich auf seiner Frau ausdrücklichen Wunsch als Tischnachbarin, um Fremde nicht den Eigentümlichkeiten dieses Sonderlings preiszugeben. Vielleicht wären dieselben in anderer Umgebung weniger aufgefallen. Auch hier trat das Komische dieser außergewöhnlichen Beleibtheit erst durch

den denkbar schärfsten Kontrast zu Tage. Nie berührte ein Wesen so wundersamerweise das Extrem, wie Blessings Nebenbuhler und Tischgenosse zur Linken, Friedrich Wilhelm Barkhausen, seines Zeichens Goldschmied, ein Ausbund von Kleinheit und Dürre. Hier überlegene Ruhe und Behäbigkeit, dort ein Gliedermännchen, flink und behende, mit nimmerrastenden Gebärden und Bewegungen. Auch in seinen sonstigen Gepflogenheiten unterschied er sich sichtlich von seinem Nebenmanne: Er aß wenig und sprach viel, so viel, daß es schwer hielt, neben ihm zu Worte zu kommen. Wenn seine Zungenfertigkeit die Grenzen des Erträglichen überschritt, so vermochte nur der aus grünlich funkelnden Augen herausgeschleuderte vernichtende Blick Blessings die Flut einzudämmen, d. h. auf Augenblicke beschwichtigend zu wirken. Überhaupt stand keiner so unter des letzteren Pantoffel, wie der arme Barkhausen, dessen Ehrfurcht vor Körperfülle, Abstammung und geistiger Überlegenheit so weit ging, förmlich Frondienste zu verrichten. „Barkhausen, wollen Sie bitte meine Gattin aus dem Nebenzimmer rufen," und: „Barkhausen, auf dem Korridor in der linken Seitentasche meines Überziehers finden Sie meine Cigarrenspitze," oder auch: „Barkhausen, schenken Sie mir doch gefälligst noch ein Glas Helles ein," waren so die gebräuchlichsten Formen, um den kleinen Märtyrer nicht aus der Übung kommen zu lassen. Den übrigen Spielern entging, sobald sie einmal die Spielwut erfaßte, das Unwürdige dieser Behandlung, und der gutmütige Barkhausen wagte nie, sich dagegen aufzulehnen.

Eine andere merkwürdige Figur, welche den intimen Sonntagsverkehr mit unserer Familie auch mehr ihrem Spieltalente, denn ihrer sympathischen Persönlichkeit zuschreiben durfte, war die Pastorin G., der wunderlichste Typus einer

Frauengestalt, die Versinnlichung der Mißgunst und Habgier. Die Macht ihres rechthaberischen Geistes lüftete bald den geheimnisvollen Schleier, welcher sich über das frühzeitige Grab ihres Gatten gesenkt hatte. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren von beneidenswerter Lebensfrische und katzenartiger Zähigkeit, erschien sie in ihrer Rüstigkeit als die Quintessenz einer Haustyrannin. Am unausstehlichsten wirkte sie am Whisttische. Schauten die Blätter nicht ganz so aus, wie sich die Pastorin dieselben gewünscht, oder wendete sich die Partie zu ihren Ungunsten, so erhob sie gewöhnlich ein Zetergeschrei von solcher Intensität, daß es sogar meinem sonst furchtlosen Vater angst und bange ward. In der Kunst des Keifens kam ihr keiner gleich; wir Kinder scheuten sie wie Schierlingsgift.

Ein kleines Begebnis aus damaliger Zeit hat noch frische Spuren in meinem Gedächtnisse hinterlassen. Alles ist in froher Erwartung zum Abendbrot versammelt. Eine gut beladene Tonne voll schönen Kaviars, ein Geschenk für meine Mutter aus Rußland, fängt eben bei der Pastorin an, die Runde zu machen. Atemlose Spannung, allgemeines Entzücken! Blessing, wie immer ruhig und zielbewußt, hat sich gerüstet. Und als die Schüssel ihn erreicht, staunen wir alle sprachlos über das Wunder: das Verschwinden des ganzen Inhaltes auf dem Teller des Unersättlichen. „Lieber von Blessing," wagt Barkhausen schüchtern und unterthänig einzuwenden, „geruhen Sie, Ihre Aufmerksamkeit dahin zu lenken, daß auch ich den Kaviar sehr liebe." „Das glaube ich schon," ertönt die Antwort wie aus dem Jenseits, „*aber nicht so sehr, wie ich.*" Nur dies einzige Mal habe ich Barkhausen aufrührerisch gesehen und Blessing beim Nachtmahle reden gehört.

* * *

Im Sommer 1876 wäre es leicht für immer mit meiner Musik zu Ende gewesen. Im zarten Alter kräftig und pausbäckig, das Urbild kerniger Gesundheit, begann ich als Zwölfjähriger öfters zu kränkeln und, plötzlich wie eine Bohnenstange emporschnellend, bedenklich abzumagern. Meine besorgten Eltern schickten mich deshalb auf Anraten unseres alten Hausarztes Dr. Homann während der Hundstagsferien zu vierwöchentlicher Erholung aufs Land. Dort in Ludwigsburg bei Eckernförde erkrankte ich infolge Genusses einer von unbesonnener Hand gereichten Cigarre an Unterleibstyphus so bösartigen Charakters, daß von Anbeginn jede Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen erschien. Wenn ich im entscheidenden Wendepunkte dennoch dem Tod gegenüber siegreich standhielt, so schulde ich diese Wiedergeburt vor allem, neben aufopfernder mütterlicher Pflege, der ausgezeichneten, sorgsamen Behandlung eines Dr. Lüders (inzwischen verstorbenen Sanitätsrates in Eckernförde). Lediglich aus Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl ziemt dem vortrefflichen Manne, der weder Entfernung noch Mühen scheute, mich dem Leben und meiner verzweifelten Mutter zu erhalten, in diesem Buche ein Ehrenplatz.

So schnell wie mich die tückische Krankheit zu Boden geworfen, erhob ich mich auch wieder. Die Tage der Krisis und Auferstehung trennte nur eine kurze Spanne Zeit. Wie berauscht atmete ich zum erstenmal wieder die linde Sommerluft, die meine eingefallenen Wangen umfächelte. Aber es dauerte lange, bis ich einen Teil meiner alten Kräfte wiedererlangte, während die Aussicht, es meinem Vater an unverwüstlicher Gesundheit gleichzuthun, mir fürderhin benommen blieb.

Auch in anderer Beziehung brachte das Jahr wenig

Freuden. Der Handel lag darnieder; das Geschäft des Vaters stockte gänzlich. Um dasselbe wieder in Fluß zu bringen, dazu hätte es anderen Unternehmungsgeistes bedurft, als seinem Naturell eigen war. So ruhten denn nahezu alle Verpflichtungen auf den Schultern meiner Mutter, und diese Bürde drückte um so schwerer, als es galt, den Ernst unserer Lage zur Aufrechterhaltung früherer Beziehungen zu verbergen oder doch herabzumildern. Ohne dies erzwungene, gekünstelte Versteckspielen hätten sich gewiß Stundenzahl und Einkommen verringert. Dadurch gestaltete sich die Situation nicht etwa rosiger; fühlt doch verschämte Armut am härtesten der Sorge Druck und Knechtschaft!

Es liegt nahe, daß solchergestalt der Wunsch in mir erwachte, durch meine musikalische Bevorzugung den Eltern wenigstens teilweise die Lasten meiner Erziehung zu erleichtern. Das dringende Verlangen, mir einen kleinen Verdienst zu sichern, sollte gar bald gestillt werden. In der Johanneskapelle zu Rothenburgsort bei Hamburg gelangte die Organistenstelle zur Erledigung, und nachdem mir zu Ohren gekommen, daß es sich dabei um eine veraltete Orgel kleinsten Modells con pedale ad libitum handle, deren Werk also weder lange Beine, noch geübtere Hände bedingte, meldete ich mich beherzt zu diesem Posten. Unter einem Häufchen von Bewerbern fiel die Wahl zu meinen Gunsten aus. Freilich stand der Sold von 52 Thalern jährlich in keinem Verhältnis zu dem zeitraubenden Amte, dessen Verrichtung den ganzen Vormittag in Anspruch nahm und die Geduld manchmal auf harte Proben stellte. Dessenungeachtet konnten mir die im Winter besonders fühlbare Entfernung, der lange Dienst und das klägliche, abgenützte Instrument nicht die Freude verleiden, mit dieser festen Anstellung die Kosten meines

Schulgeldes gedeckt zu wissen. Welch süßer Lohn nach saurer Arbeit, als ich am zwölften Sonntage meinem Mütterlein voller Stolz das erste Gehalt, zwölf funkelnde preußische Thaler behändigen konnte! Wie verkürzten sie mir, in der Rocktasche unaufhaltsam durch die Finger gleitend, den Heimweg! Nebenher fanden sich in der Nachbarschaft einige Lektionen, deren problematische Einträglichkeit von 50 bis 60 Pfg. pro Stunde mich damals noch über diese Plackerei mit bornierten Anfängern hinwegzutäuschen vermochte. Viel profitierten die armen Jungen, welche unter meiner Fuchtel standen, allerdings nicht bei mir. Mein Temperament war zu heißblütig, meine Langmut zu schnell erschöpft, um den Unterricht ersprießlich zu gestalten. Und gerade mir, der häufig genug an Nachsicht und Milde appelliert, hätte ein wenig Toleranz so vortrefflich zu Gesicht gestanden! —

Die vierwöchentliche Vakanz des nächsten Sommers benutzten die Mutter und ich zu einer improvisierten Tournée durch verschiedene Badeorte. Unsere Absicht war, auf diese Weise Nützliches mit Angenehmem zu verbinden. Da jene Ferienverwendung meinen Schulpflichten nicht zum Nachteil gereichte, so lag für die Obrigkeit auch kein Grund vor, sich dagegen zu verwahren. Anfangs versuchen wir unser Heil am Gestade der Ostsee und konzertieren mutig darauf los, in Travemünde, Niendorf, Scharbeutz und ähnlichen Nestern. Später sind es die beliebtesten Sommerfrischen des Harzes, Goslar, Wernigerode, Harzburg u. a. m., in welchen wir uns vergeblich abplagen, mit Hilfe unserer Kunst den zusammengeschmolzenen Mitteln aufzuhelfen. Umsonst, wir spielen meistens vor leeren Bänken; die spärliche Ernte deckt kaum die Reisekosten. Es ist immer die alte Leier — wir fahren nicht besser, nicht schlechter, wie die vielen anderen!

Gefeierte Sterne, berühmte Namen besitzen Anziehungskraft genug, die Aufmerksamkeit der Massen auf sich zu lenken; unbekannten Größen hingegen begegnet man überall mit Mißtrauen. Aus Mitleid besucht niemand Konzerte, am allerwenigsten ein Badepublikum, und der Verdacht, daß jemand seine Kunst übt, weil er es nötig hat, ist an und für sich schon genügend, dasselbe zu verscheuchen, vorausgesetzt, daß man sich nicht den kostenlosen Genuß eines Freikonzertes hinter geschlossenen Thüren zu verschaffen weiß. Solch Geschick trifft uns z. B. in Niendorf, wo von draußen hunderte andachtsvoll meinem Vortrage von Beethovens „Die Wut über den verlorenen Groschen" lauschen, während uns der Saal von der Estrade aus in erschreckender Leere angähnt und nur vierzehn besser Denkende den Dank für unsere Darbietungen mit ihrem Thaler quittieren. Wenigstens hatte dies Trauerspiel das Gute für sich, mich heute noch dieser Produktion vor vierzehn Köpfen seligen Andenkens rühmen zu können. Tiefer bin ich — wenigstens in der Zahl meiner Zuhörer — nicht mehr gesunken!

Ja, diese abenteuerlichen Kunstfahrten zeugten trübe Erfahrungen, bittere Enttäuschungen! Und dennoch möchte ich die Erinnerung an jene Zeit um keinen Preis missen! Nie war mir die mütterliche Gestalt liebenswerter, nie ihr Seelenadel, ihre Selbstverleugnung unnachahmlicher erschienen, als auf jenen ländlichen Streifzügen, da wir, dem Getriebe des Stadtlebens entrückt, ganz auf einander angewiesen, einander ganz gehörten. Wenn ich mit ihr den Waldessaum entlang rüstig bergab schritt, — sie, die Linke fest in meinen Arm gepreßt, stets unverändert frohen Sinnes — ich, in süßem Dünkel der Protektorwürde, voll übertriebener Behutsamkeit auf jeden Ast und Baumstumpf achtend, über

den ihr Fuß hätte straucheln können — wähnte ich mich da, in ihrer trauten Nähe, nicht gegen alle Anfechtungen und Widerwärtigkeiten des Lebens gepanzert? Oder wenn wir ermüdet an einem lauschigen Plätzchen rasteten und sie mit ihrer weichen Stimme die Erlebnisse der Kindheit schilderte, denen zuzuhören ich nie müde ward — von ihrem einträchtigen Familienleben und den Freuden der Jugend, von vereitelten Hoffnungen und den Launen des Schicksals, unter denen die Eltern so viel zu leiden gehabt — fühlte ich mich dort an ihrer Seite nicht geborgen, erwärmt von dem Hauche unaussprechlicher Güte und Liebe?

Vor diesem teuren Bildnis zerrinnen die düstern Schatten der Jugendzeit, verschwunden sind Trübsal und Herzeleid, und vor mir liegt wieder die Welt in ihrem verlockenden Glanze.

* * *

Als epochemachendes Ereignis des Winters 1877 begrüßte der musikliebende Teil Hamburgs das Wiedererscheinen Anton Rubinsteins. In dichten Scharen drängte das Publikum in seine Konzerte, zu denen man sich wochenlang vorher den Zutritt mühsam erkämpfen mußte. Neben Liszt und Paganini hat kein Instrumentalist berechtigteres Aufsehen erregt, keiner durch die Macht seiner Genialität mehr zu fesseln vermocht, wie dieser unvergleichliche Virtuose. Der sammetweiche, zauberhafte Anschlag, der gewaltige, hinreißende Zug seines Spiels mußten den unvoreingenommenen Hörer bis ins Innerste ergreifen und gefangen nehmen. Wenn wir ihm zuhören durften, durchbebte ein Schauer unsere Glieder; wir empfanden stets die Nähe einer gigantischen Persönlichkeit, deren Zauber sich niemand entziehen konnte

und vor welcher wir uns auch dann willenlos beugten, wenn sein manchmal zügelloses Temperament unseren Sinnen weit vorausgeeilt war. Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe sein, die unsterblichen Verdienste des Pianisten Rubinstein nach Gebühr zu kennzeichnen. Daher nur einige persönliche Bemerkungen. Mir, dem Liszt in seiner Blütezeit zu hören leider versagt blieb, erscheint Rubinsteins Reproduktionskunst als der Gipfelpunkt des Klavierspiels. Er begnügte sich nicht mit der sorgsam gefeilten Ausarbeitung einiger Dutzend Virtuosenstückchen; sein Repertoire bewegte sich in geradezu erstaunlichen Dimensionen. Er setzte nicht seine Ehre darein, die Zeitgenossen in technischer Beziehung im Record zu schlagen, überließ es vielmehr den Spezialisten, sich in Schnelligkeit und Unfehlbarkeit von Oktaven- und Terzengängen gegenseitig schier zu überbieten. Was galten ihm einige weniger gelungene Einzelheiten! Sein künstlerischer Blick richtete sich auf Wichtigeres. Nicht auf Details, sondern auf die mit angeborenem Instinkt herausgefühlte, harmonische Verschmelzung des Ensembles kam es ihm an. In der mir unvergeßlichen Wiedergabe einzelner Beethovenscher Werke, vor allem der Sonaten von Schumann und Chopin, der Phantasie op. 49, der Barcarolle op. 60, verschwanden alle etwaigen Mängel vor dem überwiegenden Gesamteindrucke des groß angelegten, mit kühnen Pinselstrichen entworfenen Bildes. Was bedeutete ein Fehlgriff, ein mißlungener Lauf, eine überhastete Passage gegenüber jener hohen, dramatischen Dichtkunst, die hier am Klavier zu uns sprach? Gewiß — pedantische Kleinigkeitskrämer, die den Wald vor Bäumen nicht sehen, verdroß jene zeitweilige Nonchalance im Danebengreifen auf das ärgste. Mir selbst und mit mir zahllosen Gleichgesinnten waren trotz alledem

Rubinsteins falsche Noten lieber wie anderer Pianisten richtige.

Für seine Größe sprechen am überzeugendsten seine Erfolge. Sie sind ein besserer Gradmesser, ein kräftigeres Beweismittel, als alle Lobeshymnen der Presse. Denn in unserem Berufe ist eben die Stimme des Volkes Gottes Stimme. Ihm brauchte keine fanatische Clique, keine „wohlmeinende" Kritik den rauhen Künstlerpfad zu glätten. Sein Genie hat ihm den Weg zum unvergänglichen Ruhme gebahnt, einem Ruhme, der sich über den ganzen Erdball erstreckte. Im Herzen des schwer zugänglichen, kühlen Norddeutschen erweckten seine Töne denselben begeisterten Widerhall wie in den Herzen seiner Landsleute. Er predigte allen Völkerstämmen in derselben beredten Sprache. Sie alle verstanden ihn — Engländer und Amerikaner, Franzosen und Deutsche, Türken und Griechen — und wenn sich die imposante Erscheinung vom Flügel erhob, so empfand die Mehrzahl unter ihnen, daß er, ein Stück aus seinem eigenen Leben erzählend, ein Stück seines Lebens bei ihnen zurückgelassen hatte.

Seine Laufbahn glich einem anhaltenden Triumphzuge. Wo immer er sich zeigte und seine Zaubertöne erklangen, jubelte ihm die Menge entgegen. Weit und breit erscholl das Echo seiner Großthaten, und meine in künstlerischen Dingen sonst kaltblütige Vaterstadt erwartete natürlich den im Zenith seines Ruhmes Zurückkehrenden voller Spannung und Ungeduld.

Unter der andächtigen Zuhörerschaft, welche der Meister binnen wenigen Wochen viermal in den großen Konventsaal rief, fehlten meine Mutter und ich kein einziges Mal. Die Wirkung seines Spiels auf mich spottet jeder Beschreibung.

Ich hatte kurz zuvor von Frau Schumann das Klavierkonzert ihres Gatten, von Hans von Bülow die fünf letzten Beethovenschen Sonaten vortragen gehört und mich, hier sowohl als dort, an der pietätvollen, objektiven Auffassung erbaut, ohne allerdings aus Rand und Band zu geraten. Wie anders bei Rubinstein, dessen spontane, subjektive Art des Vortrags mich in einen Taumel des Entzückens versetzte! Die unverwischlichen Eindrücke, welche seine Glanznummern in mir erzeugten, z. B. des Mozartschen A-moll-Rondos, der Variationen von Haydn, der Fis-moll-Sonate, Kreisleriana und Phantasiestücke von Schumann, der Schubertlieder in der Liszтschen Transskription u. a. m. — sie stammen alle aus jener Zeit! Atemlos, vor innerer Erregung bebend, lauschte ich der neuen Offenbarung; kein Ton, keine Schattierung entging meinen Ohren. Alles erschien mir in neuem Lichte, in dessen Schein sich mir eine bisher ungekannte Welt aufthat. Mit pochenden Schläfen, wie ein Trunkener trete ich den Heimweg an. Zu Hause angekommen, eile ich an den Flügel und beginne halb träumend zu präludieren, zuerst schüchtern und zaghaft, fast beschämt über das Wagnis, meine Klänge mit der Erinnerung an die seinigen zu verweben. Plötzlich zieht es mich mächtig an, mir die soeben vernommene, erschütternde Tragik des „Erlkönig" ins Gedächtnis zurückzurufen. Fast übermütig packe ich mit der Rechten das vibrierende G in der Oktave, und dumpfgrollend verkündet die aufwärts gleitende Sextolenfigur im Basse den Beginn des ergreifenden Dramas. Von diesem Augenblicke an vergesse ich Ort und Zeit, kurz alles um mich her. Von unsichtbaren Mächten getrieben, lodert hell in mir die Flamme der Begeisterung; sie trägt mich leicht hinweg über alle Hemmnisse.

Ich weiß, dies alles klingt unglaubwürdig, wie ein hübsch ersonnenes Märchen. Und doch ist es nichts als nackte Wirklichkeit! Ein Wunder hat sich an mir vollzogen, ein noch erstaunlicheres Wunder als an jenem Abende, da ich mich zum erstenmal öffentlich produzierte. Wieder bin ich mit einem Schlage um Jahre reifer geworden, ein göttliches Geschenk ist mir in den Schoß gefallen, ohne daß ich mich durch harte Arbeit darum verdient gemacht hätte, und dieser sichtbare Fingerzeig deutet mir klar den ferneren Lebensweg. —

Zwei Tage darauf stand ich vor der Thüre, die zum Gemache Rubinsteins führte. Meine Mutter hatte demselben schriftlich die Bitte nahegelegt, mich spielen zu hören, um als unparteiischer Schiedsrichter über die Zukunft ihres Kindes zu entscheiden. Ein in liebenswürdiger Form verfaßtes Antwortschreiben bestellte uns auf den nächsten Vormittag nach Streits Hotel, wo der Gefeierte Wohnung genommen hatte. Mit klopfendem Herzen vernahm ich das Losungswort „Herein", das mich ihm zu Angesicht führte. Durch die halbgeschlossenen Vorhänge stahlen sich heimlich die ersten Strahlen der Märzessonne, und Tausende ihrer silbernen Fädchen ergossen sich blendend über das mächtige Haupt des großen Meisters, der am Schreibtische emsig ein Bündel von Manuskripten durchstöberte. Mit leichter Kopfbewegung zuerst die Eindringlinge musternd, erhob er sich rasch und reichte uns mit freundlichem Lächeln die Hände. „Besäße ich doch diese Hände, die Tausenden Erquickung spenden," dachte ich, nur mühsam meine Erregung niederkämpfend. Nach dem üblichen Begrüßungszeremoniell drängte die Mutter nochmals auf ein rücksichtsloses, überzeugungstreues Urteil. „Seien Sie unbesorgt, Madame," entgegnete Rubinstein, „nichts liegt mir ferner, als in Ihnen trügerische

Hoffnungen zu erwecken. Die Zeit der Wunderkinder ist vorbei; ebenso hat sich das schale Virtuosentum, welches vor Jahrzehnten so üppig wucherte, selbst überlebt. Wer sich heute unter der Legion von Pianisten und Pianistinnen einen Ehrenplatz erringen kann, der muß als echter und rechter Musiker geboren sein. „Nous sommes étonnés de la quantité des peintres et de la rareté extrême des artistes," äußerte jüngst so treffend ein französischer Litterat. Das läßt sich natürlich auf jeden Zweig der Kunst anwenden. Viele halten sich ja für berufen, aber wenige sind eben auserwählt. In der That, ich fürchte fast, daß Sie enttäuschter von mir gehen werden, als Sie gekommen sind," schloß der Meister seine keineswegs ermutigende Anrede, und um seine Lippen zuckte es schmerzlich. Die Wangen meiner Mutter verfärbten sich leicht, aber sie bewahrte äußerlich ihre Fassung. „Jetzt oder nie, mein Emil," klang es leise hinter mir, während mich Rubinstein an den geöffneten Bechstein geleitete. „Also laß mich hören, mein Sohn," sagte er, und mit leichter Handbewegung auf die Klaviatur deutend, fügte er mit humoristischer Geste hinzu: „Hic Rhodus, hic salta!" Bis dahin waren mir Angst und Schüchternheit fremde Begriffe; jetzt lag es plötzlich wie ein Alp auf meiner Brust. In dieser Anwandlung von Schwäche richtete sich mein Blick fest auf jene Gestalt, aus deren treuen Augen ich in bangen Stunden stets Mut und Zuversicht schöpfte. Noch ein kurzes Vorspiel, um mich zu vergewissern, ob die Finger auch in seiner Gegenwart die Dienste nicht versagen — dann erschallt der erste F-dur-Dreiklang von J. S. Bachs italienischem Konzert, und fortan fühle ich mich aller Fesseln ledig. Das Bewußtsein von der Nähe des Gewaltigen hindert mich nicht mehr; seine Gegenwart ist vielmehr die aus-

schließliche Ursache meiner wiedererwachten Inspiration. Die Mutter hat mir später oftmals wiederholen müssen, wie sich schon nach wenigen Minuten das anfangs ermüdete, tiefernste Antlitz des Meisters erhellt habe und mit welch gesteigerter Teilnahme er meinen weiteren Vorträgen, die noch Beethovens Fis-dur-Sonate und diverse Stücke von Chopin und Liszt umfaßten, gefolgt sei. Wie freudig überrascht er dreingeschaut hatte, hie und da ein beifälliges Kopfnicken, einen aufmunternden Zuruf spendend! Sie hatte sein Mienenspiel zu ängstlich verfolgt, um sich nicht später aller Einzelheiten genau zu erinnern. Als ich geendet, schritt er sichtlich bewegt auf mich zu und küßte mir mit verhaltener Rührung die Stirne. Dann bemerkte er, zu der Mutter gewendet, daß kein Zweifel über meine Begabung bestünde und unter Zugrundelegung des strengsten Maßstabes meine Berufswahl zum Musiker nur anzuempfehlen sei. Ja, daß es geradezu eine Sünde wäre, hier abzuraten, statt zuzureden. Auf die Frage, ob er vielleicht dereinst selbst meine Ausbildung übernehmen würde, schüttelte er wehmütig das Haupt. „Ich bin kein Pädagoge," meinte er. „Dazu gebricht es mir an den drei wesentlichsten Dingen, an Lust, Muße und Geduld. Aber ein Größerer als ich, der Größten einer, soll sich dieses Knaben annehmen, mein Bruder Nikolaus. Lassen Sie Ihren Jungen vor allem ruhig weiter das Gymnasium besuchen, es ist vorderhand das wichtigste. Ein Ungebildeter kann auch durch die Sprache der Tonkunst nicht bilden. Wenn dann die Zeit gekommen ist, soll es ihm an einer warmen Empfehlung an meinen Bruder in Moskau nicht fehlen. Dort wird er alles lernen, was überhaupt gelernt werden kann. Genial muß er dann später durch sich selbst werden."

Es entstand eine kurze Pause. Die Sonne hatte sich in das Zimmer Bahn gebrochen und überflutete alle Gegenstände mit einem Meer von Licht. Aber am hellsten schien sie in die Herzen zweier glücklicher Menschenkinder. Wir verabschiedeten uns. Meine Mutter stammelte vor Ergriffenheit einige Worte des Dankes, die Rubinstein geflissentlich zu überhören schien. Seine Augen ruhten voller Wohlwollen in den meinigen. Segnend legte er mir die Hand aufs Haupt und sprach: „Die Bahn, welche du durchmessen willst, führt über Gestrüpp und Stein, an Dornenhecken entlang. Nur Ausdauer und Unerschrockenheit werden dich vor vorzeitiger Ermattung bewahren. Wir werden uns wiedersehen, mein Sohn! Möge ich mich alsdann überzeugen können, daß du standhaft auf deinem Posten ausgeharrt hast, und möge dich ein guter Stern auf deinen ferneren Wegen geleiten!“

Wir gingen. Als wir auf den Jungfernstieg traten, stand vor uns der Vater. „Nun, was ist *seine* Ansicht?“ fragte er gespannt. Er brauchte keine Antwort: er las sie deutlich genug auf den Zügen der Gattin, in deren feuchten Augen eine Freudenthräne schimmerte. „Also doch,“ murmelte er vor sich hin, „ich hätte gewünscht, es wäre anders gekommen; aber meinetwegen — mag jetzt die Vorsehung walten!“

* *
*

Von jenem Tage ab erlosch in mir der letzte Funke von Teilnahme für die Irrfahrten des Odysseus und die Kriegsthaten des großen Cäsar. Die Musik allein beherrschte all mein Sinnen und Denken, und nur das unerbittliche Muß und der Lockruf „Moskau“, welcher mir ver-

heißungsvoll ins Ohr drang, schützten mich vor der Versuchung, vor der bezeichneten Frist fahnenflüchtig zu werden. Mit den stetig wachsenden Anforderungen der Schule, in welcher sich von Jahr zu Jahr ein schneidigeres, preußisches Regime geltend machte, mußte meine Lieblingsbeschäftigung immer mehr in den Hintergrund treten. Dennoch setzte ich es durch, einen kleinen Bruchteil meiner Zeit der Pflege theoretischer Studien zu widmen. Den Anstoß hierzu gab der ehemalige Dirigent der Leipziger „Euterpe", A. F. Riccius, ein ebenso feinsinniger Musiker als gediegener Schriftsteller, der nach von Dommers Ableben das Musikreferat für die „Hamburger Nachrichten" übernommen hatte. Von dritter Seite auf meine Erstlingsversuche in der Komposition aufmerksam gemacht, erbot er sich gern, mich in das Wesen der Harmonielehre einzuführen. Diese Stunden, welche zwei Jahre hindurch regelmäßig Sonntags stattfanden, bildeten in der That meine größte Sonntagsfreude. Wie die meisten großen Theoretiker war Riccius als Komponist weder fruchtbar noch erfindungsreich; dafür konnte man sich schlechterdings keinen besseren Lehrer wünschen. Streng, anspruchsvoll und überaus gründlich, wußte er den Schüler selbst für den trockensten Stoff zu erwärmen und empfänglich zu machen; ein ebenso anregender als anschaulicher Unterricht, dem ich nur ungern bei meinem Abgange nach Moskau entsagte und welchem ich vieles zu danken habe. Als Mensch schien Riccius ein wunderlicher Kauz, das Prototyp eines verknöcherten Hagestolzes und verbissenen Kritikers. Eigentlich war er nur das Erstere, wohl weniger aus Liebhaberei, als unfreiwillig. Sein auffallend unschönes Äußere mochte zu diesem Junggesellenleben, das er in rührender Einigkeit unter Obhut einer ebenfalls von der

Natur stiefmütterlich bedachten Schwester führte, viel beigetragen haben. In seinem Inneren schlummerte übrigens ein weicheres Gemüt, als die kalten Gesichtszüge, in denen zwei graue, stechende Augen nisteten, auf den ersten Blick verrieten. Wohlwollend, mild und maßvoll, wo es galt, Kunstjünger anzuspornen oder Berufene zu accreditieren, entbehrte sein Urteil stets des gehässigen, aggressiven Beigeschmackes. Seine Aufsätze interessierten auch ohne sarkastische Würze, obgleich man ihnen weder besonders glänzende Stilistik, noch neue, blendende Einfälle nachrühmen konnte. Ohne das Beiwort „klassisch" zu verdienen, waren sie dennoch keine Alltagsware, sondern das Erzeugnis eines erfahrenen, klar und ruhig denkenden Kopfes. Riccius blieb mehr eine lokale Größe, eine Erscheinung, deren Ruhm kaum über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinausragte. Als aber der verdienstvolle Mann im 67. Lebensjahre nach schweren Leiden abgerufen wurde, trauerten um seinen Verlust zahlreiche Freunde und Anhänger — und nicht zum wenigsten ich selbst.

Der Vollständigkeit halber sei hier auch der Klavierstunden gedacht, die ich längere Zeit bei Fräulein Elise Timm genoß. Von Deppe selbst in Hamburg zum Hauptapostel eingesetzt, wirkte sie daselbst mit glänzendstem Erfolge als eifrigste Verfechterin seiner Theorien. Indem ich bei ihr in die Lehre trat, erfüllte sich ein lebhafter Wunsch meiner Mutter, die mir zur würdigen Vorbereitung für Moskau keinen besseren Halt geben zu können glaubte, zumal ich meiner ersten Meisterin entschieden über den Kopf gewachsen war. Wenn das Resultat dieser Neuerung dennoch hinter den gehegten Erwartungen zurückblieb, so trage ich selbst daran wohl die Hauptschuld. In den Flegeljahren

ist schon eine gestrenge, männliche Leitung von nöten, in deren Händen die Zügel straff angezogen ruhen. Es war mein Gewinn, daß sich eine solche Respektsperson, die keine Gnade kennt, bald einfand. Immerhin sind die paar Jahre, in denen sich Elise Timm redlich um mich verdient zu machen suchte, keine verlorenen gewesen. Ich habe bei ihr eine annehmbare Portion von Fingerübungen, Skalen und sonstigen technischen Delikatessen hinuntergeschluckt und manch willkommenen Rat mit auf den Weg genommen. Eines hat unter ihrem Drill sicherlich nichts eingebüßt — meine Fingergelenkigkeit. Gleichsam der Generalissimus jener klavierspielenden Armee, welche den Kultus mit Deppe auf die Spitze treibt, erfüllt die vortreffliche Dame noch heute ihre Mission streng überzeugungstreu, mit rührender Gewissenhaftigkeit.

* * *

Das Jahr 1879 brachte endlich die Verwirklichung meiner Hoffnungen. Ich durfte zu Ostern dem Gymnasium Valet sagen, um mich nun ganz der Musik zu ergeben. Wirklich hatte Rubinstein unserer nicht vergessen und meine Ausbildung bei seinem Bruder warm befürwortet. Schon im Mai wurde uns von der Inspektion des Moskauer Konservatoriums der schriftliche Bescheid, der Direktor sei gesonnen, sich meiner anzunehmen, sofern ich mich Ende September einem Examen unterwerfen würde und das Prüfungsergebnis den Erwartungen entspräche. Damit war schon vieles gewonnen, aber noch nicht alles! Woher die Mittel für die Kosten der Studien und des Lebensunterhaltes nehmen? Einer Frau von Zadonsky war es vor-

behalten, mir mit Hilfe ihrer Schwägerin, sowie des rührigen Leiters der Charkower Musikschule, Slatin, eine Freistelle in Moskau zu erwirken. Sie hatte nach dem frühen Tode ihres Mannes, der ausgedehnte Güter im Charkowschen Gouvernement besaß, in Hamburg Wohnsitz genommen, lediglich zur Erziehung ihrer noch unmündigen Kinder, eines Knaben und zweier Mädchen. Dem Zufall, daß sie mich in einem Konzerte hörte, dankte meine Mutter ihre Wahl zur Lehrerin und einen viele Jahre bestehenden freundschaftlichen Verkehr, welcher sich auch auf uns Kinder erstreckte. Daß man einem Deutschen russischerseits ein Stipendium gewährte, zeugte, da ohne Präcedenz, von dem bedeutenden Einflusse meiner Beschützerin, deren Schuldner ich mein Leben lang bleibe. Auch für meine Ausrüstung und die notwendigsten ersten Bedürfnisse wurde durch ein Konsortium menschenfreundlich Gesinnter, an denen meine Vaterstadt so reich ist, Rat geschafft. Bewährt sich doch unsere Hansa, wo immer es zu helfen gilt, als die Hochburg der werkthätigen Nächstenliebe!

Nachdem somit auch diese Schwierigkeit behoben war, stand meiner Abreise nichts mehr im Wege. Anfangs konnte ich den großen Moment kaum erwarten und zählte förmlich Tage und Stunden. Je näher indes der Zeitpunkt rückte, desto enger schnürte sich mir die Kehle zusammen. Mein Gott, was war mir eigentlich in den Sinn gekommen, diese Fahrt ins Ungewisse, in ein Land, dessen Sprache ich nicht mächtig, so sehnlichst herbeizuwünschen? Sie, die Mutter, die Geschwister, kurz alles, was mir lieb und teuer, sollte ich verlassen, ich, das verhätschelte Muttersöhnchen, das bis dahin kaum über das Weichbild Hamburgs hinausgekommen? Und waren wir auch nicht gerade auf Rosen

gebettet, lag nicht der Schwerpunkt unserer Stärke gegenüber der Not in innigem, festem Zusammenhalten? —

Es war ein trüber, naßkalter Spätsommertag, als ich von den Meinigen Abschied nahm. Ein feiner Sprühregen rieselte unaufhaltsam hernieder, und bleischwer lagerten die Wolken am Horizonte, — der passende äußere Rahmen zu meiner inneren Stimmung! Mir ging das Herz über, da mich die Lieben beim letzten Glockenzeichen noch einmal umarmten. Die Mutter zerfloß in Thränen; der Gedanke, mich auf unabsehbare Zeit hergeben zu müssen, hatte ihre Willenskraft völlig gebrochen.

Noch wenige Sekunden, noch ein Tücherschwenken, bis die teuren Zurückgebliebenen meinen Blicken entschwanden. Dann warf ich mich in die Kissen zurück und weinte bitterlich. „Hab Dank, du liebes Elternhaus," klang es in mir. „Hab Dank für alles, was du mir gewesen! Der erste tiefer bohrende Schmerz ist die Trennung von dir. Das Geschick hat uns in verschiedene Himmelsrichtungen zerstreut und die starken Bande, welche mich bislang an dich allein knüpften, zersprengt. Jene Gefühle der ersten, sorglosen Jugend erstarben — der Ernst des Lebens hat sie getötet!"

# Wer mich zum Musiker machte

Die Reise selbst verlief ziemlich glatt, wenn auch nicht ohne kleines Abenteuer. In der polnischen Grenzstation Alexandrowo verursachte das Passieren eines russischen Hofzuges, der sich nach Skiernewice, dem seither durch die Dreikaiserbegegnung historisch gewordenen Orte, bewegte, eine mehrstündige Verspätung, sodaß wir den Anschluß nach Moskau versäumten und zwangsweise vierundzwanzig Stunden in Warschau liegen bleiben mußten. In dieser Notlage half mir, dem unbeholfenen Neulinge auf Reisen, ein freundliches Ehepaar, das auf den in Rußland sehr gewöhnlichen Namen Rubinstein hörte und auf Kredit seines großen Namensvetters gleich mein Zutrauen gewann. Es nahm mich ins Schlepptau, sorgte für passende Unterkunft und gab acht, daß ich mir in der lastervollen Hauptstadt die jungen Flügel nicht sengte. Üble Erfahrungen, denen Fremde und Sprachunkundige in der Regel zum Opfer fallen, wurden mir auf diese Weise erspart. Ich brauchte kein Lehrgeld zu zahlen und konnte anderen Tags unbehelligt weiter des Weges ziehen. Das Glück blieb mir auch ferner treu. Von Warschau

ab fand ich in Wilhelm Fitzenhagen, dem glänzenden Vertreter des Violoncellfaches am Moskauer Konservatorium, einen liebenswürdigen Reisegenossen, dessen interessante Ausführungen über das dortige Musikleben mir die endlose Strecke bis Moskau auf das angenehmste verkürzten. Daß seine begeisterten Schilderungen von der unvergleichlichen Künstlerschaft Nikolaus Rubinsteins und dessen machtvoller Position nicht übertrieben waren, sondern der Wirklichkeit in reichem Maße entsprachen, davon sollte ich mich bald genügend überzeugen.

Am vierten Tage näherten wir uns dem Reiseziel. Ein überraschend imposanter Anblick wartete unser bei der Einfahrt in Moskau. Schon von der Perspektive gesehen, nimmt es sich wunderlich genug aus mit seinem Häusermeer und den Hunderten von Kirchen, deren buntbemalte Türme und vergoldete Kuppeln an orientalische Märchenpracht gemahnen. So originell und frappierend wirkt das großartige Panorama, daß unsere von der langen Bahnfahrt halb gelähmten Sinne trotzdem noch gefangen genommen wurden. Zum vollen Bewußtsein der Erschöpfung gelangten wir erst beim Verlassen des primitiven, holzschuppenähnlichen Bahnhofes, da sich ein Knäuel von Iswoschtschiks, einer Horde von Wilden gleich, auf die Passagiere stürzt, um der erdrückenden Konkurrenz siegreich die Spitze zu bieten. Eine feste Taxe existiert nicht; unsere Fuhre wird förmlich verauktioniert, wobei der Mindestbietende den Zuschlag erhält. Unter einer Flut von Schimpfwörtern und ohrenbetäubendem Gejohle rettet sich ein jeder in sein Fahrzeug, so gut es eben geht, seinen Schöpfer preisend, daß er mit heiler Haut von dannen sausen darf. — Mein Einzug in die Residenz begann mit einer unbeabsichtigten Rundfahrt durch die Stadt. Der Fuhrmann, ein

halbwüchsiger, ostentativ beschränkter Bursche, schien keinen Dunst von der Richtung zu haben, welche ihm mein früherer Reisegefährte genau bezeichnet hatte. Als die Fahrzeit vom Bahnhofe bis zur Nikitzkajastraße, in welcher sich die Kaiserliche Musikschule befindet, um das Doppelte überschritten war, wurde mir verteufelt klar, daß wir ziellos dahinrollten über elendes, holpriges Pflaster, durch enge und kotige Gassen. Ohnehin kreuzlahm, wollte ich nicht noch zu Schanden gerädert werden. Meinem Rosselenker energisch in die Zügel fallend, schrie ich ihm wutentbrannt einige Dutzend mal das Wort „Conservatori" in die Ohren. Mit einigen unartikulierten Lauten und eifrigem Gebärdenspiel gab er mir unzweideutig zu verstehen, daß es mit seiner Weisheit zu Ende sei. Er baute offenbar nur auf meine Geschicklichkeit, ihn auf die richtige Fährte zu bringen. Von den Passanten konnte mir keiner die gewünschte Auskunft erteilen; die meisten sahen mich bei dem Worte „Conservatori" mit großen Augen an, schüttelten die Köpfe und kehrten mir den Rücken, bis ich schließlich auf den kühnen Einfall kam, einen einfachen Gardawoi (Polizisten) nach Nicolai Gregoriewitsch Rubinstein zu befragen. Dies Mittel wirkte Wunder. Der Mann verstand mein Begehr und instruierte sofort den Kutscher, dessen grinsender Blick zu sagen schien: „Rubinstein, ja so, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt." Darauf ging die Jagd von neuem los, nur daß ich eine Viertelstunde später wirklich meinen Bestimmungsort erreichte.

Ich hielt vor einem mächtigen, halbkreisförmig gestreckten Gebäude, das gleich auf den ersten Blick einen überaus würdevollen Eindruck macht. Durch einen ansehnlichen Vorhof gelangt man von der Straße aus nach einigen

fünfzig Schritten zum Hauptportal, über welchem neben dem kaiserlichen Adler in stolzen Lettern der Name der Anstalt prangt. Ehemals das Palais irgend eines Großfürsten, war es, von Kaisers Statt gestiftet, zu einem Musikpädagogium großen Stiles umgewandelt worden. In Bezug auf seine Räumlichkeiten und praktische Verwertung derselben kann dem Moskauer Konservatorium kein ähnliches Institut Deutschlands ebenbürtig zur Seite gestellt werden*). Die Lehrzimmer sind durchweg geräumig, luftig und lichtreich; sämtliche Fußböden parkettiert, die Wände weiß getüncht, die einzelnen Räume durch dick befilzte Doppelthüren hermetisch voneinander abgegrenzt. Im Erdgeschoß liegt das Amtszimmer der Inspektion, zugleich Versammlungsort des Lehrkörpers, daneben das Allerheiligste: der Empfangssalon des Direktors, wo die Audienzen erteilt werden. Der erste Stock, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, birgt außer einer ganzen Flucht von Zimmern den einfach, aber durchaus vornehm gehaltenen Konzertsaal, der ungefähr dreihundert Personen Platz bietet und zu Produktionszwecken der Schüler dient. An diesen schließt sich ein etwas kleinerer, mit allem nötigen Zubehör versehener Theatersaal. Das zweite Stockwerk ist fast ausschließlich Gemeingut der an Zurücksetzung gewöhnten Kontrabassisten und Bläser.

Eben hatte ich die Vorhalle des Kunsttempels betreten, als mir der Inspektor Carl Carlowitsch Albrecht begegnete. Der Vorstellung bedurfte es nicht; meine durch die Reisestrapazen stark in Mitleidenschaft gezogene Toilette und mein übernächtiges Aussehen verrieten ihm deutlich genug,

*) Inzwischen durch den derzeitigen, verdienstvollen Direktor W. Safonoff in grandiosem Maßstabe erweitert und zu einem Prachtbau umgestaltet.

wen er vor sich habe. Einige freundliche Worte mit mir wechselnd, meinte er, alles passe vortrefflich. Rubinstein, durch Aufnahmeprüfungen an diesem Tage ungewöhnlich lange zurückgehalten, sei noch anwesend; meine Ankunft solle dem Maestro unverzüglich gemeldet werden. Die paar Minuten des Wartens dünkten mich eine Ewigkeit. Dann stand ich vor dem gefürchteten Cäsaren, der mit fester Hand in Moskau das Regiment führte. Unwillkürlich mußte ich staunen! War dieser Mann, in dessen Zügen man vergeblich nach einer entfernten Spur brüderlicher Ähnlichkeit forschte, wirklich der leibhaftige Bruder des großen Anton? Ein Kibitzei sah ja einem Taubenei nicht so ungleich, wie diese zwei Geschöpfe! Bei dem einen alle Merkmale slavischer Abstammung: breite Stirn, geradlinige Stumpfnase, aufgeworfene Lippen, langgedehntes Kinn; das beinahe quadratisch geformte Gesicht von einem dichten, kohlschwarzen Haarwulst umgeben, ein Haupt, in seiner Charakteristik an Beethoven erinnernd — — bei dem anderen die Anzeichen des hellfarbigen orientalischen Typus, ein Blondkopf, in dem zwei große Augensterne wachten; dazu leicht gebogene Nase und schmälerer Mund, den ein ungepflegter Schnurrbart bedeckte; an den Schläfen ausgeprägte Zornesadern, Zeugen heißblütigen Temperamentes. Nur in ihrer Körperbeschaffenheit glichen die Brüder einander; muskulös gebaut und breitschulterig, besaßen sie beide gleich dicke und nervige Fäuste. —

Mir wurde ein gnädiger Empfang zu teil, leicht gewürzt mit jener herablassenden Beimischung, welche die Scheidewand zwischen Vorgesetztem und Untergebenem bildet. Mich von Kopf bis zu Füßen mit neugierigen Blicken messend, war es dem Meister offenbar sehr darum zu thun, sofort zu

erfahren, wes Geistes Kind ich sei. Möglich auch, daß es ihn kitzelte, mich in Verlegenheit zu bringen, — genug, er gebot mir, allsogleich am Klavier einige Pröbchen meiner Kunst abzulegen, jeden Einwand von meiner Seite rundweg mit dem Bemerken abschneidend, daß ich sicherlich nicht müde sei! So leicht mochte ich mich denn doch nicht ergeben! Was, gänzlich unvorbereitet, in völlig erschöpftem Zustande, sollte ich mein Verdikt empfangen? Gegen diese arge Zumutung empörte sich mein Rechtsgefühl, und so versuchte ich denn, meine Ermattung begründend, völlige Untauglichkeit vorzuschützen. Aber der vielleicht etwas rebellische Tonfall meiner Verteidigungsrede dämpfte sich schleunigst ab bis zum schüchternsten Pianissimo, als ich dem Gebieter ins Antlitz schaute. Herrgott, das war heiliger Ernst! Genügte nicht dieser eine durchbohrende Blick, um selbst den Teufel im Schach zu halten? Meine Knie begannen zu schlottern. „Machen Sie keine Ausflüchte," erklärte er nachdrucksvoll; „Wollen und Können sind das wirksamste Schutzmittel gegen Müdigkeit. Muß ich ja auch mein Tagewerk vollbringen, gleichviel, ob ich Mattigkeit verspüre oder nicht. Sie als Schüler haben dabei noch den Vorzug, daß man Ihnen mancherlei zu gute hält." (Das Wort „Schüler" pointierte er besonders scharf.) „Du hast deinen Herrn und Meister gefunden," sagte mir eine innere Stimme, während ich resigniert mit langem Gesichte zur Guillotine schlich. Rubinstein zündete sich unterdessen gleichmütig eine Cigarette an, die er vorher in den Brenner eines riesigen Meerschaumkopfes geschoben. Dann pflanzte er sich hart an meiner Seite auf, was meine Verwirrung nicht gerade verringerte. Die Schlacht begann. Heilige Jungfrau, hat der arme Beckerflügel an jenem Tage bluten müssen! Was immer im Hudeln und Sudeln

geleistet werden kann, das hackte ich mir, einmal sinn- und kopflos gemacht, dazumal zusammen. Den empfindsamen Druck der Zwangsjacke mußte das unschuldige Marterinstrument tausendfach entgelten! Jede neue, aus dem Beutel meines Repertoires gezogene Nummer erwies sich als Niete kläglichster Sorte . . . unter allen Griffen kein einziger Treffer! Mir brannte das Pedal unter den Füßen; kein Zweifel, ich hatte „verthan und verspielt". Wie Rubinstein mich bis zum Schlusse ruhig gewähren lassen konnte, ist mir heute noch unergründlich, es sei denn, daß es ihn gelüstete, mich den letzten Wermutstropfen bis zur Neige auskosten zu sehen. Als endlich des grausamen Spiels ein Ende war und ich aufzusehen wagte, traf mich ein Blick unverhohlenen Erstaunens. „Also Sie sind das große Talent, von welchem man mir Wunderdinge berichtete?" meinte der Unerbittliche spöttelnd. „Da scheint ja Ihre Vaterstadt an keinem Überfluß von Talenten zu kranken. Bei uns zu Lande pflegt man denn doch etwas prätentiöser und weniger verschwenderisch mit dem Prädikate „Talent" umzugehen. Nun, hoffentlich gelingt es Ihnen, mich bei nochmaligem Hören zu überzeugen, daß Sie Würdigeres vollbringen können, denn so, unter dem soeben gewonnenen Eindrucke wäre Ihnen der Zutritt in meine Klasse ohne weiteres versperrt." Das waren ja nette Aussichten! Vorderhand gründlich von früheren, durch thörichte Freunde künstlich geschürten Wahnvorstellungen befreit, schlug ich gedrückt in Demut die Augen nieder und sah mich bereits im Geiste öffentlich an den Pranger gestellt, womöglich auf Konsulatswegen als musikalischen Krüppel nach Hamburg zurückexpediert. Zum Glück war Meister Nikolaus nicht bloß der furchterweckende Vorgesetzte — diese Rolle spielte er mit Vorliebe

im Dienst, wo es ihm gerade angebracht schien — im sonstigen Verkehr trat vielmehr die gemütvolle Seite seines Wesens, das weiche, weitempfindende Herz überall leuchtend zu Tage. So kam es, daß er, die bis dahin zur Schau getragene Schroffheit abstreifend, plötzlich den ganzen Zauberapparat seiner zweiten Natur in Bewegung setzte. Nicht genug, sich nach den Einzelheiten meines Vorlebens zu erkundigen — was mich ihm menschlich so unendlich näher brachte, war vielmehr die Teilnahme am Bestande meiner Börse, deren Inhalt — Gott sei es geklagt —, auf knappe 40 Rubel zusammengeschmolzen, kaum die Bedürfnisse des ersten Monats deckte. Aber auch ich schmolz zusammen, vor Rührung nämlich, als er mir für den Notfall gar das eigene Portemonnaie zur Verfügung stellte. So viel Großmut und Verständnisinnigkeit hatte ich wahrhaftig zuvor nicht bei ihm vorausgesetzt!

Die erste Nacht, die ich, trunken vor Müdigkeit, in Moskaus Mauern verbrachte, wurde mir auf Rubinsteins Geheiß Obdach in der Amtswohnung des Inspektors. Dann bezog ich ein nahe der Anstalt gelegenes möbliertes Zimmer, dessen Lage und innere Ausstattung direkt zur Melancholie herausforderten. Man wußte wirklich nicht, was schmutziger war, das Zimmer oder die Wirtin. Jenes erhielt mit der Zeit wenigstens ein etwas saubereres Aussehen; die Hauswirtin aber blieb, was sie war: ein widriger, appetitverderbender Anblick.

Und doch kam es in meinen vier Pfählen bald über mich wie ein Gefühl der Traulichkeit. Die ersten Zeilen aus der Heimat bewirkten diesen Umschwung, denn sie brachten die kaum glaubliche Kunde, daß nicht nur in derselben Straße, nein, in *demselben Hause und Stock-*

werke einst die Wiege meiner Mutter gestanden. Zieht man in Betracht, daß keine Stadt der Welt so weitläufig gebaut, so häuserreich im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist, wie eben Moskau, so muß der Zufall, der mich gerade an jene Stätte verschlagen, wo die Mutter zuerst geatmet, einfach wunderbar genannt werden.

Von da ab schien mir auch die düstere Gasse um vieles freundlicher, und mit gewisser Pietät betrat ich jedesmal die Schwelle des Hauses, welches einst meine Nächsten geborgen.

* * *

Jeden Wochentag von 2—4 Uhr hieß der Meister seine Schüler antreten. Nach einem zweiten, besser geglückten Examen war mir der Freibrief für seine Klasse zuerkannt worden, allerdings unter der ausdrücklichen Klausel, bei erstem selbstverschuldeten Anlasse wieder an die Luft gesetzt zu werden. Numerisch stand unsere Schar an letzter Stelle. Von ca. 400 Konservatoristen durften sich nur etwa 15 rühmen, Rubinsteinianer zu heißen, ein verschwindend kleiner Bruchteil im Verhältnis zur Frequenz. Was sonst noch für feineren Schliff taugte, war in Parallelklassen untergebracht, welche der Direktor sich zur Entlastung eingerichtet hatte und denen als erste Kapazität Karl Klindworth vorstand. Zu den Begünstigten gehörten außer mir noch B. Pachulski, ein Pole von Geburt, ferner Alexander Siloti, der schon mit Kinderschuhen die Anstalt betreten, sowie Reinhold Spindler, ein Sohn des beliebten Lehrers und Salonkomponisten Fritz Spindler in Dresden. Zu diesem vierblättrigen Kleeblatt trat später noch auf kurze Zeit Heinrich Spangenberg, jetzt in Wiesbaden. Das übrige Kontingent

stellte das zarte Geschlecht in Form eines Kranzes von elf Jungfrauen, meist Russinnen, deren Zahl aber gewöhnlich schon während der ersten Winterhälfte bedenklich zusammenschrumpfte. Wenigstens ein Drittel ward abtrünnig, warf die Flinte ins Korn und entfloh. Nicht das rauhe Klima, die rauhe Behandlung verscheuchte sie. Gefeit gegen Wind und Wetter trotzten doch nur die Tapferen jenem Sturm, wie er mitunter um die Mittagszeit in der Rubinstein-Klasse tobte. Doch davon später.

Wie schon angedeutet, lautete die Parole auf tägliches Erscheinen, exklusive Sonntags. Obwohl auf jeden nur zwei Stunden in der Woche in entsprechendem Abstande entfielen, mußte man trotzdem immer auf der Hut, d. h. stets darauf gefaßt sein, an die Reihe zu kommen. Zeitmangel zur Vorbereitung schützte keineswegs vor Überrumpelung, und gegen solche durfte keiner mit Hinweis darauf, daß doch noch nicht sein Tag gekommen sei, opponieren. Der Nutzen dieser täglichen Zusammenkünfte lag klar vor Augen: die Möglichkeit, durch Zuhören zu profitieren und dabei die ganze Klavierlitteratur kennen zu lernen. Da fast nie zwei Schüler ein und dasselbe spielten, so läßt sich denken, was uns im Verlaufe des Schuljahres alles geboten wurde, noch dazu in welcher Vollendung, da der Meister jedes Musikstück einmal selbst vorzutragen pflegte. Seine erstaunliche Beherrschung des bei uns verarbeiteten Materials war geradezu fabelhaft; der große Anton hätte die Existenz von zwanzig historischen Abenden damit fristen können. Kein Klavierkonzert ältesten und neuesten Datums, keine einigermaßen wertvolle Novität, die seinem Falkenblicke entgangen wäre. Von den monumentalen Werken unserer Altmeister bis zu den Epigonen der romantischen Schule, von den verklärten Poesien Chopins

bis zu den virtuosen Schöpfungen Fr. Liszts, von den gedankentiefen, klassischen Kompositionen eines Joh. Brahms und den originellen, lieblichen Gebilden Edvard Griegs bis zu den neuesten Errungenschaften der jungrussischen Schule, kurz alle Stilarten bekamen wir in bunter Reihenfolge von seinen Meisterhänden zu hören. Als das inzwischen Gemeingut aller Pianisten gewordene Griegsche A-moll-Konzert und die gewaltigen instruktiven Variationenwerke von Brahms bei uns in Deutschland als Neuheiten den Konzertzettel zierten und noch niemand daran dachte, dieselben zu Studienzwecken zu verwerten, waren diese Sachen längst Glanznummern seines Repertoires und oft gehörte Stücke in den Räumen des Moskauer Konservatoriums. —

Nicht Parteisucht oder blinde Vergötterung, sondern die innerste Überzeugung spricht aus mir, wenn ich behaupte, daß Nikolaus Rubinstein als Pädagoge seinesgleichen nicht hatte. Ja, ich gehe noch weiter und wage die Befürchtung auszusprechen, daß er in seinem unfaßbaren Können und seiner grenzenlosen Vielseitigkeit auch sobald seinesgleichen nicht wieder finden wird*). Nun, wird man mich fragen, wie lassen sich diese glänzenden Ergebnisse erklären? Etwa durch eine bestimmte, von ihm erdachte Methode im Sinne derjenigen von Kullak, Lebert, Deppe und Genossen, deren Erfindungsrecht er für sich allein in Anspruch nahm? Mit nichten. Die magnetisierende Macht seiner Persönlichkeit war es, ein kolossaler Scharfblick in der Diagnose, allem

*) Als Ersatz, ihm nächst ebenbürtig, kann meines Ermessens nur Theodor Leschetitzky in Betracht kommen, dessen hervorragende Künstlerschaft mir von jeher besonderen Respekt abgerungen und der mit gerechtem Stolze auf eine Zahl von Jüngern blicken darf, welche ihrem Meister und seiner brillanten Schule alle Ehre machen.

voran aber die natürliche Veranlagung, sein tiefgehendes Wissen auf andere erfolgreich zu übertragen. Mit feinem Spürsinn die Schwächen jedes einzelnen förmlich herauswitternd, traf er sogleich das wirksamste Mittel zu deren Beseitigung. Nach der Devise: „Eines schickt sich nicht für alle", erfuhr jedes Talent völlig individuelle Behandlung. Gleichwie die Fingersätze, je nach Beschaffenheit der Hand, total verschiedenartig von ihm notiert wurden, so richtete sich auch das jeweilige Verfahren lediglich nach dem technischen oder geistigen Vermögen des Betreffenden. Selbst die zu wählende Umgangsform bestimmten Temperament und Charakter des Individuums. Das habe ich am deutlichsten an mir selbst verspürt, da er doch im Nu heraus hatte, daß es ohne einige solide Rippenstöße nun einmal absolut nicht gehen wollte! Und noch ein anderer, wichtiger Faktor wirkte mit: die Gabe, von Anbeginn auf die richtige Fährte zielbewußten Studiums zu bringen und zwar durch rationelle Einteilung und praktische Verwertung der Übungsstunden. In der That, keiner verstand es, wie er, sinnreich zu veranschaulichen, daß man in vier denkend verbrachten Stunden mehr lernen könne, wie andere in ebensoviel Tagen. „Qualität nicht Quantität des Übens entscheidet," pflegte er immer wieder zu ermahnen; „vier Stunden pro Tag, gleichmäßig auf Morgen und Nachmittag verteilt, genügen vollauf; was darüber ist, ist vom Übel. Mit maschinenmäßiger Fingerarbeit wird nichts erreicht, höchstens riskieren Sie dabei, das bißchen Geist und Verstand, das allenfalls noch in Ihnen steckt, gänzlich zu töten. Mechanisches Exerzieren bleibt blöde und zwecklos, wenn nicht Ihr Kopf in allererster Linie mitarbeitet. Sogar eventueller Apathie beim Skalenspiel muß dadurch vorgebeugt werden,

daß man sich die Tonleitern durch alle erdenklichen Kombinationen interessant zu machen sucht, um somit das Gehirn zum Nachdenken herauszufordern. Gehen aber Finger und Kopf bei der Arbeit Hand in Hand, so ist die natürliche Folge dieser geistigen Anstrengung Erschöpfung und Abspannung, das Signal zum rechtzeitigen Aufhören, sofern Sie nicht Gefahr laufen wollen, das in der vierten Stunde Gelernte in der folgenden Stunde wieder zu verlernen, und zugleich die Nagelprobe dafür, daß Sie meine Weisung korrekt befolgt haben."

Heute, nach mehr denn 15jähriger Praxis vergegenwärtige ich mir dankbaren Sinnes jene ermahnenden Worte. Mir ist durch Beherzigung derselben später manch nutzlose Arbeit erspart worden. Wenn aber alle Hüter von Talenten a priori den Weg zum richtigen, förderlichen Üben anbahnen würden, so wären wir sicherlich um ein Heer von Stümpern ärmer!

Mein Entree begann unter wenig verlockenden Auspizien. Es galt das einfache sechste Präludium und Fuge aus Bachs wohltemperiertem Klavier würdig vorzubereiten, nachdem Rubinstein das Stück mit Spindler und mir in der ersten Stunde durchgenommen hatte. Dieser mich kinderleicht dünkenden Aufgabe glaubte ich nach mehrtägigem Büffeln dermaßen gewachsen zu sein, daß ich bei meinem Namensaufruf innerlich frohlockte. Aber die Siegesgewißheit währte nicht lange; schnell wie sie gekommen, verrauschte sie. Über den zweiten Takt des Präludiums kam ich überhaupt nicht hinaus. Schon stockte die Produktion durch Nichtachtung eines kleinen Bindebogens, welche die sinngemäße Phrasierung beeinträchtigte. „Das nennen Sie sorgfältige Vorbereitung?" zischelte der Meister, „wollen Sie

Schwächling am Ende gar noch Bach verbessern? Hüten Sie sich, mir das nächstemal wieder so gedankenlos und zerstreut vor die Augen zu treten!" Bestürzt, mit purpurnen Wangen und zerknittertem Notenhefte schob ich ab. Bereits saß die lange, schmächtige Gestalt meines Kollegen Siloti am Flügel, den Schubert-Tausigschen Militärmarsch bearbeitend, daß es nur so krachte. Ein erklärter Günstling Rubinsteins, verdankte er diese Bevorzugung teils persönlicher Sympathie, teils seinem langjähriger Dressur und strenger Beaufsichtigung entsprossenen virtuosen Können. Für letztere sorgte sein ehemaliger Vorgesetzter N. Severiff, Klavierlehrer und treuer Verbündeter der Anstalt, welcher sich des Knaben seit dessen frühester Jugend wie ein zweiter Vater angenommen hatte, um nach eigenem Zuschnitt die Erziehung des nach seiner Ansicht reich Begabten weiter zu leiten. Jahrelang von Severiff mit weidlicher Hingebung für die Ansprüche der höchsten Instanz zugestutzt und völlig mit den Gepflogenheiten der Anstalt verwachsen, hatte der damals Sechzehnjährige vor mir einen erheblichen Vorsprung. Er und Fräulein Bertenson, ein mit allen Reizen der Jugendlichkeit geschmücktes, ungemein musikalisch veranlagtes Mädchen, hielten überhaupt vorderhand alle Trümpfe in Händen. Sie waren gewissermaßen die Paradepferde, welche, zum Ansporn oder zur Demütigung der „Abgefallenen" vorgeschoben, auf allen Linien nach Gefallen siegten. Auch heute trug sein bravouröses Spiel meinem Kameraden volle Belobigung ein, was, obwohl die Unterhaltung außer mit Spindler und mir russisch geführt wurde, leicht der zufriedenen Miene des gestrengen Richters zu entnehmen war. Nach verschiedenen minderwertigen Genüssen, wobei einige der Damen nicht übel angeranzt wurden, beschloß Fräulein Bertenson den

Reigen mit Beethovens herrlicher E-moll-Sonate. Wieviel Intelligenz und Empfindungsvermögen steckte doch in diesem Persönchen mit den runden, molligen Händen und klugen, geistvoll blitzenden Augen! Namentlich den E-dur-Satz, diese einfache, rührende Elegie Beethovenscher Muse, meinte ich nie sinniger und klangschöner vernommen zu haben. Und doch — schnell sollte ich eines besseren belehrt werden. Wie verblaßte jener Eindruck, als Rubinstein selbst jetzt mit märchenhaftem Anschlage die ersten Strophen desselben Liedes auf den Tasten singend wiederschuf! Verschwand nicht die eben noch bewunderte Leistung als ein Trugbild vor dieser fein abgetönten und dennoch schlichten Wiedergabe, über die sich ein Hauch weihevoller Schwermut senkte? Ja, das war Musik, das letzte Wort reproduzierender Kunst, und festgebannt blieben wir auf unseren Plätzen, da des Meisters schwerer Schritt schon längst auf dem Korridor verhallt war. —

Folterqualen warteten meiner während der nächsten Wochen. Fast täglich wiederholte sich die eben beschriebene Scene, nur daß mir mit jedem Male die Hölle heißer gemacht ward. Bald brachte mich ein falscher Accent ins Verderben, bald ein verpönter Fingersatz oder irgend eine halbversteckte Unsauberkeit, „Bagatellen", auf die ich früher nie Wert zu legen pflegte. „Marsch vom Flügel, Taugenichts, scheren Sie sich zum Teufel, sofern Sie dem alten Schlendrian weiter zu folgen belieben;" mit ähnlichen Ausdrücken endete gewöhnlich die Lektion, bevor sie eigentlich angefangen. Immer im Wahne, endlich leicht alle Hürden nehmen zu können, wurde ich ohne Federlesen, ehe ich's mich versah, aus dem Sattel gehoben. Eine Situation zum Verrücktwerden! Wochenlang peinigte mich dieselbe unglückliche Fuge

bei Tag und bei Nacht; was mir an Schmähungen und Püffen im Traume vorschwebte, erntete ich in der Regel anderen Tages in Wirklichkeit, bis schließlich das Schicksal ein Einsehen hatte und mich mit Umschiffung aller Klippen glücklich zum Ziele steuerte. Ein besserer Pianist war ich damit noch nicht geworden, wohl aber ein brauchbarerer Schüler, der genug Lehrgeld bezahlt hatte, um fürderhin schärfer aufzupassen und jeder Note zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Neben der Eigenart, uns stets nur mit einer einzigen Aufgabe zu betrauen, zeigte sich Nikolai Gregoriewitsch als prinzipieller Gegner aller neu revidierten und verbesserten Ausgaben. Erregten schon die mit Ziffern überladenen seinen Unwillen, so waren ihm solche mit erläuternden Randglossen geradezu ein Dorn im Auge. Gott sei Dank schlummerten die hypermodernen Phrasierungslehren des Herrn Dr. Riemann damals noch in der Zeiten Schoße! Ich glaube, wenn einer von uns sich erkühnt hätte, ein derartiges, chiffrenbesätes Reformationsblatt am Pulte auszubreiten, daß er ohne weiteres gesteinigt worden wäre. Nicht mit fremden Einfällen sollten wir uns mästen, sondern selber nachprüfen, unsere Fingersätze nach eigenem Gutdünken markieren, deren Verbesserung, sofern sie praktisch anfechtbar, der Meister selbst beim ersten Durchnehmen besorgte. Wunderlich genug nahmen sie sich aus, diese langgestreckten Vierer und Fünfer, förmliche Hieroglyphen, die, ein Barometer seiner Laune, bei Unwetter Riesendimensionen erreichten. Manche jener Zeit entstammende Hefte, welche ich als Reliquien bewahre, können von stürmischen Auftritten oder tragikomischen Scenen erzählen; so ein vergilbtes Blatt der Schumannschen Toccata — mein zweites Schmerzenskind im ersten Semester —, über deren zweite Seite sich durch

zwei Systeme wie ein rächender Arm eine kolossale 2 breitet. Eine Stelle der „Appassionata" schmückt unter anderem die wütend eingegrabene Inschrift: „Esel". Streift mein Blick beim Memorieren derselben diesen Fleck, so kann ich mich nie eines Lächelns erwehren. —

Die Scheu der Majorität vor Benutzung des ersten Fingers auf Obertasten im gebundenen Spiel kannte Rubinstein nicht; vielmehr schenkte er dem Daumen gern freien Spielraum, wenn dadurch ein frischer Untersatz, der ärgste Störenfried im strengen Legato, umgangen werden konnte. Auch kam es ihm aus demselben Grunde nicht darauf an, speziell beim Abgleiten von schwarzer nach weißer Taste aufwärts, einen Finger zweimal nacheinander spielen zu lassen. Sehr genau nahm er es mit den Grundbässen, den Trägern des ganzen harmonischen Gewebes, und ihrer deutlichen Betonung beim Harmoniewechsel. Und da hier meistens der von Haus aus schwächere Fünfte herhalten muß und die Stärke dieses Knirpses, der ohnehin allein nicht viel Gutes stiftet, im Danebengreifen liegt, so ließ er mit den vier ersten aneinander geschmiegten Fingern auf den einzelnen Baßton einen leichten Seitenschlag führen, also die Schwere der ganzen Hand wirken. Meines Wissens haben sich auch Tausig, Kullak, die Schumann u. a. m. dieses Kunstgriffes bedient; er ist der beste und zuverlässigste und verfehlt, richtig angewendet, seine Wirkung nie. Normale Handhaltung wurde als selbstverständlich vorausgesetzt — die Hauptsache, daß alles glockenrein herauskam und der gewünschte Effekt erzielt ward. Großes Gewicht legte er dagegen auf richtige Tonbildung, d. h. auf Erzeugung eines weittragenden Gesangtones in der Kantilene, worin er selbst ja Meister war. Allerdings hatte ihm Mutter Natur

dazu ein wunderbares Werkzeug verliehen, wahre Goldfinger, deren Spitzen, wie mit kleinen Polstern überzogen, nur die Tasten niederzudrücken brauchten, um das Ohr in Wohllaut zu baden. Außer Liszt, der darin ohne Rivalen gewesen sein soll, teilte er die beneidenswerte Kunst des bel canto nur mit einem einzigen: seinem großen Bruder Anton. Arg verdrießen konnte ihn die Unsitte, Läufer, Figuren- oder Passagenwerk legatissimo auszuführen, wenn die Vorschrift dies nicht ausdrücklich verlangte. Wo ein Bogenzeichen fehlte, trat vielmehr je nach der Stilart des betreffenden Werkes das non legato (portamento) oder Halbstaccato in seine Rechte, eine Spezialität, die unser Chef deren vornehmstem Vertreter, Karl Tausig, in verblüffender Weise abgelauscht hatte. Die Finger rund eingezogen, das Vorderglied stählern, als gälte es das größte Forte anzupacken, in Wahrheit aber kaum merklich über die Klaviatur hinwegstreichend, so prickelten die Töne perlengleich unter seinen Händen, berauschend wie Champagner. Keiner war unter uns, wenigstens keiner, der längere Zeit hindurch seinen Einfluß gekostet, dessen Technik nicht ein schwacher Abglanz jener kunstvollen Verschmelzung von legato und staccato durchschimmert hätte. Besonders zu hüten hatten wir uns vor übermäßigem Pedalgebrauch; wenn die Bahn nicht dissonanzenfrei, hieß es weise damit haushalten. In chromatischen Gängen, disharmonischen Akkordfolgen, an Stellen, wo der Baß das Hauptwort führt und bei freiliegenden Saiten die Durchsichtigkeit leicht gefährdet erscheint, mußte der Pedalzug entweder ganz ruhen oder mit äußerster Reserve behandelt werden. Lieber des Guten gar nichts, als des Schlechten zu viel. Verschwenderisch pedalisieren nur Pfuscher, welche Klavier schwindeln; sie wollen damit ihre Sünden vertuschen.

Was mir anfangs viel zu schaffen machte, war die auffallend zähe Spielart des einen der beiden in unserer Klasse befindlichen Konzertflügel von Becker. Die Firma, die leistungsfähigste Rußlands, welche in der Hauptsache die kaiserlichen Musikschulen von Petersburg und Moskau mit ihren Instrumenten versorgt, stellte denselben genau nach Vorschrift mit extra schwer ansprechender Mechanik, die Lieferung erneuernd, sobald der unbequeme Geselle von robusten Schülerhänden mürbe geklopft worden war. Wie alle von oben getroffenen Verfügungen, so hatte auch diese ihren guten Grund: ob die Tastatur mehr oder weniger handlich, sollte unser Spiel nicht beeinflussen. Wir Pianisten sind ja darin den Geigern gegenüber im Nachteil, die sich nie von ihrer Stradivarius, Guarnerius oder Amati zu trennen brauchen und deren Instrument mit jedem Menschenalter an Klangreiz gewinnt. Wir haben vielmehr mit der Kalamität unvermittelter Übergänge zu rechnen und sollen uns auf Steinway, Erard, Bechstein ebenso heimisch fühlen, als auf Bösendorfer oder Ibach, trotzdem ihre Fabrikate durch innere und äußere Konstruktion himmelweit voneinander verschieden sind. Deshalb habe ich nach Rubinsteins Muster immer darauf gehalten, daß unter den Tasten der Studierflügel, auf welchen ich mich für meine Konzertreisen trainiere, eine kleine Bleieinlage angebracht ist; im Konzertsaal kann mir dann wenigstens kein Klavier mehr das Leben sauer machen!

Jede Medaille hat ihre Kehrseite. Auch in meiner Moskauer Studienzeit machte sich ein wunder Punkt fühlbar: die Unmöglichkeit, an den Vorlesungen über Musikgeschichte teilzunehmen und mich im Generalbaß weiter zu vervollkommnen, infolge meiner völligen Unkenntnis der Landes-

sprache. Ich fand keinen Ersatz für den früheren theoretischen Unterricht, der, meinen Hang zur Komposition frisch belebend, just an der Grenze des doppelten Kontrapunktes abgebrochen werden mußte. Während es unter Riccius Klavierstücke, Lieder, a capella-Chöre u. s. w. strippenweise herniederregnete — (Arbeiten, die mich, sofern sie nicht den Weg aller Makulatur gegangen, einschließlich der als op. 5 bei Praeger und Meier in Druck erschienenen „Jugendträume", nur noch als Kuriosa anheimeln), fehlte hier meinem Schaffen Anregung und Unterlage. Dabei blieb mir nicht viel freie Zeit, mich an den Leitfäden von Marx, Bußler, Berlioz u. a. autodidaktisch einigermaßen fortzubilden, da ich auf höheren Befehl tagein tagaus von Klasse zu Klasse auf Posten ziehen mußte, um das mühselige Amt eines Begleiters zu verrichten. Sagte mir diese Rolle auch wenig zu, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ich mir dabei eine beträchtliche Routine aneignete. Wie konnte es auch anders sein, wo kein Violin- oder Violoncellkonzert, kaum ein Opernwerk von Belang existierte, das ich nicht hätte accompagnieren müssen! Man citierte mich sogar unters Dach zu den Bläsern, die meine Gehörmuscheln in freigebigster Weise mit allem möglichen Blech regalierten. Ein Klarinetten- oder Hornsolo: à la bonne heure, wenn's nicht zu lange währt. Aber giebt es etwas Drastischeres als ein Fagottkonzert von David, etwas Unerquicklicheres als so einen Posaunenengel, der uns mit schwellenden Backen und gedunsenem Antlitz die Schreckniſſe des jüngsten Gerichtes ankündigt? Die schlimmste Pein schufen mir jedoch die in zweiwöchentlichem Abstande wiederkehrenden Opernabende, an welchen ich Orchester und Kapellmeister in einer Person zu vereinigen hatte, wenn unter den geladenen Zuschauern

mitten in der Front Freund Nikolaus präsidierte, nicht nur alle Vorgänge auf der Bühne, sondern auch alle Fehlgänge auf der Klaviatur mit Argusaugen bewachend. Da hieß es allerdings höllisch aufmerken, denn der Gebieter genierte sich keineswegs, sobald er nur leisen Verdacht schöpfte, daß man sich mit Vomblattspielen durchschmuggeln wollte, einen vor allen Gästen an den Pranger zu stellen. Und die Auszüge aus Fidelio, Don Juan, Freischütz, von Glinkas „Leben für den Zaren" oder Dargomijskys „Rousalka" bieten wahrlich genug des schlüpfrigen Bodens zum Stolpern, namentlich wenn alle Details so proper, die polyphonen Sätze so durchsichtig herauskommen sollen, wie es von mir verlangt wurde. Mit sehr gemischten Empfindungen denke ich denn auch an eine Fidelio-Aufführung zurück, da mich nicht einmal die Gegenwart unseres Ehrenpräsidenten, des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch vor den Malicen schützte, welche der hart auf meinen Fersen sitzende Meister mir bei jedem neuen Schnitzer halblaut entgegenschleuderte, um, mich nach Aktschluß öffentlich herunterputzend, unter Entziehung der nach der Vorstellung servierten, verführerisch duftenden Erfrischungen, mich zornentbrannt davonzujagen. Das thörichte Vertrauen auf meinen guten Stern büßte ich außerdem noch mit vierzehntägiger Verbannung aus der Klasse, welche freilich, nachdem der Sturm ausgetobt, unter Anrechnung mildernder Umstände auf eine achttägige reduziert wurde.

Obgleich die Härte, mit welcher derlei Pflichtvergessenheit geahndet wurde, häufig, wie im vorerwähnten Falle, am Platze war, darf dennoch um der Gerechtigkeit willen nicht verschwiegen werden, daß der verwöhnte Liebling der Moskowiter, dessen diktatorische Gewalt in Despotismus ausartete,

uns allen manchmal durch Jähzorn und Launenhaftigkeit übel mitspielte. Über seine Schwächen, unter denen wir indirekt zu leiden gehabt, gänzlich hinweggleiten hieße der Vollständigkeit seiner Charakteristik Abbruch thun; sie sind überdies leichter zu entschuldigen, weil ein Genie von der Größe Rubinsteins, mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher den Verlockungen der Welt preisgegeben, unausbleiblich vom Strudel des Lebens erfaßt und mit fortgerissen werden mußte. Wein, Weib und Kartenspiel, diese drei gefährlichen Passionen hatten ihn denn auch dermaßen umgarnt, daß sogar eine Hünennatur wie die seinige ihren schädlichen Einwirkungen auf die Dauer nicht gewachsen war. Wenn er die Nächte am Kartentisch durchwacht und Tausende und Abertausende der Spielwut geopfert hatte, durften wir von Glück sagen, wenn sein versteckter Grimm anderen Tages nicht bei uns zum Ausbruch kam. Ein minimales Versehen, ein Fünkchen von Unaufmerksamkeit genügte da, um die Bombe zum Platzen zu bringen. Dann war ihm nichts mehr heilig, selbst nicht der herrliche, meterlange Haarzopf meiner Kollegin Untilowa, den er — mit Schaudern sei es verraten — einmal bei der Liszt'schen Transskription über Bachs „Weinen und Klagen" so lange als Glockenzug benutzte, bis die Arme selbst in lautes Weinen und Klagen ausbrach. „Welch ein Tyrann," wird hier die weichherzige Leserin ausrufen, „welche Grausamkeit und sittliche Verrohung!" Läßt sich solche Barbarei etwa beschönigen? Gewiß nicht. Trotzdem wären alle für ihn durchs Feuer gegangen, an der Spitze sein Schülerkorps, dessen Liebe und Verehrung zu seiner Person an Abgötterei grenzte. Wie sich dieser Widerspruch erklären läßt? Durch den Zauber seines

Genius, — und davon soll eines der nächsten Kapitel erzählen. —

* * *

Nirgends empfinden wir wohlthuender die Nähe eines Landsmannes, dem wir getrost vertrauen dürfen, als fern von der Heimat, umgeben von lauter fremden Elementen, noch dazu, wenn uns gemeinsame Interessen aneinanderketten. Es dauerte nicht lange, so war Reinhold Spindler mein Intimus geworden, mit dem ich mich derart angefreundet hatte, daß man uns im Konservatorium schlichtweg „les inséparables" nannte. Wir kamen und gingen zusammen, teilten alles, was wir nicht hatten, und wandelten unbekümmert um die Sticheleien der Panslavisten unsere eigenen Wege. Mein Gefährte war das Ebenbild eines Germanen von echtem Schrot und Korn. Ein stattlicher Zwanziger von kräftigem, ebenmäßigem Körperbau und gewinnendem Äußern, schien er in seiner distinguierten, durch einen rotblonden, martialischen Schnurrbart gehobenen Erscheinung das völlige Prototyp eines schneidigen Gardeoffiziers, dem alle Frauenherzen entgegenfliegen; kein einziges Erkennungszeichen, woraus man den Sproß einer Künstlerfamilie hätte erraten können. Er hatte die väterliche Carriere eingeschlagen, wie es der Brauch so will, vielleicht mehr in der Absicht, später das rentable Geschäft des Vaters zu übernehmen und weiterzuführen, als dermaleinst als Virtuose bahnbrechend zu wirken. Daß es ihm dazu, abgesehen von unförmlich großen Klavierhänden, an Temperament gebrach, daß er bei seinem beneidenswerten Phlegma trotz vorgeschrittener technischer Fertigkeit nie die Themse in Feuer setzen würde, sah er selbst wohl ebenso ein, wie sein Meister,

der auch nicht so hart mit ihm zu Gericht ging, weil eben sein Talent niedriger bewertet wurde. Außer der Prüfung, frühzeitig die Mutter zu verlieren, kannte er das Leben nur von der rosigen Seite. In geordneten Verhältnissen aufgewachsen, frei aller Sorgen, hatte er in Moskau bei seinem Schwager Dr. med. Koppe, des Gatten einer Schwester, selbst trefflicher Pianistin und ehemaliger Schülerin Tausigs, eine offene, herzliche Aufnahme gefunden, die ihn die Trennung vom Vaterhause leicht verschmerzen ließ. Eine ehrliche, brave Haut, ein biederer, grundguter Charakter, wurde er mir während unserer gemeinsamen Studienzeit ein treuer Bundesgenosse, der sich immer selbst gleich blieb, ein Tröster in den Stunden der Entmutigung, auf dessen Freundschaft ich felsenfest bauen durfte. Um so schmerzlicher berührte mich einige Jahre später die erschütternde Nachricht von seinem jähen, tragischen Ende. In einem Walde beim Königstein fand man den Unglücklichen nach langem, fruchtlosen Suchen mit durchschossener Schläfe, den Kopf leicht an einen Baumstumpf gelehnt, auf dem sein müdes Haupt zum letztenmal gerastet hatte. Ein amerikanisches Duell, die himmelschreiendste, thörichte Sühne für den Begriff „Mannesehre", vernichtete dieser Art ein blühendes, hoffnungsvolles Menschenleben.

Ein anderes Bündnis, das allerdings einen leichten Beigeschmack von Eigennutz hatte, schloß ich mit der Familie B., welche zu meiner Gönnerin Frau von Zadonsky, einer ehemaligen Pensionsfreundin der Madame B., in näheren Beziehungen stand und durch deren Intervention mir wenige Wochen nach Ankunft in Moskau die Stellung eines Klavierlehrers der drei ältesten Töchter gegen freie Station angetragen wurde. Schon der angenehme Ausblick auf baldige

Befreiung aus den Klauen meiner Schmutzliese von Wirtin veranlaßte mich, ohne Zaudern mit beiden Händen zuzugreifen. Die B.s, teils von den spärlichen Erträgnissen eines verpachteten, im Kurskschen Rayon gelegenen Gutes, teils von den Zinsen eines zu bescheidenen Kapitals lebend, als daß sich die aus neun Köpfen bestehende Familie große Extravaganzen hätte erlauben können, bewohnten ein unweit der Nikitzkaja befindliches, sechs primitive Wohnräume umfassendes Quartier, eine jener stockwerklosen Holzbaracken, an denen die alte Krönungsstadt keinen Mangel leidet und wie man sie wohl in der Sommerfrische, aber nimmer in einer Metropole anzutreffen vermutet. Zum Glück war mir der Begriff „Komfort" damals noch zu fremd, um mich von der Existenz in solch einem feuergefährlichen Hüttenbau abschrecken zu lassen. Ich schlief auf einer Pritsche besser und fester, als der raffinierteste Lebemann auf seinem üppigen Ruhepolster, und delektierte mich am härtesten, ausgesottenen Rindfleisch vielleicht mehr, wie der verwöhnte Feinschmecker an den spitzfindigsten Leckereien, — wenn mich der Schuh nur nicht anderswo drückte und ich mich von lieben, mitfühlenden Menschen umgeben wußte. Und das waren diese B.s, liebe, rechtschaffene, dabei gebildete Bürgersleute, denen mein Wohl und Wehe ebenso am Herzen lag, wie das ihrer eigenen Kinder, und deren gute Seiten die fehlerhaften gänzlich verdunkelten. Seine Schrullen und Mucken hat am Ende ein jeder; klar geworden ist mir allerdings nie, was in aller Welt die ökonomische Hausfrau bewegen konnte, uns nach der ohnehin kärglichen, nur aus Thee und trockenem Brot bestehenden Morgen- und Abendmahlzeit mittags neben der offiziellen Kohl- oder Borschtsuppe wochenlang successive in grimmer Konsequenz mit gehackten Koteletts abzufüttern,

fade, lieblos zubereitete Fleischklößchen, die hinunterzuwürgen mich ein gut Teil Selbstüberwindung kostete. Wären meine Gedanken nicht auf andere Dinge gerichtet gewesen, wer weiß, ob ich nicht vor der gräßlichen Einförmigkeit des Küchenzettels Reißaus genommen hätte. Aber ein Verliebter verträgt schon einen tüchtigen Puff, und daß ich verliebt war, verliebt bis über die Ohren, und statt der hölzernen Bude mein jungfräuliches Herz Feuer gefangen hatte, leuchtete mir bald ebensowohl ein, als daß auch ich der bildhübschen Magda, meiner ältesten Schülerin, nicht gleichgültig war und sie verschämt in holder Anmut die Augen senkte, wenn unsere schmachtenden Blicke sich begegneten. Die sechzehnjährige Brünette, umwoben mit allen Reizen sinnberückender Jugendfrische, machte meinem Geschmack wirklich alle Ehre. Auf der herrlichen junonischen Büste ruhte der schönheitsvolle, von dunkelbraunen Locken umrahmte Kopf, dessen griechisches Profil an klassischem Ebenmaß seinesgleichen suchte. Es hielt in der That schwer, zu entscheiden, was den ersten Preis verdiente: der reine, lilienweiße Teint, die rehbraunen, von langen Wimpern beschatteten Augen, die geradlinige, feingeformte Nase oder das allerliebste, rosenfarbene Mündchen, aus dem eine doppelte Perlenschnur tadelloser Zähne hervorlugte. Wahrlich, ich hätte ein wunderlicher Heiliger oder der keusche Joseph sein müssen, wenn mich in der Nähe dieser verführerischen Gestalt nicht das Gelüst überkommen wäre, ein wenig von den rosigen Lippen zu nippen, mich am nektarsüßen Safte dieser köstlichen Blume zu berauschen. Freilich schien dies ein ebenso begreifliches wie eitles Verlangen, denn Magda war züchtig und tugendsam, und eine übereilte Erklärung oder ein Gewaltstreich konnte mir teuer genug zu stehen kommen. Da hieß

es denn, bevor nicht der positive Beweis, daß ich auf Gegenliebe bauen durfte, erbracht war, seine Begierden hübsch im Zaume halten und äußerst behutsam auf den Busch klopfen, wozu sich natürlich die Klavierstunde als der einzige Zeitpunkt, da ich mich außer Kontrolle mit dem teuren Mädchen allein befand, am trefflichsten eignete. Bald darauf machte ich die freudige Wahrnehmung, daß mit den musikalischen Fortschritten auch meine Chancen rapide gestiegen waren und die zwischen den Pausen wirksam eingestreuten Liebesseufzer in dem Herzen der Schülerin lebendigen Nachhall gefunden hatten. An einem schneeigen, kalten Dezembertage, während draußen alles zu Eis erstarrte und die Passanten sich fröstelnd dichter in ihre langen Pelze hüllten, loderte drinnen bei uns die lange aufgespeicherte, mühsam unterdrückte Glut zu hellen Flammen empor. Nein, es war kein Traum! Ich hielt die Bebende mit beiden Armen umschlungen, und indem ich sie wonnetrunken an die Brust preßte, bedeckte ich ihr brennendes Antlitz mit meinen glühenden Küssen. Einen Augenblick willenlos, ließ sie mich gewähren . . . dann entwand sie sich geschickt meinen Händen und eilte, das Gesicht in reizender Verschämtheit bedeckend, hurtig wie eine Gazelle in das anliegende Zimmer, dessen Thüre sie hastig hinter sich zuriegelte. In mir jubelte es; ich hatte Magda errungen, Magda war meine Braut! Wohl verstrichen einige Tage, wo die geliebte Maid einem tête à tête mit mir geflissentlich aus dem Wege ging; aber unsere Liebe hatte zu feste Wurzeln geschlagen, der erste Kuß zu heiß gebrannt, als daß sich nicht im nächsten unbewachten Augenblick Mund und Mund wieder zusammengefunden hätte. Die Liebe macht erfinderisch. Nicht nur beherrschten wir mit der Zeit alle Nüancen der Schauspielkunst,

völlige Indifferenz zu erheucheln, wir ersannen auch alle möglichen harmlosen Kniffe, aufdaß unser süßes Geheimnis ja von niemand verraten würde. Und gerade der Umstand, jede leise Berührung durch List erkaufen zu müssen, die Gefahr, alleweil in flagranti ertappt, durch unvorbedachte Äußerungen entlarvt werden zu können, gaben unserem Verlöbnis eine besonders pikante Würze. Die ersten Liebesgeständnisse erklangen so leise, daß wir sie selbst kaum vernahmen, und selig waren wir, wenn sich außer der ersehnten Stunde ein Moment fand, wo wir keine Lauscher zu fürchten brauchten. Allmählich stiegen unsere Ansprüche; wir wurden unternehmender. Magda, die nicht bloß schön, sondern auch ungewöhnlich begabt war (sie beherrschte sämtliche Konversationssprachen mit der den meisten Russinnen eigentümlichen Leichtigkeit und hatte das Gymnasium summa cum laude absolviert), besuchte zweimal wöchentlich abends Vorlesungen in der Universität, wohin sie von einer Dienerin eskortiert wurde. Es bedurfte keines langen Zuredens, meinem Schätzelein überzeugend klar zu machen, daß es eigentlich zweckmäßiger sei, dann und wann die Kollegien zu schwänzen, um, ungestört unseren Gedanken nachhängend, Pläne für die Zukunft zu schmieden. Wie erdacht, so gethan! Sobald die Wache außer Schußweite und die Luft rein schien, fiel von meinem Versteck aus das verabredete Zeichen; daraufhin die erklommenen Stiegen hinab an meine Brust eilen, war das Werk eines Augenblicks. Ein verständnisinniger Händedruck ... dann schlenderten wir Arm in Arm die matterleuchteten Boulevards entlang, welche ganz Moskau cernieren, zu beiden Seiten durch hochaufgetürmte Schneewälle den Blicken Neugieriger entzogen. Wie mundete die freie Gottesluft, wie pochte unser Herz so dank-

bar und froh, trotz des pfeifenden Nordwindes, der uns die Schneeflocken ins Gesicht blies, als wollte der mürrische Geselle durch sein Sausen unseren Frieden stören. Wir achteten seiner nicht, auch nicht der grimmen Kälte, welche die Alleen von Lustwandlern gründlich gesäubert hatte, nicht einmal der Obdachlosen und Hungernden, die, hie und da als Nachtschatten auftauchend, ihre halberstarrten Hände nach einer milden Gabe ausstreckten. Traumverloren schwebten wir ziellos dahin, eng aneinandergeschmiegt, an alles eher denkend, als daß unsere Illusionen dereinst in nichts zerrinnen könnten. Wir heirateten natürlich bald, sehr bald . . . in längstens vier Jahren — bis dahin sicher ein berühmter Mann — ließen sich ja leichten Spiels mit den Bergen von Kenntnissen goldene Berge sammeln. Gab es etwa ein simpleres Rechenexempel? Zehn Konzerte für den Trousseau, weitere zehn als Handgeld für den Anfang unserer Ehe, die nächsten zehn als Grundstock in die Sparbüchse! En attendant nährten wir uns von der Luft, der Liebe und . . . gehackten Koteletts. —

In dieser Schauernacht, die beinahe das Blut gefrieren machte, inmitten der poesieloseſten Natur leisteten wir uns den Eid der ewigen Treue. Kein Mondlicht schien, kein Vogel sang . . . nur ein paar ausgehungerte Raben krächzten von den Zweigen kahler Platanen, und von fernher aus einer Schänke erscholl die melancholische Weise eines kirgisischen Volksliedes. — — — — — — — — — — —

Die Ewigkeit unserer Treue währte geschlagene zwanzig Monde. Und da ich dann noch nicht halbreif zum Berühmtwerden, sie aber schon vollreif zum Heiraten war, so nahm ich ruhig meinen Unterricht weiter und sie sich . . . einen anderen. Tiefsinnig bin ich darüber nicht geworden. Es

bleibt die unverwischbare Erinnerung, und halt! ... noch etwas! ... meine begreifliche Angst, so ein Schlingel, wie ich es damals war, könnte mir einst zur Revanche auch eine Nase drehen! Famose Idee das! Ich werde für meine Töchter eine Klavierlehrerin engagieren.

* * *

Je näher die von Mai bis September dauernde Ferienzeit heranrückte, desto wohliger wurde mir zu Mute. Ich hatte im ersten Dienstjahre den Stachel des Höchstkommandierenden so lebhaft verspürt, daß der Drang zur Heimat und das Verlangen, im Elternhause wieder etwas nach Luft zu schnappen, mit Frühlingserwachen mächtig in mir rege ward. Der Kardinalpunkt, die Geldfrage, erledigte sich von selbst; denn da die Schüler Rubinsteins, der selbst alle Privatstunden von der Hand wies, sehr begehrt waren, so hatte ich durch Stundengeben längst mein Scherflein ins Trockene gebracht und konnte nach dem Prüfungstermin, an welchem ich mit knapper Not eine Sprosse emporklomm, ruhig mein Bündel zusammenschnüren.

In Hamburg, wo beim Wiedersehen natürlich die höchsten Freudentöne angeschlagen wurden, fand ich manches verändert; eine noch bescheidenere Wohnung, noch verzwicktere Verhältnisse, die Großmutter kränkelnd, den Vater griesgrämlicher denn je. Nur die wirklich mühselig Beladenen, die Mutter und mein Großvater, ließen den Kopf nicht hängen; sie waren die Alten geblieben und trugen ihr Kreuz weiter ohne Zagen und Klagen.

Die Monotonie des Familienlebens, das Fehlen jedweder Ablenkung nach außen, konnte meiner Kunst nur

Gewinn bringen. Ich legte denn auch die Hände nicht müßig in den Schoß, sondern begann eifrig im Sinne des Unnachsichtigen fortzuarbeiten, um nach Möglichkeit die mir anhaftenden technischen Lücken auszufüllen. Als tägliches Brot diente zunächst eine tüchtige Ration des „wohltemperierten Klaviers"; die übrige Zeit wurde, nachdem uns die Wahl zweier Werke fürs Sommerstudium anheimgestellt worden, dem Schumannschen Karneval und der zwölften Rhapsodie von Liszt gewidmet. Außerdem ging es wieder ans Lösen kontrapunktischer Probleme beim guten alten Riccius.

Der Lohn für meinen Fleiß blieb nicht aus. Wie sich der Erfolg einer Kur oft erst nach Monaten nachweisen läßt, so schien auch die meinige nach dem scheinbaren Stillstand jetzt mit einemmal bei mir anzuschlagen. Nie werde ich die erstaunte Miene Rubinsteins vergessen, als ich nach meiner Rückkehr die Rhapsodie so aus dem Ärmel schüttelte, daß mir diese Leistung selbst heute nicht zur Schande gereichen würde. „Ich hätte nimmer an die Möglichkeit geglaubt, daß sich solch plötzlicher Wandlungsprozeß an ihm vollziehen könne," äußerte er tags darauf zu Frau von Zadonsky, einer Cousine meiner Beschützerin, welcher ich meine Künste nochmals zum besten geben mußte. „Wenn der Lümmel stetig vorwärts strebt, möchte aus ihm vielleicht noch etwas werden". . . . „Meinen Sie nicht auch, meine Gnädige?" sagte er, sich mit verschmitztem Lächeln an meine, durch ihre schöne, vornehme Erscheinung auffallende Hörerin wendend, die mir, nachdem die letzten Akkorde verhallt, ergriffen die Hand drückte. „Passen Sie auf, aus dem wird sicher noch etwas, er hat Rasse, Temperament . . .", diese Brocken schnappte ich unfreiwillig auf, als sich die beiden auf dem Gange trennten. —

Eine goldene Zeit hub an, eine Zeit, welche, für die vorangegangenen schweren Kämpfe tausendfach entschädigend, mich täglich meinen künstlerischen Idealen um ein Stück näher brachte. Jetzt war ich Hahn im Korbe, avancierte neben Siloti zum Lieblingsschüler mit dem Prädikat „du" und diente an Stelle der Bertenson, die sich zum Verdrusse Rubinsteins inzwischen dem Hymenäos geweiht, den übrigen der Klasse zum belebenden Beispiel. Währte mein Unterricht früher nur nach Minuten, so gehörte es jetzt nicht mehr zu den Seltenheiten, wenn ich, nachdem andere mir das Feld geräumt, die Kosten der Stunde allein bestritt. Das war die Epoche, da mir die Schönheiten der eisernen Träger unserer Litteratur, der Konzerte von Beethoven, Schumann, Chopin u. s. w., in herrlichster Weise verdeutlicht wurden, da mir über ihren großartigen Inhalt das erste Licht aufging. Diese Epoche, wenn auch leider auf zu kurze Zeit, miterlebt zu haben, rechne ich zu den glücklichsten Zufällen meines Lebens.

Häufig kam es auch vor, daß ich mich mit wenigen Kerntruppen in die Ehre teilen durfte, für die Leistungsfähigkeit unserer Anstalt eine Lanze zu brechen. So holte mich eines schönen Morgens der Kastellan zeitig aus den Federn mit der Ordre, Punkt zehn Uhr im Konversationssaal anzutreten. Dort fand ich eine illustre Versammlung, die Spitzen der Stadt, in vorderster Reihe den damaligen Minister für Volksaufklärung, Sabouroff, für welchen der Direktor diese Matinee schleunigst inscenieret zu haben schien. „Heute zeigst du ihnen mit der Norma-Phantasie, was eine Harke ist," raunte der letztere mir zu, „und daß du dein bestes Können einsetzt, sonst geht's dir an den Kragen," mit dieser Aufmunterung entließ er mich an den Flügel.

Glücklicherweise wurde die Drohung nicht zur That; die Sache klappte und zwar so famos, daß der Minister selbst lebhaft applaudierte. Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß mir unlängst — also nach 15 Jahren — in einer Petersburger Gesellschaft Herr von Sabouroff selbst, der sich meiner Leistung von ehedem liebenswürdigst entsann, die beste Erklärung für jene, unter so merkwürdigen Umständen improvisierte Séance gab. „Ich hatte," erzählte Se. Excellenz, „auf meinen Inspektionsreisen auch die Einrichtungen der Moskauer Musikschule in Augenschein genommen und Nicolai Gregoriewitsch meine Bewunderung über die treffliche Organisation derselben zu erkennen gegeben. Nur zu guterletzt erlaubte ich mir leichthin die Frage zu streifen, ob nicht unser Petersburg im Hervorbringen ausübender Talente, namentlich von bemerkenswerten Virtuosen, der Schwesterstadt um ein Erkleckliches überlegen sei. ‚Würden Ew. Excellenz mir die Ehre erweisen, sich morgen vormittag vom geraden Gegenteil zu überzeugen?' lautete die kaltblütige Antwort, und wirklich — — ich wurde überzeugt, nicht nur von meiner falschen Ansicht, sondern auch daß Nikolaus ein Tausendsasa war." —

Eine von Rubinstein ins Leben gerufene Institution war das jährlich nach der ersten Fastenwoche zum Besten unbemittelter Konservatoristen stattfindende Schülerkonzert, welches die auserlesenste Gesellschaft und eine nach Tausenden zählende Zuhörerschar im großen Adelssaale vereinigte. Sich hierbei beteiligen zu dürfen, galt als spezielle Auszeichnung, und ich hatte die Chance, mit Siloti und einer Elevin Klindworths zur Verkörperung der Elite unseres Pianistentums ausersehen zu werden. Die günstige Stimmung des Publikums vermehrten anderen Tages noch die

Zeitungsberichte, an der Spitze das leitende Organ, die „Moskowski Wjedmosti", wo wörtlich zu lesen stand: „Für die Interpretation des Rubinsteinschen Es-dur-Konzerts gebührt Herrn Sauer unstreitig die erste Prämie. Daß seine Zukunft gesichert ist, beweist uns diese künstlerisch abgerundetste Leistung des Abends." Mein Lehrer, damals schon durch ein rasch zunehmendes Leiden außer stande, den Dirigentenstab zu schwingen, ließ sich, wie mir Tschaikowsky später bestätigte, über meinen Erfolg genauen Rapport erstatten, wenn er sich auch wohl hütete, seine Zufriedenheit in irgend welcher Form zu äußern. Im Gegenteil — damit mir der Kamm ja nicht schwoll, benutzte er den ersten Anlaß, der ihn wieder in die Klasse führte, dem Lobeshymnus der Presse insofern einen Dämpfer aufzusetzen, als er mit der plötzlichen Forderung, ihm doch die chromatische Phantasie und Fuge einen halben Ton höher transponiert vorzuspielen, meine gute Meinung über mich selbst jählings einen Ton tiefer herabstimmte.

Ja, Herr von Sabouroff hatte recht: Nikolaus Rubinstein war ein Tausendsasa. Die enorme, auf ihm ruhende Arbeitslast, unter deren Druck ein halbes Dutzend anderer gekeucht hätte, trug dieser Riese, ohne mit den Wimpern zu zucken, auf den Schultern seines Genius. Nur ein Genie, wie es das Jahrhundert einmal zeitigt, vermochte solche Wunderdinge zuwege zu bringen, und unverwischbar für alle Zeiten ist in Stahl eingegraben, was die Entwickelung des ganzen russischen Musiklebens seiner rastlosen Thatkraft verdankt. Gewiß, auch Anton verwies seinem Lande unvergessene Dienste; aber als Organisator, Dirigent und Pädagoge überragte ihn der Bruder, wie die Elborusspitze den Kasbek. Jene Launen und Willkürlichkeiten, welche man

bei Anton als natürlichen Teil seiner selbst willig mit in Kauf nahm, sanken bei der Mehrzahl seiner Schüler zu lächerlichen Zerrbildern herab, zu nichtsnutzigen Kopien, auf denen bloß die Unarten des Meisters mit dicker Farbe aufgetragen waren. Auch zum geborenen Dirigenten schien der Berühmtere von beiden viel zu hastend, viel zu nervös, um das Ideal eines Kapellmeisters zu verwirklichen, oder es hierin auch nur im entferntesten Nikolaus gleichzuthun. Die ganze administrative Geschicklichkeit aber, welche Anton erst von 1887—1890 bei Wiedereintritt in das von ihm 1862 begründete Petersburger Konservatorium entfaltete, war nichts weiter als ein Verpflanzen der brüderlichen Theorien, ein Verarbeiten von dessen praktischen Errungenschaften auf anderem Boden.

Wer von beiden pianistisch der Bedeutendere gewesen? Diese mir zum Überdruß vorgelegte Frage verursacht einiges Kopfzerbrechen. Der Vergleich zwischen zwei Kolossen bleibt ein gefährliches Wagnis und sollte thunlichst vermieden werden. Der Diamant ist der begehrteste Edelstein, aber darum kann seine schillernde Pracht das blendende Karmoisinrot des Rubin nicht verdunkeln. Wie ich schon früher bemerkte, schien mir Antons Interpretation von jeher der Gipfelpunkt reproduzierenden Schaffens. Er steht als Poet völlig isoliert da (Liszt immer ausgenommen), ohne Nebenbuhler, granitfest wie ein Markstein in der Klaviergeschichte. Der Behauptung von Autoritäten, Liszt und Rubinstein hätten sich zu einander verhalten, wie die Sonne zum Bogenlicht, darf ich nicht entgegentreten, wenn sie mich auch stark übertrieben dünkt, weil ich ersteren in seiner Glanzzeit nie gehört habe. Eines ist jedoch gewiß und giebt zu denken! Liszt, dessen Persönlichkeit allein schon

Erfolg bedeutete, trat in die Schranken, da man nach Erlösung vom seichten Salonvirtuosentum förmlich schmachtete. Das Publikum war damals nicht gerade verwöhnt. Die Klavierautomaten Pixis, Herz, die Läufer-, Oktaven- und Trillerkönige Döhler, Dreyschok, Willmers (der solange in vollendeter Gleichmäßigkeit auf einem Tone zu trillern vermochte, daß die Leute derweilen ruhig ein Glas Bier trinken und eine Cigarette rauchen konnten), zuguterletzt der aristokratische, aalglatte Salonlöwe Thalberg — diese Gentlemen beherrschten die Mode. Daß der plötzlich aus den Wolken niedersausende Adler mit jenen Sperbern und Zaunkönigen leichtes Spiel hatte, darf nicht wundernehmen, ebensowenig, daß die Leute völlig verhext dem Rattenfänger folgten und in ihrer Verhimmelung keine Grenze kannten. Anders Rubinstein, der, nach der Ära Liszt höchst kritischen Anforderungen gegenübergestellt, einen ungleich schwereren Stand hatte! Daß schon das Blaue vom Himmel heruntergespielt werden mußte, um neben diesem Lisztkultus überhaupt noch zu Worte zu kommen, liegt auf der Hand. Es ist allerdings wahr: Liszt stieg bereits 1848 freiwillig von seinem Königsthrone herab; indessen trat er in den fünfziger Jahren öffentlich noch genug auf, um Rubinstein, dessen Name damals schon auf allen Lippen war, zu verdunkeln. Daß ihm dies nicht gelang, daß sich der letztere neben Liszt dennoch in Ehren behauptete, ist gewiß der beste Gradmesser für sein kolossales Leistungsvermögen*).

*) Der Rubinstein in den Mund gelegte Ausspruch, er sei gegen Liszt ein Waisenknabe gewesen, dürfte mehr übertriebener Bescheidenheit, denn innerster Überzeugung entsprossen sein und ist meines Erachtens ebensowenig ernst zu nehmen, wie seine bekannte Äußerung, um zur Erkenntnis vollendeten Klavierspiels zu gelangen, müsse man nicht ihn, sondern seinen viel bedeutenderen Bruder gehört haben!

Rangierte somit Anton hinsichtlich dichterischer Begabung vor Nikolaus, so war ihm dieser in rein virtuos-pianistischem Sinne unbedingt überlegen. Dieselbe, durch Tausig sprichwörtlich gewordene Infallibilität, dieselbe bis ins kleinste ausgemeißelte Technik, nur noch staunenerregender, weil die imposante Beherrschung der jeglichen Beigeschmacks unabkässigen Studiums entbehrenden Materie durch das blendende Kolorit seines von innerlicher Wärme, von Temperament und Sinnlichkeit durchdrungenen Spieles völlig verdeckt ward. Im Gegensatz zu Anton, dessen Tempi und Nuancierungen je nach dem Thermometer seiner Inspiration gänzlicher Willkür unterlagen, war hier jede Schattierung fein abgetönt, jeder Effekt sorgfältig erwogen, kurz, es prädominierte die Reflexion. Immer gut aufgelegt, nie üblen Stimmungen unterworfen, gelang es ihm, seinen Leistungen durchweg den Stempel wohlthuender Gleichmäßigkeit aufzuprägen. Freilich, auf die schwindelnden Höhen, welche der Bruder erklomm, wenn er einmal „en grande forme“ war, konnte ihm niemand folgen ... selbst nicht sein schärfster Konkurrent, der gewaltige Nikolaus.

Es hat vielfach Befremden erregt, daß des jüngeren Ruf verhältnismäßig wenig ins Ausland gedrungen, und man hat an diese Thatsache die irrige Ansicht geknüpft, sein allerdings glänzendes, aber nicht in einem Atem mit Anton zu nennendes Talent hätte wohl bei den Moskowitern aus Lokalpatriotismus gezündet, das objektivere, internationale Publikum hingegen mehr oder weniger kalt gelassen. Angesichts dessen ist festzustellen, daß Nikolaus seinem Kinde zuliebe, d. h. für das mit Schmerzen durch ihn erzeugte Konservatorium, dem er seinen letzten Blutstropfen geweiht, alle Streifzüge ins Ausland auf das Notwendigste be-

schränkte, daß ferner bloß Antons Berühmtheit daran schuld war, wenn ihm Berlin, Wien und Paris statt des Triumphes nur einen Hochachtungserfolg bereiteten. Schnöde Ungerechtigkeit! Für ein Schock hervorragender Philosophen, Ärzte oder Juristen — für sie alle ist Raum! Aber zwei große Pianisten auf einmal sind schon des Guten zuviel, und die Erdmännchen, statt sich zu freuen, wenn ihnen ein halbes Jahrhundert zwei solche Kerle beschert, verkünden laut durch das Sprachrohr der Undankbarkeit: „Dieser ist der große, jener der falsche Prophet, welcher auf Kosten fremden Ruhmes ins Garn zu locken sucht. Hütet euch!" Ich meine, auch Carlotta Patti (die sich übrigens doch hinter Adelina verstecken mußte) könnte mit ihrem Spitznamen der „Talmi-Patti" davon erzählen! —

Ein kurzes, aber glänzendes Stück Musikleben, das während jener Epoche an mir vorüberzog! Alles, woraus unsereins Anregung schöpfen konnte, es wurde hier in Hülle und Fülle geboten. Da waren zunächst die zwölf großen Sinfoniekonzerte der kaiserl. russ. Musikgesellschaft, wahre Musikfeste, deren Leiter die ruhmvollsten Solisten magnetisch vom Auslande anzog. Hier hörte ich zuerst die Menter und Essipoff, Leschetitzky, Brassin, den unvergeßlichen Carl Heymann und den noch unvergeßlicheren Henri Wieniawski (der sterbend, aber ein sterbender Löwe, zum letztenmal in Moskau das Podium betrat), ferner Sarasate, Auer, Rob. Heckmann, Davidoff, de Swert, Popper u. v. a. m. Daß die orchestralen Darbietungen dem Rahmen des großartigen Unternehmens entsprachen und alles wie am Schnürchen ging, verstand sich bei einem Direktionstalent vom Range Rubinsteins, der seinen Willen auf jeden einzelnen zu übertragen wußte, beinahe von selbst. Der Orchesterkörper, größtenteils

aus Mitgliedern des Konservatoriums und der Hofoper zusammengesetzt, vereinigte an den exponierten Pulten einen Stamm ausgewählter Kräfte, die begeistert dem Winke ihres Führers folgten — er suchte, was Präcision, Intelligenz und Noblesse des Klanges anbetraf, in Rußland jedenfalls seinesgleichen. Auch war noch die gute alte Zeit, wo die Persönlichkeit nicht über das Kunstwerk gestellt und das Banner der Tradition in Ehren gehalten wurde, da klassische Meisterwerke vor den umstürzlerischen Ideen moderner Pultvirtuosen bewahrt blieben, deren Mehrzahl sich darin zu gefallen scheint, immer neue Kombinationen, womöglich etwas noch nie Dagewesenes auszuklügeln, um eine Beethovensche oder Mozartsche Sinfonie unbarmherzig zu zerzausen. Als ob nicht vom alten Kapellmeisterschlendrian bis zur Anarchie in der Musik ein weites Stück Weges sei! —

Zu jenen völlig ausabonnierten Eliteabenden und ebensovielen Kammermusik-Matineen (Triovereinigung: Rubinstein, Hrimaly, Fitzenhagen) gesellte sich eine große Anzahl von Extrakonzerten, unter denen jene der beiden Rubinstein natürlich die erste Stelle einnahmen. Eins von den vielen, denen beizuwohnen ich das Glück hatte, haftet unverwelklich in meiner Erinnerung: die Brüder gaben nämlich u. a. auf zwei Klavieren die von Anton für Nikolaus komponierte F-moll-Phantasie und später vierhändig den „bal costumé“ zum besten und zwar in einer Vollendung, daß das ohnehin zu Excentricitäten neigende russische Publikum förmlich in Raserei geriet. Man muß diese Stücke (und noch manche andere!) von den beiden gehört haben, um sich eine Vorstellung von der Wirkung dieses hinreißenden Zusammenspiels machen zu können. Ähnliche tumultuarische Scenen

habe ich nur bei N. Rubinsteins Recitals, speziell bei seinem jährlichen Benefizkonzerte wiederholt gefunden, zu dem trotz unmäßig hoher Eintrittspreise (bis zu 25 Rbl. der Sitz!) wochenlang vorher kein Plätzchen mehr zu haben war. Das gab eine Art hohen Feiertag, an welchem sich alles, was nur Musik witterte, in ein festliches Gewand zu kleiden schien. Der aus siegreicher Schlacht heimkehrende Feldherr kann nicht begeisterter acclamiert werden, wie unser Meister, sobald die tausendköpfige Menge seiner auf der Estrade ansichtig ward. Ein Beifallsorkan von beängstigender Wucht durchbrauste den Saal, alles erhob sich wie ein Mann, und unter Orchestertusch, Tücherschwenken und asiatischem Lärmen überreichte eine Deputation der angesehensten Bürger, voran die Stadthäupter Alexieff und Tretiakow, eine Anzahl kostbarer Geschenke, unter welchen ein Brillantring von seltener Pracht, sowie eine massiv goldene Bowle nebst zwölf Pokalen, die eine Anweisung über 30000 Rbl., sage und schreibe: dreißigtausend Rubel enthielt, mir, der ich noch keine hundert Rubel in meiner Tasche beisammen gesehen hatte, am meisten imponierten. Auffällig war die Gelassenheit, mit welcher der Gefeierte all diese Kostbarkeiten huldvollst entgegenzunehmen geruhte. Der Eingeweihte wußte allerdings, was dieser Gleichmut zu bedeuten hatte: daß nämlich die funkelnden Präsente und regenbogenfarbigen Bankbillets tags drauf in die Taschen ängstlich harrender Gläubiger versanken. Nach diesem Knalleffekt, glaubte ich, hätte man sich in Ovationen erschöpft und es müsse nun endlich die nötige Ruhe im Saale eintreten. Weit gefehlt! Aufs neue stiegen die Wogen der Begeisterung, und erst nach langer Pause, nachdem das Orchester zweimal vergeblich versucht hatte, durch den ersten Accord von Beethovens Es-dur-Konzert Schweigen

zu gebieten, beruhigte sich die Brandung so weit, daß das Konzert seinen Anfang nehmen konnte.

Eine andere Denkwürdigkeit jenes Abends war die Erstaufführung von Antons „Caprice russe“ für Klavier und Orchester, mir persönlich neben der fünften Klaviersymphonie eines der liebsten Stücke Rubinsteinscher Muse, dessen ungemein brillantes, rhythmisch zündendes Finale auf stürmisches Begehr von A bis Z wiederholt werden mußte. In anderen Landen kühl aufgenommen, von der Fachpresse rundweg abgelehnt, hat sich dies großzügige Werk bis heute in der Gunst der russischen Musikwelt erhalten. Nicht allein seiner nationalen Färbung wegen; die kunstgerechte, unvergeßliche Auffassung durch Nikolaus Rubinstein ist auf dem heimatlichen Boden traditionell geblieben. In Berlin oder Wien hat man dies originelle Capriccio eben nie so gehört, wie es gespielt werden soll. Daß der Komponist selbst in aller Herren Ländern eifrig dafür gefochten, beweist mir wenig, denn dieser war, wie ich dreist zu behaupten mich erkühne, ein nur fragwürdiger Anwalt für seine Geisteskinder, namentlich für diejenigen der letzten Schaffensperiode, welche besonders liebevolles Studium erheischen, wovon in des Meisters Vortrag wenig zu verspüren war. Wem der Urtext seiner anziehendsten Schöpfungen Note für Note geläufig war, der mußte in der That staunen, wie oft der Autor gerade diese durch mangelhafte Beherrschung der Materie gewissenlos benachteiligte. Welchen Eindruck sollte da der Laie gewinnen, wo doch unsereins manchmal seine liebe Not hatte, sich aus dem Chaos von Tönen, den verschwommenen Passagen voll extemporierter Zuthaten zurecht zu finden! Am peinlichsten berührte mich jene schrankenlose Willkür, kurz bevor Rubinstein für immer vom Schauplatze

der Öffentlichkeit zurücktrat. Auf seiner Abschiedstournee, die, eine Apotheose seines oft gepriesenen Edelsinns, ihn zum letztenmal in alle Hauptstädte des Kontinentes führte, hörte ich von ihm seine C-dur-Phantasie, das Es-dur-Konzert, sowie das vielgeschmähte „Russische Capriccio", natürlich wie immer interessant und fesselnd, aber technisch doch so unzuverlässig, so abnorm frei und rhapsodisch, daß der innere organische Zusammenhang dabei ganz in die Brüche ging. Der todesmutige Dirigent, mein alter Freund Nicodé, vollbrachte wirklich ein Reiterstückchen, wenn er sein Gefolge bei dieser tollen steeple-chase zusammenhielt; der Terrainkundige fühlte mit ihm und atmete erleichtert auf, als die Hetzjagd ohne peinlichen Zwischenfall glücklich ihr Ende erreicht hatte. Aber amüsant war es zu beobachten, wie die irrige Schlußfolgerung, der Komponist müsse um jeden Preis der beste Vertreter seiner eigenen Werke sein, hier wieder so recht zum Durchbruch kam. Die unverständige Masse, und aus dieser rekrutiert sich nach meiner Ansicht ein erheblicher Prozentsatz der Gesamtkritik, geriet in Ekstase — man stampfte, man raste Beifall . . . für jeden übersprungenen Takt eine neue Salve, für jede ausgelassene Zeile eine neue Zeile weihrauchdurchschwängerten Feuilletons. Die besonnene Minderzahl dagegen schwieg in gerechtem Pietätsgefühl; sie diskutierte nicht, aber dachte ihr Teil.

Ich führe dies alles an, nicht etwa um Rubinsteins Größe zu schmälern (womit ich mich selbst mit früher Gesagtem in Widerspruch setzen würde), sondern um der allgemein verbreiteten, lächerlichen Ansicht, ein schaffender Künstler, sofern er auch Virtuose, müsse sich über die Wirkung seiner opera am allerklarsten und unbedingt deren überzeugendster Interpret sein, entgegenzutreten. Franz Liszt

ausgenommen, lehren uns eine ganze Reihe seiner Zeitgenossen das gerade Gegenteil. Die Brahmskonzerte in D-moll und B-dur sind nicht durch den ungenießbaren Anschlag des Komponisten, der bekanntlich Klavier „stach" wie keiner, sondern durch Bülow und d'Albert populär geworden. Das G-moll-Konzert von Saint-Saëns habe ich von N. Rubinstein unvergleichlich viel schöner, dasjenige in C-moll von der Carreño, auch von Leschetitzky bedeutend plastischer und wirkungsvoller gehört, wie in der farblosen Beleuchtung des kühl berechnenden Franzosen. Grieg behandelt die lyrischen Momente seines famosen Konzerts gewiß äußerst duftig und poesievoll, aber das Heroische, Dramatische, die pompöse Steigerung im ersten und am Schlusse des letzten Satzes, haben andere Hände ans Tageslicht gefördert, nicht die seinigen. Überhaupt habe ich von der Mehrzahl der Modernen aus eigenem Munde vernommen, wie andere sie in der Wiedergabe ihrer Schöpfungen weit übertrafen und Effekte aus denselben hervorzauberten, von deren Existenz sie vorher keine blasse Ahnung hatten. Wer diese „Anderen" waren — ist mir nicht mehr gegenwärtig.

Da hatte mein großer Lehrer doch ein besseres Gedächtnis. Wie verläßlich dessen Verstandesapparat funktionierte, mit welch erstaunlicher Schnelle er neues in sich aufnahm! Die komplizierteste Novität binnen zwei Tagen erlernen und sie darauf überwältigend zu Gehör bringen, war ihm eine Kleinigkeit. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie er fünf Stunden vor Konzertbeginn keine zehn Takte des Ries-Konzerts, auf dessen Vortrag er sich letzterhand kapriziert hatte, ohne Anstoß herausbrachte, so daß er permanent Zuflucht in die Noten seines Begleiters nehmen mußte, und wie er dasselbe uns, die wir den entsetzlichsten Krach voraussahen,

abends in einer Abgeklärtheit und Vollendung „hinlegte", daß wir unseren Sinnen nicht mehr trauten. Kleinmütiger und zerknirschter bin ich kaum unter die Decke gekrochen, wie nach diesem Abend — das stand bombenfest: aus mir würde nie ein zweiter Nikolaus Rubinstein werden.

* * *

O Tod, o Tod, wie bitter bist du! Wie doppelt bitter, wenn deine unbarmherzige Sense statt schnittreifer oder verdorrter Halme und üppig wuchernden Unkrauts die edelste, vollentwickelte Blüte schonungslos zu Boden streckt! Unheilvoller hast du schwerlich deines Amtes gewaltet, als in jener Märzesnacht, da du mit rauher Hand eine unserer köstlichsten Blüten grausam zerknicktest!

Wer von uns hätte damals solch Ende vorausgesehen, wer hätte geahnt, daß eine wetterfeste, robuste Natur, wie die seinige, so jäh den verheerenden Einflüssen eines ungeregelten Lebens unterliegen würde! Bis zur Jahreswende ging alles gut; er stand nach wie vor fest auf seinem verantwortungsvollen Posten, und kein Symptom deutete auf Spuren irgend einer schleichenden Krankheit. Nach Neujahr veränderte sich plötzlich sein Aussehen. Er kam in die Klasse in gebückter Haltung, die Gesichtsfarbe aschfahl, der Blick trübe, ein sichtlich Leidender. Über die Entstehung des Übels zirkulierten wunderliche Gerüchte. Es hieß, die Diagnose Sacharins auf schwere organische Störungen sei bloß Mystifikation, Rubinstein sei vielmehr das Opfer der Lynchjustiz geworden, indem Brüder einer Konservatoriumsschülerin den Schänder ihrer Ehre meuchlings überfallen und ihm tödliche innere Verletzungen beigebracht hätten, eine

Version, die in Anbetracht der merkwürdigen näheren Begleiterscheinungen sehr viel Glaubwürdiges für sich hat. Jedenfalls schien der Fall ernst, wo nicht verzweifelt, was immer man auch munkeln mochte. Dennoch hofften seine Vertrauten, völlige Abgeschiedenheit an einem sonnigen Orte der Riviera würde dem Schwerkranken Genesung bringen. In den ersten Märztagen sollte die traurige Fahrt, ein Prolog zur Fahrt ins Jenseits, vor sich gehen. Obwohl der Tag der Abreise streng geheim gehalten wurde, gelang es mir doch, Rubinsteins Diener mittels verständnisinnigem Händedruck die Zunge zu lösen. Spindler und ich fanden uns am gedachten Abend auf der Warschauer Bahn ein, um dem teuren Meister noch einmal die Hände zu drücken; ein banges Vorgefühl sagte uns, daß es ein Abschiednehmen fürs Leben sein würde. Der Zug ins Ausland war erst um neun fällig; uns blieb noch eine Stunde Wartezeit. Dessenungeachtet wimmelte der Perron bereits von Passagieren; eine große Anzahl derselben hatte sich in den Coupés häuslich eingenistet, denn der Russe nimmt sich beim Reisen Zeit, er will gar nicht schnell, sondern vor allem bequem sein Werstquantum vertilgen. Unsere Geduld wurde indessen auf harte Probe gestellt: Minute auf Minute verrann — die Abfahrtszeit rückte immer näher, aber derjenige, den wir ängstlich suchten, ließ sich nicht blicken. Das zweite Glockenzeichen war längst gefallen; schon glaubten wir, von einer Lakaienseele düpiert worden zu sein: da plötzlich, kurz vor Thorschluß, öffnen sich die Thüren des Hofwartesalons, und schleppenden Ganges, gestützt von seinem Diener und Herrn Tretiakow, wankt er heran — nein, der Schatten von ihm, eine abgezehrte, wachsbleiche Gestalt, deren Anblick das Blut gefrieren macht, so sicher dem Tode verfallen, daß

man ihr das Recht jeden Bettlers nicht hätte rauben sollen: in der Heimat, auf gewohnter Lagerstatt den letzten Seufzer zu thun. Dafür entschädigt sogar kein kaiserlicher Salonwagen, der, wie hier, auf Spezialbefehl Sr. Majestät eingeschaltet war und in welchem außer den Genannten noch die Damen Tretiakow, Bernard und Zadonsky Platz nahmen, die an dem Meister bis zur Sterbestunde Samariterdienste gethan haben. Ein kurzes Aufleuchten und leises Kopfnicken bezeugte uns, daß wir von ihm bemerkt worden waren. Wehmütig lächelnd, schien es einen Augenblick, als ob er zu uns reden wolle. Aber unsere Hoffnung erfüllte sich nicht — die Schwäche war offenbar größer als der Wille, und nur ein kaum vernehmbares „Auf Wiedersehen" entrang sich seiner Brust. Bekümmert, auf das tiefste ergriffen, traten wir den Heimweg an.

Nach Berichten von Augenzeugen sind die letzten Stunden für den Armen ein wahres Martyrium gewesen. In Berlin, wo man mehrtägige Rast machen mußte, sollen die Hotelbewohner auf äußerstem Flur durch seine Klagelaute aufgeschreckt worden sein. Trotzdem entschieden sich die Freunde zur Weiterreise nach Paris. Hier, im Grand Hotel, ist am 23. März 1881 der große Künstler seinen Qualen erlegen.

* * *

Kam auch die Trauerkunde für die Nächstbeteiligten nicht überraschend, so verursachte sie doch im Lager derselben heillose Verwirrung. Verwaist und ausgestorben schien unser Konservatorium, über das sich der düstere Schatten des Todes gesenkt hatte. Überall stieß man auf sorgenschwere, thränenfeuchte Gesichter; ein jeder, der mit der

Kunst irgendwie Fühlung hatte, mußte sich sagen, daß diese einen Verlust erlitten, dessen Tragweite vorderhand niemand übersehen konnte. Ein König in seinem Reiche war dahingegangen. Wer würde es wagen, nach einem solchen Herrscher die Regentenpflichten zu übernehmen?

Da die Erledigung der Formalitäten zur Überführung seiner sterblichen Hülle geraume Zeit beanspruchte, so wurde am folgenden Tage in den schwarzausgeschlagenen Räumen unserer Anstalt unter Assistenz der obersten Geistlichkeit ein provisorischer Trauergottesdienst abgehalten, bei welchem der Zudrang enorm war. Bis auf die Straße standen die Menschenmassen, und nur ein Bruchteil von denen, die ihre Teilnahme bezeugen wollten, konnte Einlaß erlangen.

Eine Woche später traf die Leiche in Moskau ein. Die Bestattung erfolgte unter beinahe königlichen Ehren und ungeheurem Andrange seitens der Bevölkerung. Wie Paris seinen Viktor Hugo, so ehrte damals die alte Zarenstadt einen ihrer größten Söhne. Den endlosen Zug, welcher sich gegen Mittag vom Bahnhofe aus in Bewegung setzte, eröffnete Trauermusik; Freunde des Verstorbenen trugen die Ordenskissen. Hieran schloß sich die hohe Geistlichkeit in vollem Ornat. Auf dem sechsspännigen Galawagen, hinter welchem der tiefgebeugte Bruder neben den Herren Alexieeff, Tretiakow und Jurgenson schritt, standen zu Seiten des unter Lorbeer und Palmen verdeckten Metallsarges Siloti und ich, als seine bevorzugten Schüler, die Zipfel des Bahrtuches haltend. Professoren und Schüler der Musikschule folgten in corpore, sodann Hunderte von Leidtragenden und eine unabsehbare Wagenreihe, deren Ziffer mit dreihundert zu niedrig geschätzt sein dürfte, voran die Equipage des Generalgouverneurs Fürsten Dolgorouky, als Vertreter des

Kaisers. In allen Straßen, welche der Zug auf der ungefähr drei Kilometer langen Strecke vom Bahnhofe bis zur Kathedrale passierte, brannten Gaslaternen, um die sich Guirlanden von umflortem Tannenreisig schlangen. Hinter dieser, von der Menge respektierten Barriere harrte ein fest zusammengekeilter, dichter Menschenknäuel, während der Verkehr auf der Fahrstraße stundenlang völlig stockte. Moskau stand unter dem Zeichen tiefster Trauer. Vor dem Konservatorium, über dessen Dache eine mächtige Fahne auf Halbmast wehte, wurde Halt gemacht. Ein Singchor widmete dem Verstorbenen den letzten Scheidegruß, worauf der Vizepräsident der kaiserlich russischen Musikgesellschaft mit weit vernehmlicher Stimme in kurzer, kerniger Ansprache der unsterblichen Verdienste ihres Schöpfers rühmend gedachte — ein weihevoller Augenblick, an dem kein Auge trocken blieb. Dann lenkte der Kondukt zur Kirche, wo nach Aufbahrung des Leichnams eine Totenmesse celebriert wurde, die erst gegen fünf Uhr ihren Abschluß fand.

Tags darauf bettete man Nikolai Gregoriewitsch Rubinstein unter gleich kolossaler Beteiligung zur letzten Ruhe. Auf dem Friedhof spielten sich ergreifende Scenen ab; erschütternd wirkte es, als die Gattin Antons mit lautem Verzweiflungsschrei am offenen Grabe niedersank; sie mußte ohnmächtig fortgetragen werden. In einer Ehrengruft zwischen dem Fürsten Tscherkaskji und dem Dichter Nikolai Gogol schläft mein unvergeßlicher Meister den ewigen Todesschlaf. — Wir werden seinesgleichen nicht wiederfinden. . . .

# Was ich als Musiker erlebte

Nach dem Heimgange meines Lehrers kettete mich nichts länger an die Stätte seines Wirkens. Um seinetwillen war ich in die Fremde gezogen; nun, da er dahingegangen, blieb es das Gescheiteste, Moskau den Rücken zu kehren, umsomehr, als mich nach seinen Ersatzmännern wenig gelüstete. Für die von ihm allein mit starker Hand verwalteten Ämter mußte man sich drei verschiedene Kräfte verschreiben: der bis dahin die Kompositionsklasse leitende Hubert — der ganze Mensch schien aus einem trockenen Kontrapunkt zusammengesetzt — wurde zum Direktor, Dr. Otto Neitzel, der verdienstvolle Pianist und derzeit glänzende Causeur in der „Kölnischen", zum ersten Klavierprofessor, Max Erdmannsdörfer zum Leiter der Sinfoniekonzerte ernannt. Dies Aushilfsministerium war allerdings nur von kurzer Dauer. Neitzel, der russischen Umtriebe und chauvinistischen Wühlereien bald überdrüssig, demissionierte frohen Herzens freiwillig, und Hubert hatte nach mehreren Jahren fruchtlosen Umhertastens abgewirtschaftet. Länger und erfolgreich hielt es bloß Erdmannsdörfer auf seinem Posten aus.

Mein eigentlicher Wunsch, mir noch den letzten Schliff in Petersburg bei Leschetitzky zu holen, erfüllte sich leider nicht; eine diesbezügliche schriftliche Anfrage blieb unbeachtet. So landete ich denn an einem Maitage wieder in Hamburg ohne Reifezeugnis oder Diplom, nur die Bescheinigung über meinen zweijährigen Kursus bei Rubinstein in der Tasche. Das folgende Sommerhalbjahr benutzte ich dazu, mir ein möglichst reichhaltiges Konzertrepertoire zu schaffen und meine kontrapunktischen Studien unter Riccius in vollem Umfange wieder aufzunehmen. Ähnlichen Fleiß wie in diesem Sommer 1881 habe ich kaum wieder entwickelt! Hoch über alle Parteien hinweg bis hinab in den verborgensten Schlupfwinkel unserer Mietskaserne schwang sich der eherne Klavierton, zum Mißbehagen geängstigter Nachbarn, bei denen ich als regulärer „Hammervirtuose" verschrieen war. Jedenfalls muß der Hauswirt ein sehr nachsichtiger Herr gewesen sein, oder zeigte er soviel Langmut, weil er ahnte, daß ich, im Prozeß des Flüggewerdens, sein Nest bald verlassen würde?

Der Winter nahte; ich glaubte mich gegen den Speer der Kritik und Nörgler gerüstet. Voll jugendlichen Ungestüms, Mut und Zuversicht im Herzen, schien es mir ein Leichtes, im ersten Anlaufe die Sprossen zum Ruhme zu erklimmen. Mit großen Rosinen im Kopfe und ein paar elenden Nickeln in der Hosentasche half ich vorerst der erschöpften Börse durch einen „Klaviervortragsabend à la Bülow" im Konventgartensaale wieder auf. Er brachte neben dem Lorbeer guter Freunde und lokalpatriotisch gestimmter Berichte doch so viel, daß ich schuldenfrei in die Welt hinausziehen, ja sogar noch eine Fahrkarte bis Bremen lösen konnte. Dort leistete mir ein Empfehlungsschreiben Josef Suchers, ersten Kapellmeisters am Hamburger Stadt-

theater, an den alten Reinthaler gute Dienste. Dieser, ein trefflicher, jovialer Herr, empfing mich sehr freundlich, konnte aber, da die Programme zu den Hauptkonzerten seit langem feststanden, nichts weiter für mich thun, als mir in einem der sogenannten entreefreien „Damenabende" im Künstlerverein Gehör schaffen. Die letzteren verdienten jene Bezeichnung in des Wortes vollster Bedeutung; wohin man blickte, nichts als ehrsame Bremenserinnen! Ich kam mir auf der Estrade vor wie ein Pascha, umgeben von einem Riesenharem, nur daß statt mit türkischen Näschereien mit Schubert und Beethoven aufgewartet wurde. Mein Erfolg bei Presse und Publikum war äußerst verheißungsvoll; ein zweiter Tausig sollte in mir wieder auferstanden sein. Ich hätte aber gern mit mir handeln lassen und alle Gunstbezeugungen und Lobhudeleien gegen den einzigen unauffindbaren Hundertmarkschein eingetauscht. Immerhin war ich noch imstande, aus einigen silbernen Cigarettenetuis, Andenken meiner Moskowiter Schüler, von denen ich mich feuchten Auges trennte, soviel klingende Münze zu schmieden, um mein nächstes Reiseziel — Köln a. Rh. — zu erreichen und noch einige Wochen über Wasser zu bleiben. Aber auch hier fruchtloses Ringen und Hoffen! Wohl machte mir Ferdinand Hiller, dessen Geschmeidigkeit und Bonhomie sich deutlich in seinen Werken widerspiegelt, über mein Spiel die schmeichelhaftesten Komplimente; ein Vertrösten dereinstiger Anwartschaft auf die solistisch vollbesetzten Gürzenichkonzerte war aber auch alles, was ich nach Barmen, meiner dritten Station, mit auf den Weg nahm. Hier wohnte eine Blutsverwandte, meines Vaters Schwester, welche, an einen Buchhändler Reinhardt verheiratet, mir auf das herzlichste die Thüren ihres Hauses öffnete. Ich hätte sorgenfreiere

Wochen verleben können, wenn nicht die traurige Kunde vom Hinscheiden meiner Großmutter dazwischen gefahren wäre. Ihr Tod traf mich wie ein Pfeil durchs Herz. Der Enkelsohn war von jeher enfant gâté gewesen, und ich hatte mit gleicher Liebe an ihr gehangen. Groß wie die fühlbare Lücke war mein Kummer. Nun blieben die beiden allein auf der Wahlstatt zurück: der blinde Vater und seine treue Tochter. Auch diese Prüfung noch dem alten Manne! Uns alle traf's wie ein zweischneidiges Schwert, als er im Augenblick, wo sie sein Lottchen hinaustrugen, laut wimmernd an der Bahre niedersank, nun auch nach ewiger Ruhe verlangend. Der Tod hat erst neun Jahre später sein Sehnen gestillt und den bis zuletzt geistig klaren Greis, dessen ehrwürdige Gestalt mit dem dichten, weißen Gelock etwas Patriarchalisches an sich hatte, aus dunkler Nacht in lichte Höhen entführt!

In Barmen, wohin ich den Leser zurückführe, gelang es durch Befürwortung verschiedener Honoratioren, mir in letzter Stunde im ersten städtischen Abonnementskonzert Platz zu sichern. Neben heller Begeisterung, welche nach Liszts Norma-Phantasie mit elementarer Gewalt losbrach (nach des Dirigenten Anton Krauses Aussage ein im stillen Barmen selten vorkommendes Ereignis), blühten mir leibhaftige hundert Mark; ein bald darauf folgender Klavierabend brachte sogar das Doppelte. Ich machte jedoch in der Wupperstadt einen weit kostbareren, bleibenden Fund, einen Fund, der Jahre hindurch entscheidend in meiner Laufbahn mitgespielt hat. Und das kam so:

* * *

Eines Morgens schlug mir mein Onkel vor, die Anlagen der Klavierfabrik von Rudolf Ibach Sohn in Augenschein zu nehmen. 1794 von des Besitzers Großvater Johannes A. Ibach aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen, galt sie für eine der ältesten und leistungsfähigeren des Kontinents. Der Chef des Hauses, Rudolf Ibach, ein knorriger, stattlicher Dreißiger, machte auf den ersten Blick einen herzgewinnenden Eindruck. In seiner natürlichen Offenheit, die einer gewissen Derbheit nicht entbehrte, offenbarte sich sofort der gemütliche Rheinländer von echtem Schrot und Korn, dessen erster Händedruck sympathisch anheimelt. Kein Blender, welcher mit Worten tändelt, der mehr verspricht, als er halten kann, sondern einer jenes Schlages, der, wenig versprechend, viel hält, dessen Zurückhaltung gerade so ungemein anziehend berührt. Aus den hellblitzenden Augen, den charakteristischen, von einem dunkelbraunen Vollbarte umrahmten Gesichtszügen sprach mannhafte, kühne Entschlossenheit, und je weiter wir ins Innere des maschinentosenden Etablissements vordrangen, dessen verschlungene Fäden der liebenswürdige Hausherr gewissenhaft erläuterte, desto deutlicher wurde mir, daß in diesen Räumen der Geist der Unternehmung waltete. Nach Beendigung unseres Rundganges wurde ich gebeten, einige der eben fertiggestellten Flügel neuester Konstruktion zu versuchen. Die Probe übertraf meine Erwartungen. Nicht daß die Instrumente in mancher Hinsicht, namentlich in Bezug auf Ausgeglichenheit des Registers, nicht verbesserungsfähig gewesen wären! Ihre Tonfülle, Klangschönheit und trefflich parierende Spielart frappierten mich jedoch genügend, um es getrost auf einen Versuch im Konzertsaale ankommen zu lassen. Derselbe glückte vollkommen — schon nach wenigen

Nummern war ich überzeugt, ein meinen Anforderungen entsprechendes Werkzeug gefunden zu haben. Ibach aber mit seiner feinen Orientierungsgabe hatte wahrscheinlich schon damals in mir den kommenden Mann für seine Sache herausgewittert.

Und doch führte erst ein anderes Bindemittel vom flüchtigen Bekanntwerden zu enger Bundesgenossenschaft: die Dankbarkeit. Als ich nämlich wenige Monde darauf, aller Hilfsquellen ledig, bitterste Not litt, überall tauben Ohren begegnend, da half mein Gönner mir, dem verkannten Unbekannten, in uneigennütziger Weise durch eine Anleihe aus der Sackgasse. Es waren freilich nur hundert Thaler, welche ich in Raten abzuzapfen wagte, aber sie kamen im richtigen Augenblicke, in der Stunde der Gefahr. Diesen Akt rein menschlichen Mitgefühls habe ich meinem Wohlthäter nie vergessen. Er wird's auch kaum bereut haben — hat ihn sein Vertrauen doch nicht getäuscht! Unsere Freundschaft blieb ein unzerstörbares Bollwerk gegen alle äußeren Angriffe, und als unschätzbares Glück meines Lebens preise ich's, soweit meine schwachen Kräfte es zuließen, zum Aufbau der Ibachschen Fabrik mit beigetragen, deren wachsendes Emporblühen und zusehends steigendes Ansehen mit erlebt zu haben. Früher kaum achtzig Arbeiter beschäftigend, bedeckt die nach Schwelm verlegte Centrale heute allein eine Fläche von 158000 Quadratfuß; ihre Leistungsfähigkeit und Arbeiterzahl ist auf das Dreifache gestiegen; die Konzertflügel, welche mich auf fast allen Reisen begleiten, rangieren längst mit den gerühmtesten Namen in einem Felde. Rudolfs Bruder, Walter Ibach, läßt seine in vornehmsten amerikanischen Fachkreisen gesammelten praktischen Erfahrungen der heimatlichen Werkstätte zu gute kommen und hat durch Rührig-

keit und Sachkenntnis die Vervollkommnung der Instrumente auf eine staunenswerte Höhe gebracht. —

Ich eile den Ereignissen weit voraus. Über ein Decennium, die ganzen achtziger Jahre hindurch, ist mir das Ibachsche Haus ein zweites Vaterhaus gewesen. Wann ich auch Einlaß begehrte, ob auf Wochen oder Tage, immer empfing meine Einkehr ein unverfälschtes, rheinländisches „Salve". Wie viel heitere Stunden, Stunden ungetrübten Frohsinns haben mir in diesen trauten Räumen gelächelt, wo deutscher Geist und deutsche Sitte sich in reinster Harmonie verbanden. Ein Familienleben entwickelte sich hier, wie es inniger nicht gedacht werden kann, das nie eine Wolke des Unfriedens beschattete. In allem spürte man das feinfühlige Walten einer fürsorglichen Hausfrau, der opferfreudigen Gattin und Mutter, deren prächtige, musterhaft gezogene Kinderschar vor meinen Augen zu wackeren Menschen aufwuchs. Wer hat sich nicht magnetisch angezogen gefühlt von der schlichten Herzlichkeit, mit welcher die aufmerksamen Wirte das Füllhorn ihres Glückes auch über andere ausschütteten! Weit über Rheinlands Grenzen hinaus ist der Ruf Ibachscher Gastlichkeit gedrungen. Ja noch mehr: er ist beinahe typisch geworden. Fast alle Größen der Kunst, ein ganzes Regiment ihrer Söhne, die Rudolf Ibach fördernde Anregung verdanken, können von ihr erzählen!

Was mich anbelangt, so hat wohl niemand tiefer in dies Stückchen Himmel auf Erden zu blicken vermocht. Vom Bekannten stieg ich zum Freunde, vom Freunde zum Mitarbeiter und Vertrauten des Hauses. Meine Stimme galt zuweilen mehr als mir eigentlich lieb war. In manchen wichtigen Fragen wurde ich zu Rate gezogen, mein Urteil meistens gern gehört und befolgt. Als Ibach mir in späteren Jahren das

vertrauliche „Du" antrug, da war's mir, als sei ich einer fürstlichen Ehrung teilhaftig geworden! —

Ach, nur kurze Zeit sollte ich diese Auszeichnung genießen! Wohl winkt auch heute das schmucke Haus am Neuenweg wie zu alten Zeiten, wohl wetteifern dessen Bewohner untereinander nach wie vor, die Traditionen Ibachscher Gastfreundschaft aufrecht zu erhalten — aber das ehrliche, liebe Freundesantlitz grüßt daraus nicht mehr! Seit 1892 deckt Rudolf Ibach die kühle Erde. Ein tückisches Nierenleiden hat den kaum Fünfzigjährigen auf der Höhe rastlosen Schaffens hinweggerafft. Ein leiser Trauerklang dringt an mein Ohr, der, mächtig anschwellend, sich zu tausendstimmiger Klage erhebt ... die schaurig tönende Totenglocke mahnt mich an jenen unglückseligen Augusttag, wo wir ihm, dem Unvergessenen, das letzte Geleit gaben.

Jahrelang habe ich die Stätte, wo der tote Freund nach gethaner Arbeit auszuruhen pflegte, nicht betreten können. Und wenn ich heute wiederkehre, um in stiller Andacht auf seinem Grabhügel niederzuknieen, beschleicht mich aufs neue namenloses Weh, frisch brennt die Wunde, und reichlicher fließen meine Thränen. ...

Fahr wohl, du Braver, Getreuer! Der Besten einer ist mit dir dahingegangen. Dein Lob übers Grab hinaus mit lauter Stimme zu verkünden, war ich deinen Manen schuldig. Ich habe nicht bloß der Pflicht, ich habe mir selbst genügt!

* * *

Es bedurfte keines besonderen Scharfsinns, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß jenes planlose Hinaussteuern ins Blaue ein Ende mit Schrecken nehmen müsse. Ich verlor

dabei nicht bloß Zeit und Geld, sondern hatte während meiner nächsten Etappen nicht einmal die Genugthuung ehrlicher Erfolge. Um überhaupt gehört zu werden, mußte ich auf morschen Brettern, unter ungünstigen Verhältnissen vor die Rampe treten und noch meinem Schöpfer danken, die von anderen verschmähten Brocken auflesen zu dürfen. So ließ sich beispielsweise die Direktion des Mainzer Stadttheaters erst nach langem Hin- und Herberaten herbei, mich zwischen zwei Lustspielen an Stelle der Zwischenaktmusik, natürlich honorarlos, ins Programm einzuflicken! Ich spielte meine paar Stücke, weiß Gott, nicht schlechter, eher besser als heute, wo die Menge so gnädig ist, Gefallen an mir zu finden. Aber ich war eben ein unberühmtes Männchen, ward nicht von geschickten Managerhänden getragen und hätte mit zwanzig Fingern spielen können, ohne den Leuten klar zu machen, in welche Kategorie ich gehörte, oder sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzuschrecken. Man gähnte in den leeren Parkettreihen, spazierte gemächlich in den Couloirs oder fand seinen Sorbet im Foyer weit erfrischender als meine Vorträge. Ja, der großen Masse Urteilslosigkeit ist mitunter komisch — wenn sie nicht gar so traurig wäre!

Des Elends Maß war voll. Ich entschloß mich, die Segel zu streichen und mein Brot vorläufig durch Stundengeben zu suchen. Einige freundschaftliche Beziehungen, welche meine Mutter noch aus ihrer Mädchenzeit mit England unterhielt, lockten mich im Herbst des Jahres 1882 nach London. An einem unwirschen Novembertage fuhr ich, müde und niedergeschlagen, in bräunliche Nebeldämpfe gehüllt, zum erstenmal durch die prosaischen Straßen der Themsestadt. Ein Angstgefühl überkam mich, als mein zerlumpter Vier-

räder inmitten unbeschreiblichen Menschengewühls und Lärmens im langsamen Tempo an den endlos grauen, beleidigend einförmigen Häuserwällen vorbeischlich, und noch beklemmender wurde dies Gefühl beim Kreuzen der „seven dials", dieses Brennpunktes aller menschlichen Misere. „Großer Himmel," dachte ich, „wie sollst du es anfangen, in dieser Riesenstadt durchzudringen, dir hier, unbemittelt, ohne fühlbaren Halt, eine Position zu schaffen!" Meine Fahrt ging ins melancholische Viertel der „boarding houses", nach Westen, wo meiner Mutter Jugendfreundin, ein Fräulein Mary Dunn, mich Bedford Place Nr. 12 bei einer altjüngferlichen Hannoveranerin, Namens Hagemann, einquartiert hatte. Hier lebte ich die nächsten Monate in einem notdürftig möblierten Dachstübchen, weder herrlich noch in Freuden. Ich nahm teil an den Vorrechten der „Großstadtluft", war aber für die Eingebornen vorläufig mehr „Luft statt groß". An kleine Verhältnisse von Jugend auf gewöhnt, drückte mehr als alle materiellen Entbehrungen der moralische Jammer, das Bewußtsein, nichts vom Schatze, welcher meinen Fingern innewohnte, heben zu können und damit zu einer meinen Regungen durchaus antipathischen Thätigkeit verurteilt zu sein. Diese erstreckte sich vorderhand auf ein paar magere, mir durch Miß Dunns Güte bei einigen biederen, gelangweilten Familienmüttern verschafften Lektionen, in deren Salons ich zuvor unter der Marke „poor chap" weidlich Spießruten gelaufen war. Da diese Damen in alle vier Winde verstreut wohnten, genoß ich tagsüber reichliche Gaben qualmiger Atmosphäre in der „Unterirdischen", die mir jedoch immer noch besser behagte, als die Atmosphäre musikalischer Borniertheit, in welcher ich mich zwangsweise zu bewegen hatte. Doch was thut der

Mensch nicht alles für fünf Schillinge, wenn er muß! Meine Existenz war geregelt, und wenn ich abends vom einfachen Nachtmahle heimkehrte, das ich in einem obskuren Winkel der Gower Street, einem Wespennefte ewig tobender französischer Sozialisten und Revolutionäre, einzunehmen pflegte, so grüßte mich wenigstens ein lieber Freund: das abgedroschene Pianino in Fräulein Hagemanns drawing room, dem ich meinen Weltschmerz ungestört anvertrauen konnte!

Nach und nach stieg ich in Amt und Würden und damit von meiner Dachbehausung in behaglichere Wohnräume des zweiten Stockwerkes hinab. Auch gab mir Mr. Hipkins, der chevalereske Vertreter des Hauses Broadwood, einen Flügel zum Gefährten. Mein Wirkungskreis wuchs, meine Preise hoben sich auf einen halben Sovereign und darüber, je nach des Schülers Talentlosigkeit. Merkwürdigerweise waren die Dümmsten, welche sich nämlich für musikalisch hielten und glaubten, mir etwas ablauschen zu können, auch immer die Reichsten. Als Begabtere haben nur Mrs. Jane Fletcher, sowie Mr. Montcalm Wagner in gewissem Sinne Schule gemacht und angenehme Erinnerungen in mir zurückgelassen. Weniger läßt sich dies von den landesüblichen afternoon- oder music-parties behaupten! Vom zweifelhaften Genusse ungezwungener Unterhaltung während der Vorträge mit klirrender Theetassenbegleitung abgesehen, mußte man geduldig zum so und so vielten Mal die abgedroschensten Phrasen wiederkäuen, die albernsten Gemeinplätze über sich ergehen lassen. „Will you not give us a tune?“, damit fing die Sache an. „I dare say, you must have been practising a good deal!“ „Are you still studying?“ „Do you like Schumann?“ „You play very nicely indeed.“ „How wonderful!“ — kurz, ein unglaub-

liches Gemüse von banalen Redensarten bekam man zu kosten. Auch für erheiternde Abwechslung wurde manchmal gesorgt! Eine verblaßte Lady, deren Hang zur Frömmigkeit bekannt war, verwickelte mich einst in ein langes Gespräch über Orgelbaukunst. Die verborgensten mechanischen Triebfedern wollte sie erklärt haben; ihre Wißbegierde überstieg entschieden mein Wissen — mir ward's schwül. Als sie endlich meinte, ich müsse doch sehr fleißig gewesen sein, um nicht allein so hübsch Klavierspielen gelernt, sondern auch so viele schöne Orgeln in die Welt gesetzt zu haben, ging mir plötzlich ein Licht auf: die gute Donna hatte mich für Wilh. Sauer gehalten!

Oft war mir in diesen Salons, als ob ich für alle Sünden nachträglich hätte büßen sollen! Ein Hexensabbath schriller Dissonanzen ging hernieder — krächzende Stimmen, verstimmte Saiten, abgespielte Klaviere, nichts von alledem ward einem erlassen. Am schlimmsten litt ich unter letzteren. Zehn gegen eins konnte man da wetten, der Herausforderung zum schrecklichen Spiele werde die abgeschmackte Redensart vorausgehen: „I hope you will kindly excuse our bad piano." Das Tollste in dieser Beziehung leistete sich ein heraufgekommener Cityprotz, der mich mit einer Fünfpfundnote in seinen „Spielsaal" gelockt hatte und, als mein Blick in den von Geschmacksverirrungen strotzenden Empfangsräumen vergeblich nach dem einem Klavier nur entfernt ähnlichen Möbel gefahndet, auf eine Art von Kommode deutete, welche seit Olims Zeiten in einem versteckten Winkel gestanden zu haben schien, mit der findigen Bemerkung: „I dare say, a good player like you, won't mind such a small instrument!"

Kräftig wütete in diesen musikalischen Spelunken natür-

lich der Dilettantismus — von einer Abgrenzung zwischen diesem und wirklicher Künstlerschaft konnte schlechterdings nicht die Rede sein. Wer einen sogenannten „treat“ in Fingern, Gurgel oder sonstwo aufgespeichert hielt, machte eben seinem Herzen Luft. Der quälendste Schwarm waren allemal die Sängerinnen. Verlangt sogar Klaviermißhandlung eine gewisse Vorbildung oder Routine, so braucht das singende Volk nicht einmal diese; wer eben einige Laute piepsen kann, geht auch schon zu frevelhaftem Angriff über. Wie oft hätte ich „Vorrei morir“ schreien mögen mit dem Tostischen Schmachtlappen, den irgend eine dickfellige Miß jämmerlich zerzauste. „Infame Dreistigkeit,“ dachte ich bei mir — „charming, quite wonderful, — please give us another song,“ flötete es aus allen Ecken! Und zur Dämpfung des Aufruhrs mußte noch ein süßlicher Schmarren herhalten und noch einer, bis alle Gehörnerven paralysiert waren. Nein, leicht ist es mir auf diesem Terrain nicht gemacht worden; hier rächte sich die Armut wohl am bittersten! —

Mit allen Mitteln strebte ich aus jener Sphäre hinaus, in eine andere, welche meinem Naturell so ungleich besser zusagte. Aber nirgends fand ich Gehör oder Unterstützung. Vorsitzende und Leiter sämtlicher bedeutender Konzertinstitute Londons ließen mich ungehört mit langer Nase und eitlen Versprechungen abziehen. Mit den Händen, meinen einzigen Fürsprechern, hätte ich vielleicht ihr Herz zu rühren vermocht. Indessen — schmählich genug! — auch nicht einer erachtete es der Mühe wert, mir wenigstens die Möglichkeit zum Nachweis meiner Fähigkeit zu bieten. Ich habe diese Indolenz den Herren gottlob zwölf Jahre später heimzahlen können, oder vielmehr sie haben es

mir gezahlt, mit funkelnder Münze und erklecklichem Agio! —

Merkwürdig erging es mir ebenfalls bei der Presse. Als es nach langen Anstrengungen endlich geglückt war, mit Hilfe einiger Freunde und Bekannten ein Recital in Steinway Hall aufzubringen, wurde ich trotz breiter Ankündigung und separater Einladung von allen Zeitungen ohne Unterschied totgeschwiegen. Von Times, Daily Telegraph und anderen Weltblättern gar nicht zu reden, war überhaupt kein einziger Referent zur Stelle, sodaß mein wirklich verdienter Erfolg nie in die Öffentlichkeit drang. Als unlängst nach meinen großen Londoner Konzerten einer der mich bestürmenden Interviewer die Frage aufwarf, warum ich mein Talent London so lange vorenthalten und in welchem dunklen Erdteil ich die ganze Zeit eigentlich gesteckt hätte, war ich wohl berechtigt, mit gewissem Pathos zu entgegnen: „Sie irren, werter Herr — ich kenne mein London viel besser, als es mich je zu kennen beliebte!"

* * *

In diesem traurigen Milieu wäre ich am Ende gänzlich versunken, wenn mich nicht nochmals eine rettende Hand an die Oberfläche gezogen hätte. Diese Hand gehörte einem irischen Gentleman, einem Manne, dessen ganze Lebensgeschichte zu sehr vom Alltäglichen absticht, als daß ich es mir versagen könnte, bei Schilderung derselben und der merkwürdigen Umstände, welche unsere erste Begegnung begleiteten, eingehend zu verweilen. Ein geschworner Feind der landesüblichen afternoon-parties hatte sich Mr. Brabazon — so heißt mein späterer Beschützer — in einer schwachen Stunde

nach wiederholtem Drängen eines Freundes zum jour fixe einer Malerin Osborne schleppen lassen, welche mit Miß Dunn ein Cottage im entlegenen Norden von London bewohnte. Auch ich war nur widerstrebend, nach eifrigem Zureden meiner Wirtin, jener Einladung gefolgt, um ein Haar breit entschlossen, die in Aussicht stehenden Kunstgenüsse dieses Mal anderen zu gönnen. Mißmutig und verdrossen hatte ich mich auf den Weg gemacht, und meine üble Laune nahm überhand, als ich mich, kaum daß ich eine Tasse Thee geschlürft, von einem schönlächelnden Damenflor zum Flügel komplimentiert sah. Stumm resigniert warf ich mich in den Klavierstuhl, in der Gewißheit, an einem Jammerkasten mittelalterlichen Ursprungs wie gewöhnlich einigen hundert tauben Ohren zu predigen. Ich sollte angenehm enttäuscht werden! Zwei Ohren hörten und — verstanden mich; die Brücke zur Annäherung war geschlagen. Der Eindruck, den ich bei der ersten Vorstellung gewann, war urgelungen. Eine markante, lang aufgeschossene, hagere Erscheinung, Ausgang der Fünfziger, mit spärlichem Haarwuchs und graumeliertem, stoppeligen Barte, dessen Kinnpartie unsanft ausrasiert schien, kam er mir vor, wie ein excentrischer Sohn Albions. Seine Kleidung, deren Schnitt für den Körper eines Zwanzigjährigen getaugt hätte, trug den Stempel bedauerlicher Vernachlässigung. Auf Hose, Weste und Jacket, ein phantastisches Gemisch dreier, verschiedenartig karrierter Wollstoffe, schillerte ein Konglomerat schönster Wasserfarbenspritzer, während die nachlässig verschlungene Krawatte und das zerknitterte Vorhemd zierliche Tupfen von Saucenflecken bedeckten. Die untersten Ausläufer, plump geformte, braunlederne Halbstiefel, deren Schnürsenkel aufgelöst herunterhingen, wahre kleine Schaluppen, vervollständigten diese

sonderbare Toilette. Eine fragwürdigere Gestalt war mir sogar in diesem Lande der Absonderlichkeiten noch nicht unterlaufen. Mein Eindruck milderte sich jedoch, als unser Gespräch in Fluß kam. Der eigentümliche Mensch, unter dessen gewölbter Stirn so treue, seelenvolle Augen hervorlugten, fing an, mich zu interessieren. Er schien der Musik und Malerei in gleichem Maße zu huldigen, und ich merkte gar bald, daß er in allen Kunstfragen gut Bescheid wußte und daß unsere Ansichten mancherlei Berührungspunkte aufwiesen. Er lud mich zum luncheon in sein Junggesellenheim. In der Voraussetzung, daß eine so reduziert ausschauende Persönlichkeit mir kaum irgendwie dienlich sein könne, hätte ich beinahe in letzter Stunde das Wort meiner Zusage zurückgenommen, doch siegte schließlich die Neugierde, das Interieur dieses Sonderlings kennen zu lernen. Es war dies keine so leichte Aufgabe, denn Morpeth Terrace, eine der vielen von Viktoriastreet abzweigenden Adern, liegt so versteckt, daß es dem Fremdling Mühe kostet, jenes schmale Seitengäßchen ausfindig zu machen, welches, hinter einem eingefriedigten, aussichtsfreien Platze sich hinschlängelnd, nur einen Komplex von etwa acht Hausriesen aufweist. Nachdem ich in Nr. 2 drei Treppen emporgeklommen, betrat ich zum erstenmal den Ort, wo der sonderbare Vogel sein Nest gebaut hatte. Eine runzelige, nach Alkohol duftende Wirtschafterin öffnete mir und führte mich durch den kleinen, düsteren Vorraum zu einem Gemache, aus dem ein penetrant sengeriger Geruch herausströmte. Ein Blick genügte, des Übels Herd zu erkennen. Vor dem hellprasselnden Kaminfeuer röstete sich, in einen Lehnstuhl zurückgebeugt, mein neuester Bekannter; er hatte die spindeldürren, langen Beine bis dicht vor die Glut geschoben, und aus

seinen angebräunten Schuhen und Hosen sah man bereits leichte Dämpfe emporsteigen. Sprachlos vor Verwunderung blieb ich an der Schwelle gebannt. „Sie staunen," rief er mir französisch zu, mich herzlich bewillkommnend, „aber seien Sie unbesorgt, es hat nichts weiter auf sich. Ich kann jeden Wärmegrad vertragen und bin in diesem Punkte wirklich Feueranbeter!" Welch merkwürdige Liebhaberei, dachte ich, sich bei lebendigem Leibe anzubraten! Hat er noch mehr derlei Eigentümlichkeiten in petto? — Das Frühstück, an dem noch der Maler Arthur Severn, ein Schwiegersohn des berühmten Ästhetikers John Ruskin, teilnahm, ließ nicht lange auf sich warten. Weniger kompliziert, als vortrefflich zubereitet, wurde es an einem runden, antiquarischen Tische serviert, weit appetitlicher, als ich es von der schnapsduftenden Frauensperson erwartet hatte. Während des Mahles fand ich hinlänglich Muße, Umschau zu halten. Originell wie deren Bewohner war auch die innere Wohnungseinrichtung. Zwei hübsche, ineinandergehende, niedriggedeckte Räume, behaglich, aber einfach ausmöbliert, welche durch mächtige italienische Fenster reichliches Licht bezogen und über deren Boden sich ein farbenbeschmutzter Teppich breitete, empfingen den Besucher. An den Wänden hingen in buntester Lese gar wunderliche Aquarelle, meistens Landschaften des sonnigen Südens, in Quart- oder Oktavformat, die, scheinbar à la minute fabriziert, nahe besehen es vor des Beschauers Auge flimmern machten. Im ersten Gemache, wo wir saßen, herrschte wüsteste Unordnung. Mappen, Hefte, Kunstblätter, Albums und unzählige Skizzenbücher lagen übereinandergehäuft, in alle vier Windrichtungen verstreut, während eine sperrweit geöffnete, gewaltige Truhe noch eine Unmenge dergleichen Schätze zu bergen schien.

Im angrenzenden Zimmer, dessen Mauern ebenfalls von unten bis oben mit Skizzen besät waren, fielen außer gebrechlichen Möbeln zwei Erards auf, über deren Deckeln sich im tollsten Durcheinander Berge von Noten schichteten. Immer wieder aber kehrte mein Blick zurück zu dem komischen Bilderschmuck, dem ich auch nicht den geringsten Schönheitsreiz abzugewinnen vermochte. Was sollte dies alles darstellen, was diese groben Pinselstriche bedeuten? Mein unverhohlenes Befremden schien dem Gastherrn Spaß zu bereiten. „Sie starren mein Werk an," begann er freundlich nickend. „Ich bin an verwunderte Gesichter hinlänglich gewöhnt, um mich darüber noch aufzuregen. Die meisten Musiker sind nun einmal farbenblind. Das nämliche Erstaunen zeigte Joachim, als er unlängst bei mir speiste. Wäre euer Auge nur halb so geübt wie euer Ohr, welche Quelle von Genüssen würde sich euch erschließen, deren ihr jetzt verlustig geht! Gottlob sind Musik- und Farbensinn gleichmäßig bei mir verteilt, und wie haben sie mir das Leben verjüngt und verschönert!" Ihm war bei diesem, von lebhaften Gestikulationen begleiteten Monologe sichtlich warm geworden. Der Britte hatte die Allüren des Südländers angenommen; seine Wangen waren von leisem Rot übergossen; die träumerischen Augen erglänzten im jugendlichen Feuer. Ich verstand ihn nicht, den originellen Menschen, und unfaßlicher denn je erschienen mir seine wundersamen Farbenklexe. Instinktiv aber fühlte ich, daß keine Großthuerei aus ihm sprach, und mein Interesse für den alten, kunstbegeisterten Herrn steigerte sich, als wir uns nach dem Essen im Ensemble an zwei Klavieren versuchten. Trotz antipianistischer, ungelenker Finger, trotz grober technischer Unfertigkeit, bekundete sein Spiel Temperament, feines Stilgefühl, sowie

merkwürdiges Anschmiegen an die Intentionen des Partners. Es machte den Eindruck, als wolle er auch am Klavier skizzieren, auch hier seine Farbenmanie weiter verpflanzen, unbekümmert um Zeichnung und Form. Nebenbei war er ein gewiegter Vomblattspieler, der sich nicht leichten Kaufs ergab; wo sich die Schwierigkeiten gar zu sehr häuften, wie z. B. in heiklen Passagen der Liszt'schen sinfonischen Dichtungen, verschluckte er meinetwegen ein Teil, aber aus dem Konzept ließ er sich nicht bringen. Auch in der Zähigkeit that es ihm keiner gleich, ein wahrer Dauerspieler, der nicht tot zu kriegen war. Wir musizierten bis in die Dämmerstunde hinein, ein Experiment, an welchem wir fortan dauernden Geschmack fanden und das ich als Lichtpunkt in meinem englischen Exil bezeichnen kann. Was an Material für zwei Klaviere und vier Hände existierte oder an wertvolleren Neuerscheinungen auf den Markt kam, ward angeschafft und mit Begierde verzapft und verschlungen, auch zu Nutz und Frommen meiner Litteraturkenntnisse. In Quantität der Leistungen konnten wir es wirklich kühn mit aller Welt aufnehmen! Und da es kein innigeres Band auf Erden giebt, wie das der Musik, so trat bald an Stelle gegenseitiger Sympathie die grundfeste, ehrliche Freundschaft, welche kein Wanken und Schwanken kennt und die sich bis auf den heutigen Tag nicht nur ungetrübt erhalten, sondern von Jahr zu Jahr gefestigt hat. Übrigens meine ich den Leser für die eigenartige Figur meines Freundes genügend eingenommen zu haben, um hier einen kurzen Umriß seines ebenso eigenartigen Vorlebens einfügen zu können, umsomehr, als dieser Mann in meiner Entwicklung fortan eine Hauptrolle übernimmt.

Herkules Brabazon (ursprünglich Barbançon) entstammte

einem altnordischen Geschlecht, das mit Wilhelm dem Eroberer ins Inselreich gedrungen war. Sein Vater besaß als Vertreter der wohlhabenden oberen Zehntausend alle Vorzüge und Schwächen des Stockengländers: Vornehmheit der Gesinnung, Zuverlässigkeit des Charakters, aber auch alle verschrobenen, engherzigen Ansichten, wie sie im vorigen Jahrhundert der englischen Aristokratie anklebten. Niemals gegen althergebrachte Gewohnheiten verstoßen, jede durch zwangvolle Etikette auferlegte Beschränkung geduldig hinnehmen, nie aus eigener Initiative Gutem Bahn schaffen oder thörichte Schranken durchbrechen, vielmehr blindlings vorschriftsmäßiger Überlieferung folgen — solche Grundsätze bildeten das Leitmotiv dieses schattenlosen Menschenlebens. Nach jenen Maximen handhabte man denn auch die Erziehung des jungen Brabazon, der sich, als Zweitgeborener schnöder Ungerechtigkeit englischer Gesetze preisgegeben, auf den zweiten Platz zurückgedrängt sah. Dem Stammhalter von Rechts wegen alles, das ganze Erbe, dem Bruder nichts, ausgenommen einige von väterlicher Großmut abhängige Brocken. Über die erste Kindheit waltete auch hier der Stern mütterlicher Liebe. Von frühester Jugend an ausgesprochenen Hang für Farbenpracht zeigend, galt dem aufgeweckten Kinde als höchste Belohnung der Anblick einer großen karmoisinroten Rubinbrosche, eines blendenden Familienprunkstückes, welches die Mutter alsdann aus der Kassette hervorholte. Aber schon in seiner ersten Station, dem Eaton Kollege, spürte der zart organisierte, plötzlich dem Zauber häuslicher Liebe entrissene Knabe die herbstlichen Schauer des Lebens. Sein Rufname ward ihm verhängnisvoll. „Wer Herkules heißt, muß auch ein Herkules sein," hänselten die Schulkameraden; und aus dem allemal folgenden, probe-

weisen Faustkampfe ging allemal ein braun und blaugefleckter Herkules hervor. Nach freudloser Schulzeit besuchte Brabazon, dessen Talent zur Malerei inzwischen kräftige Wurzeln gefaßt hatte, die Universität Cambridge, um auf väterlichen Befehl, seinen Neigungen entgegen, die Rechte zu studieren. Sich diesen seinem Naturell zuwiderlaufenden Vorschriften anzuschmiegen, muß den kunstbeseelten Jüngling hart getroffen haben. Trotzdem nahm er beim Verlassen der Universität mit Auszeichnung seinen „Grad", wie man in England zu sagen pflegt, ohne sich dem Zeichenstudium ganz entzogen zu haben. Dieses hatte durch einen in väterlicher Begleitung unternommenen Ausflug nach Rom mächtige Anregung erfahren. Die klassischen Kunstschätze der ewigen Stadt, Rafaels und Tizians unverwelkliche Meisterschöpfungen wirkten auf ihn, wie Morgentau aufs frische Grün, und ungemein rührend klang aus seinem Munde die Schilderung des ersten Eindrucks, welchen er beim Anblick einer der Perlen Velasquezscher Kunst, des Bildnisses Papst Innocenz X. im Palazzo Doria empfunden und wie es ihm nach Wochen der Andacht vor jenem koloristischen Wunder nicht gelingen wollte, sich davon loszureißen. Der orthodox gesinnte Vater hatte für den jugendlichen Schwärmer kein Verständnis; er setzte dem inständigen Drängen des Zwanzigjährigen, sich ganz der Malerei widmen zu dürfen, energischen Widerstand entgegen, und so hieß es zurück, zurück aus sonnigen Idealen ins nüchterne Alltagsleben. Aber vor der Thüre eines Londoner Advokaten, an dessen Adresse ihn väterliche Beziehungen gewiesen hatten, kam plötzlich das Bewußtsein des ganzen Ernstes seiner Lage über ihn. Ewig wider Willen Rechtsritter sein und Aktenstaub schlucken, nimmermehr! Die bereits erfaßte Thürklinke loslassen und von dannen fliehen,

wieder seinen Traumbildern entgegen, war das Werk eines Augenblickes. Die folgende, erregte Aussprache mit dem Vater glich einem völligen Bruche; doch hielt der Widerspenstige, allen Drohungen zum Trotz, beharrlich fest an seinem Bekenntnisse. Ein Leben voller Entbehrungen begann; von dem Überflusse der Seinen flossen bloß die zur Existenz notwendigsten Centesimi in seine Klause nach Rom. Obschon Schmalhans bei ihm Küchenmeister war, bedeuteten doch diese mageren Jahre, wie er mir später oft wiederholte, die glücklichsten seines Lebens. Er sättigte sich an den Kunstgebilden der alten Meister oder schöpfte aus der Quelle, vor den ergreifenden Naturerscheinungen, wie sie das sonnenreiche Welschland hervorzaubert. Sein geübtes Auge verfolgte die Natur bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel; vor ihr, in steter Berührung mit ihr, erstarkte sein auserlesenes Feingefühl für ihre Eindrücke und Stimmungen. Des Abends aber nach vollbrachtem Tagewerke fand der spröder Junkerherrschaft Entronnene neuen Ansporn in zwangloſem Verkehr mit Studiengenossen, welche gleichen Interessensphären huldigten und deren Steckenpferd die Kunst, das Eindringen in ihre weltbewegenden Fragen, nicht der Stammbaum englischer Ahnenherrlichkeit war. Man versammelte sich in irgend einer versteckten Osteria des römischen quartier latin und tauschte bei kargem Mahle freigebig Gedanken und Eindrücke aus. Oder es ging in Gesellschaft, in Kreise verschiedenartigster Färbung, wo Geist und Können prädominierten und trotz aller Ungezwungenheit nie der gute Ton verletzt wurde. In diesen Rahmen paßte sein ungeziertes Wesen, der einfache, schlichte Sinn und seine hübsche musikalische Begabung, welche ihm überall Anerkennung und Freunde erwarb. In der That wünschte er sich

kein besseres Los; arm wie Hiob, hätte er mit keinem Krösus tauschen mögen. Wenige Monate später — und er mußte sich dennoch diesen Tausch durch plötzliche Verschiebung der Verhältnisse wohl oder übel gefallen lassen. Sein Bruder erlag einem tückischen Fieber in Malta, und mit der Todesnachricht trat der vom Vater wieder in Gnade Aufgenommene als präsumtiver Thronfolger in des Älteren Stellung und Rechte, deren Verteidigung er herzlich gern anderen überlassen hätte. Ein Trost leitete ihn heimwärts: die Möglichkeit, von nun an seine Kunst völlig nach eigenem Geschmack, nicht nach dem Geschmacke der Menge entfalten zu können. Aus innerer Notwendigkeit heraus, dem Impulse gehorchend, zu schaffen, nicht Bilder nach konventionellem Zuschnitt auf Bestellung zu Verkaufszwecken fabrizieren zu brauchen, das sollte die unmittelbare Frucht der Unabhängigkeit sein. Mochte die argwöhnische Umgebung noch so sehr über seine Mache die Köpfe schütteln; zum Verräter an seiner Kunst würde er nicht werden!

Mit dem wenige Jahre darauf erfolgtem Tode des Vaters ward ihm die Verwirklichung dieses Vorsatzes noch leichter gemacht. Der unumschränkte Besitz eines seine Bedürfnisse weit übersteigenden Vermögens, eines prächtigen Landsitzes im fruchtbarsten Teile von Sussex, sowie großer, wenn auch wertloserer Güterkomplexe in Irland, setzten ihn nun vollends in den Stand, sich das Leben nach eigenem Geiste auszubauen. Und ein guter Geist muß es gewesen sein, welcher ihn hierbei regierte! Unter den Tausenden verschiedenen Standes, mit denen ich später in Berührung getreten, wüßte ich wenigstens keinen, dessen Schicksal mir beneidenswerter erschienen wäre, als dasjenige dieses Mannes, der sich des Lebens wahren Kern mit kundiger Hand heraus-

zuschälen wußte. In seinen äußeren Ansprüchen bescheiden bis zur Bedürfnislosigkeit, ließ er allen Liebhabereien freien Lauf, sobald sie das Gebiet der Ästhetik streiften, als kostbarstes Gut dabei seine Freiheit wahrend, die er niemals, selbst nicht um weiblicher Liebe willen, verpfändete. Idealist und Philosoph vereinigen sich selten in einer Person. Hier war es der Fall. Was das Geschick ihm verwehrte, vorzugsweise den Reiz öffentlicher Anerkennung, ertrug er leichten Herzens mit stoischem Gleichmut, unbekümmert um die Glossen und Spöttereien seiner Nächsten. Dagegen genoß er die Fülle des ihm Gebotenen in vollen Zügen, ohne Unbehagen der Übersättigung oder Abgestumpftheit, ohne geringste Einbuße seiner kindlichen Naivität. Diese glückliche Mischung des Naturells erhielt ihm Geist und Körper in ungetrübter Jugendfrische. Blind gegen alles Grobe, Gefühlverletzende, entging seinem Späherauge nichts, was irgendwie Anspruch auf Schönheit erheben konnte. Er, der die halbe Welt bereist, sein Auge jahrein jahraus an den köstlichsten Naturwundern Italiens, Spaniens, Ägyptens und Indiens geweidet hatte, konnte noch am Lebensabend mit ungeheucheltem Empfinden in höchste Verzückung geraten über irgend ein einfach-ländliches Motiv vor einem Bauerngehöft, vor einem Weidenbache oder mit Kornblumen gezierten Ährenfelde, wenn die Sonne gerade ihr Licht darüber ergoß oder andere Beleuchtungseffekte günstig mitwirkten. Die Sonne, ja die Sonne war der einzige für sein Wohlbehagen unerläßliche Faktor. Sie konnte er nicht entbehren. Er lechzte nach ihr wie die Blumen nach kühler Maiennacht. Wo sie nicht schien oder mit ihrem Glanze kargte, da suchte er sie auf, in förmlicher Jagd nach ihr, so lange, bis er sie wiedergefunden, bis in die Tropengegenden, wo sie ihm

nimmer entwischen konnte. Je zudringlicher ihre Strahlen, desto besser seine Laune. Daher ähneln auch seine Reisen, wie seine Bilder, ungemein reizvollen Improvisationen. Ein trüber Tag, der erste bleierne Himmel, und unser Fröstling packt auch schon sein Felleisen. Ein Anzug, einige Hemden, die notwendigsten Toiletteartikel, — Farben und einige Fläschchen chinesisch Weiß nicht zu vergessen, — alles durcheinander geworfen in die Reisetasche, und die Fahrt kann losgehen. Eine halbe Stunde später, und der Vogel ist ausgeflogen: nach Madeira, den kanarischen Inseln, nach Afrika oder sonst wohin, wo — die Sonne scheint. Wir entdecken ihn in Tunis, Algier, Tanger, Kairo, bald an den Ufern des Nils, bald an der oceanischen Küste oder am Gestade des Mittelmeeres, unermüdlich bis zur Tagesneige auf pittoreske Motive fahndend, in fieberhaftem Schaffen, der Außenwelt völlig entrückt, Speise und Trank vergessend. So entstehen seine Impressionen, schnell hingeworfene Skizzen, keine trockenen Kopien, sondern Einflüsterungen der Natur, welcher er sich nicht sklavisch unterwirft, deren Eindrücke er vielmehr instinktiv, nach eigenem Gutdünken verwertet und umformt, ihnen, teils ausschaltend, teils verbessernd, den Stempel seiner Individualität aufzwingend; denn nicht die Natur selbst darf als Höhepunkt der Schöpfung gepriesen werden, sondern das Genie des Menschengeistes, welches über jene souverän verfügt. Mit dem nahenden Frühling aber sehen wir ihn sich wieder der Heimat zuwenden, bepackt mit seinen Kunsttrophäen, die er liebt und hütet, wie der Goldgräber den Schatz. Mögen nur wenig Aufgeklärte ihren wahren Wert erkennen, die Trennung von einem einzigen Blatte unter den tausenden würde ihm schwerer fallen als der Verzicht auf einen Teil der Habe.

Auf seinem Gute Oaklands, dessen Verwaltung einem Schwager obliegt, rastet der Unermüdliche. Aber nicht lange, so lockt es ihn wieder zu frischer Arbeit. Täglich kann man ihn von seinem Londoner Versteck aus in die Nationalgalerie wallfahrten sehen, wo wir die wundervollen Poesien Turners, seine grandiose Vielseitigkeit, erst kennen und schätzen lernen. Turner ist sein Abgott neben Velasquez; das minutiöse Studium dieser Farbenkünstler par excellence sein tägliches Brot. Über sie vergißt er alles, Ort und Zeit, und sicherlich verläßt er als letzter das Haus, wo ihre Werke thronen. Wer ihn hier oder im Kensingtonmuseum mit hochgeröteten Wangen, in flammendem Enthusiasmus als stummer Beobachter in Thätigkeit sieht, wird diesem Manne, welchen das vielgeschmähte Wort „Amateur" als Ehrentitel kleidet, seine Achtung nicht versagen!

Als ich ihn kennen lernte, war er, wie gesagt, beinahe ein Sechziger, also in einem Alter, wo man die Hoffnung, es zum anerkannten Meister zu bringen, wohl aufgeben darf. (Wir werden später sehen, wie dieser merkwürdige Ausnahmefall dennoch eintrat.) Seine Jugendkraft und Rüstigkeit hatten nicht nachgelassen; seine Bewegungen, die ganze Art, wie er sich gab, deuteten auf den Körper eines Dreißigjährigen. Erst vor kurzem von einer längeren Expedition heimgekehrt, die ihn als Gast Lord Brasseys auf dessen Jacht „Sunbeam" bis nach Sizilien geführt hatte, sprach er bereits wieder von neuen Entdeckungszügen nach dem Süden. War es steigende Sympathie für mich oder Mitleid für meine Seelenstimmung, in die er, der Verkannte, sich als Erkenner meines Talentes nur zu gut hineinversetzen konnte — kurzum er ermutigte mich, mir kurze Ferienzeit zu gönnen und ihn, wenigstens eine Strecke weit, auf seine Kosten zu

begleiten. Mit Freuden willigte ich ein, und gleich auf dieser ersten gemeinschaftlichen Reise gewann ich Einblick in die Innenwelt einer vornehmen Künstlernatur, die ohne Rücksicht auf Konvention und Alltäglichkeit ihren eigenen Anschauungen nachgeht und durch Unmittelbarkeit und Frische des Denkens und Schaffens zündend wirkt. Diese erste Exkursion, deren Ziel nach Paris, ins Aostathal und nach Venedig ging und deren Eindrücke nachhaltend in mir fortwirkten, präludierte einer großen Reise nach Spanien, zu welcher ich im Herbste des Jahres 1883 meinen väterlichen Freund gewann. In Deutschland war es mir mißglückt, in England verdorrte ich, vielleicht konnte ich in dem Lande, wo der Lorbeer wächst, auch mir ein bescheidenes Reis am Wege pflücken, vorausgesetzt, daß mir der erste Vorschuß für Reise und Konzertunkosten zugebilligt wurde. Mein Vorschlag leuchtete ein; unser Pakt ward geschlossen, trotzdem Brabazons Freunde ob der Verbrüderung eines englischen Edelmannes mit einem „deutschen Bettler", wie man mich klassifizierte, ungeheures Geschrei erhoben. Ende September fuhren Maler und Musikus, Wilhelm Busch Lügen strafend, in schönster Eintracht über Genf, Lyon, Nimes nach Barcelona, und von hier ab beginnen, wenn auch allmählich, sich die Schatten meines Lebens zu zerteilen.

* * *

Langsam, nur langsam ging es freilich aufwärts! In Barcelona, diesem Dorado des Handels, hatte man damals für ernste Kunst noch blutwenig übrig. Ausländische Größen, welche den Geschmack veredeln, waren nur vereinzelt eingekehrt. Es fehlten Konzertgesellschaften, geübte Arrangeure,

geeignete Konzertsäle. Wie in fast allen übrigen Städten Spaniens war die öffentliche Musik, sofern sie die Straße verschmähte, auf das Theater angewiesen, und dieses, sowie Stiergefechte, genügten vorläufig den besten Kreisen des Volkes. Da außerdem sämtliche Theater für die ganze Spielzeit von einer französischen oder spanischen Truppe gepachtet waren, so kostete die Cession aus zweiter Hand an sich ein kleines Vermögen, ein Luxus, den sich bloß Zugkräfte ersten Ranges erlauben konnten. Ohne genügende Verbindungen, ohne Konsortium von Kunstfreunden war hier nichts auszurichten. Kollegen und Fachleute sahen mich mit scheelen Augen an, schüttelten ungläubig die Köpfe und rieten mir, vorerst mein Heil in Madrid zu suchen. Der Ruf müsse unbedingt von der Hauptstadt ausgehen. Meine Leichenbittermiene half da wenig; die empfohlene Taktik war überdies einleuchtend; also auf nach Madrid! Natürlich auf Umwegen, mit Abstechern nach dem Montserrat, Tarragona und Saragossa, die ich, von Unruhe gepackt, im stillen verwünschte, welche jedoch als malerische Glanzpunkte dem Programm meines Begleiters nicht abzutrotzen waren. Der Glückliche! Als wir vierzehn Tage später unseren Bestimmungsort erreichten, hatte er schon sein Schock Skizzen in der Jagdtasche, während ich Armer noch immer aufs erste Konzert pirschte. Wertvolle Beziehungen, welche mein Gönner aus früherer Zeit mit dem Bibliothekar des Königs, Herrn Riaño und dessen kunstliebender Gemahlin unterhielt, stillten indes bald meine Ruhmbegierde. Eine reizvolle Frau hat bekanntlich leichteres Spiel als unsereins; sie vermag die Herzen weich zu stimmen, sogar die unempfindlichen der Herren Musikverleger, und so glückte es ihr denn auch, den dortigen Doyen dieser Branche, Señor Zozaya, für mich

zu gewinnen. Dieser stellte mir für den nächsten Sonntagnachmittag einen schönen Erard-Flügel, sowie sein Musikzimmer (dort euphemistisch „sala“ geheißen) zur Verfügung und lud die Musikverständigen Madrids ein, mich zu hören, oder, besser gesagt, über mich zu Gericht zu sitzen. Es war die reine Prüfung des fahrenden Musikus durch die Ortsbehörde vor dem Jahrmarkt. Aber ich hatte Glück; mein Publikum kam direkt von einer Corrida, war mithin in Stimmung und empfing mich so stürmisch liebenswürdig, daß ich den Tag mit keinem Matador getauscht hätte, was viel sagen will. Ich glaube aufrichtig, dem Stiergefechte verdanke ich einen Teil jenes Erfolges; er kam zu überraschend, selbst bei einem so heißblütigen Volke, zumal ich einen gehaltreichen Speisezettel bot und nur gegen Schluß geringfügige Konzessionen machte. Auch die gesamte Presse ging für mich so warm ins Zeug, daß der gute Ausgang eines öffentlichen Konzertes verbürgt schien und es bloß auf Ermittelung des geeigneten Raumes ankam. Der im Bau begriffene Konzertsaal des Herrn Romero war noch nicht unter Dach und Fach, derjenige des Konservatoriums, in seiner wundervollen Akustik an unsere Berliner Singakademie erinnernd, nur durch höhere Fürsprache zu erlangen, an der es vorläufig haperte; so blieb mir kein anderer Ausweg als das teatro espanol, trotz der geforderten, eminent hohen Abtretungssumme von 2000 Pesetas. Das Wagnis lief ziemlich gelinde für mich ab. Gegenüber dem Jubel, mit welchem meine Leistungen vom glänzend besetzten Hause aufgenommen wurden, konnte ein kleines Defizit nicht in Betracht kommen — das stürmische Begehr nach Zugaben (Freikonzert!) stillte ich vielmehr nach kurzer Zwischenpause mit einem zweiten Klavierabend, welchem diesmal der könig-

liche Hof beiwohnte und der mir außerdem die glückliche Bekanntschaft mit dem Grafen Morphy, langjährigem Sekretär und Vertrauten Königs Alphons XII. vermittelte. Dieser, das Muster spanischer Grandezza, eine der maßgebendsten musikalischen Persönlichkeiten, Verfasser mehrerer Oratorien und Opern, nahm mich freundlichst unter seinen Schutz und wußte es beim Direktor der Musikschule Arietta durchzusetzen, daß sich mir für die nächstfolgenden Konzerte die Pforten des Konservatoriumsaales erschlossen, eine Begünstigung, deren sich nur wenige Sterbliche rühmen konnten. Meine Erfolge, begleitet von den überschwänglichsten Artikeln der Presse, vermochten dennoch nicht die Massen anzuziehen, wenigstens balancierte das finanzielle Ergebnis nicht mit den Ausgaben, namentlich dem Zeitverluste, welchen diese fünf Konzerte erforderten. Viel Gloria, wenig Pesetas! Von allen Künstlerkreisen mit kollegialster Freundlichkeit behandelt, verlebte ich sechs unvergeßliche Wochen, auf welche ich, trotzdem es keine Reichtümer lohnte, mit Befriedigung zurückblicken durfte. Sie verschafften mir das innere Vergnügen, meinen Namen gedruckt und meine Leistungen besprochen zu sehen, die Gunst des Grafen Morphy, welche dauernden, freundschaftlichen Verkehr nach sich zog, sowie genußreichen Einblick in die Schatzkammer Madrids, die herrliche Gemäldesammlung. Unter Führung meines kundigen Reisegefährten, der dort täglich bis zum Sonnenuntergange in Weltvergessenheit schwelgte, lernte ich langsam die Wunderthaten des Velasquez begreifen, von denen fünfundsiebzig seiner besten Werke hier beredtes Zeugnis ablegen. Welche Vereinigung von Empfinden und Geist, von Technik und Farbe! Wie bescheiden die Mittel gegenüber den gewaltigen Wirkungen! Die sprechenden Porträts Philipps IV., die Gruppe seiner

Kinder, das im Elitesaal hängende Bildnis seiner Gemahlin — Sinfonien in Grau könnte man sie nennen! Eine ganze Stufenleiter grauer Töne hat er auf seiner Palette, tausende von Gradationen, vom tiefsilfarbigen Grau bis zum Perlgrau, vom schwärzesten bis zum silberfarbenen. Kein schreiendes Rot, kein derbes Blau oder sattes Grün — nein, auf diesem Accord von Grau ruht vielleicht ein zarter rosenfarbiger Hauch, ein leicht verschlungenes Bändchen, irgend ein an sich unbedeutendes Ding, welches die Totalwirkung in eitel Harmonie auflöst! Bei meinen damaligen Wanderungen durch die Säle der Madrider Galerie glaube ich für meine Kunst mehr Kapital geschlagen zu haben, als mit hartnäckigen Fingerturnübungen. Diese Mannigfaltigkeit koloristischer Schattierungen regte mich an zum Nachdenken. Sollte nicht der ausübende Musiker bestrebt sein, gleiche Bahnen einzulenken, für seine Anschlagsskala dieselben Farbentöne herauszufinden?*)

Sehender, als ich gekommen, reiste ich weiter nach Sevilla. Ein kalter Wasserstrahl empfing mich auch dort. Ich sollte nicht fruchtlos meine Haut zu Markte tragen, rieten die Eingeweihten: selbst ein Rubinstein habe in dieser musikvergessenen Stadt vor leeren Bänken gespielt! Meinem guten Brabazon schlotterten die Knie; er hatte gerade genug mit Madrid. Daraufzahlen, wieder daraufzahlen; wohin sollte das führen? Ich ließ mich jedoch nicht irre machen, mietete schlankweg das Teatro San Fernando, einen kolossalen, an 3000 Personen fassenden Bau, und traf alle Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe. Drei Wochen lang ward

*) Vergl. meinen Artikel „The colour value in music", New York „Independent", April 6. 1899.

ich mein eigener Manager, schlug für mich selbst die Reklametrommel, besuchte die Zeitungsredaktionen, ließ alle möglichen Enten aufflattern, ja ich wies in finsterer Nacht sogar persönlich dem Plakateur die wirksamsten Punkte zum Aufkleben seiner unverschämt roten Zettel. Nicht ohne inneres Grinsen sah ich mich in friedlicher Gemeinschaft mit berühmten Stierkämpfern in riesigen Maueranschlägen verherrlicht, von alt und jung kommentiert und angestaunt. Wertvollen Beistand lieh mir der dortige Inhaber einer großen Klavierniederlage, Herr Louis Piazza, der keine Mühe scheute, mir die Wege zu ebnen, ebenso die beiden ersten Musiker des Platzes, del Bustos und Rodriguez, nette, flotte Burschen, welche sich als Aficionados nicht bloß der Tauromachie, sondern auch für besseres Klavierspiel entpuppten. So kam der denkwürdige Abend heran, dessen Facit der geriebensten Impresa Ehre gemacht hätte. Als wir von der Fonda de Madrid ins Theatergäßchen einbogen, fanden wir uns plötzlich in einer dichten Menge eingekeilt, die in geschlossener Phalanx, Kopf an Kopf gedrängt, vor den verhängten Kassenfenstern vergeblich ihren Obolus los zu werden suchte. Das gewaltige Haus war thatsächlich bis zum letzten Platze ausverkauft, ein für Sevilla unerhörtes Ereignis! Tumultuarisch wie auf der Straße, ging es auch im Innern zu; der Verlauf des Konzertes entsprach der günstigen Stimmung, welche meistens gefüllte Häuser beherrscht; ich ließ, wie bei solcher Einnahme schicklich, all meine Paradepferde laufen und wurde wie ein Espada beklatscht und bejubelt. Der schönste Moment war aber unstreitig, als ich um Mitternacht aus des Kassierers Händen das erkleckliche Sümmchen von 2400 Pesetas netto empfing, das, größtenteils aus Duros (Fünffrankenstücken) bestehend, unserer zehn

Hände zum Fortschleppen bedurfte, bis dann in später Nacht der Hort in einem halben Dutzend verschiedener Kaffeehäuser in transportablere Münze umgesetzt wurde. Mit freudigem Stolze konnte ich meinem Freunde alle Auslagen zurückerstatten und zu einem zweiten Angriffe auf die Taschen der liebenswürdigen Sevillaner ausholen, der beinahe ebenso siegreich verlief als der erste, was doppelt bemerkenswert, da meine Konzerte nicht in die günstige Fastenzeit, sondern in den November fielen. Ebenso lohnend erwies sich ein eingeschalteter Ausflug nach Cadiz, vom dortigen deutschen Konsul angeregt, wo mir unter den Auspicien des philharmonischen Vereins gleichfalls schöne Erfolge lächelten. An diesen poesievollen Tagen in Andalusien, dem von der Natur bevorzugten Fleck Erde, haften liebe Erinnerungen. Sie waren mit manch amüsanten Abenteuern gewürzt, wozu die glutäugigen Sevillanerinnen, welche Orpheus gegenüber auch kein steinernes Herz haben, das ihrige beitrugen. Doch darüber schweigt des Sängers Höflichkeit! Einen vollen Monat wandelte ich ungestraft unter Palmen und hätte mich gern noch länger von der Sonne bescheinen lassen, wäre dies Idyll nicht von einer telegraphischen Berufung zu Hofe jäh unterbrochen worden. Unser Kronprinz war als Vertreter des Kaisers zum Gegenbesuche beim König Alphons in Madrid eingetroffen, weshalb mir als deutschem Künstler die Ehre zu teil wurde, ins Escurial zum Spiel befohlen zu werden, eine zarte Aufmerksamkeit Don Alphonsos seinem hohen Gaste gegenüber. Bei winterlicher Kälte und Schneegestöber langte ich in Madrid an, wenige Stunden später vom Grafen Morphy ins Palais geleitet, dessen innerer Reichtum an Kunstschätzen, namentlich an antiken Gobelins, mir ebenso wie das spanische Ceremoniell, gewaltig impo-

nierten. Aus der erlauchten Versammlung, in welche ich geführt wurde, ragte um Haupteslänge die reckenhafte Gestalt unseres Kronprinzen hervor, damals noch das Urbild kerniger Manneskraft, unvergeßlich für jeden, der ihn einmal gesehen, ebenso wie sich jedem sein wohltönendes Organ, das durchgeistigte Auge, welches nur Leutseligkeit und Güte kündete, unverwischlich eingeprägt hat. Vom Grafen Morphy vorgestellt, mit aufmunterndem Handschlage empfangen, wurde ich eines längeren Gespräches gewürdigt, dessen Inhalt sich hauptsächlich auf meine Kunst bezog; speziell schien den kaiserlichen Herrn die freimütige Erzählung der Umstände, welche mich nach Spanien geführt hatten, zu interessieren. Auch das Königspaar, besonders die lebenslustige, bezaubernde Königin, noch verschont von schwerer Heimsuchung, ein Bild anmutsvoller Hoheit, sowie die Exkönigin und die Infantin Isabella zogen mich auf das freundlichste in die Unterhaltung und zollten meinen Vorträgen, bei denen ich alternierend einen prächtigen Steinway- und Erard-Flügel benutzte, unumwunden Beifall. Mindestens originell wirkte auf mich die Weise, wie Isabella II. ihr Interesse bekundete, die, kein Auge von meinen Fingern wendend, mir wie zum Vierhändigspiel mit ihrem rundlichen Körper so hart an die Seite rückte, daß ich auf der Klaviatur keine Sprünge mehr machen konnte. Übrigens fiel mir die ritterliche, feinfühlende Art auf, mit welcher unser Kronprinz der einstigen Herrscherin Spaniens bei jedem Anlasse ostentativ seine Reverenz bezeugte, und wie sie alle zarten Höflichkeitsbeweise mit sichtlichem Behagen entgegenzunehmen schien. Während meines über eine Stunde währenden Spiels lauschten der König und sein Gast gespannt, behaglich in eine Sofaecke zurückgelehnt. Am Schluß des Liszt'schen Galopps hörte ich unseren

Fritz zum König sagen: „So weit hast du's auf diesem Instrument wohl noch nicht gebracht?", worauf dieser lächelnd meinte: „Ei, keine Spur, nicht einmal auf meiner Guitarre." — Auf das huldvollste verabschiedet, freute mich mehr als das sichtbare Andenken das dauernde, welches ich mit mir nahm. Legten doch die wenigen, im spanischen Königspalaste verlebten Stunden den Grund zu der unschätzbaren Huld, mit welcher der Kronprinz und seine Gemahlin mich später mehr als einmal auszuzeichnen geruhten. —

In Granada traf ich wieder mit meinem Freunde zusammen, der hier glänzendere Ausbeute gefunden hatte, als mir beschieden sein sollte. Der spanische Sänger Gayarre, eine herrliche Tenorstimme (ein ebenso ungebildeter Mensch als gebildeter Sänger), beherrschte mit seiner Truppe Publikum und Theater so vollständig, daß mir das Nachsehen blieb. Für die erlittene Schlappe that ich mir an der unvergleichlichen Lage gütlich, welche die von schneebedeckten Höhenzügen der Sierra Nevada umschlossene, mit maurischen Prachtbauten reich geschmückte Stadt bietet, in der ich eine aus allen Nationen zusammengesetzte Malerkolonie, frische, urwüchsige Gesellen, abends im Hotel mit meinen Privatvorträgen um mich scharte. In Malaga, wohin wir von Granada aus unsere Schritte lenkten, erging es mir nicht viel besser. Meine Konzerte verregneten in des Wortes verwegenster Bedeutung, da die wenigen Regentage, welche das ganze Jahr dort zählt, sich perfiderweise gerade auf die Zeit meiner Anwesenheit erstreckten. Das erste wurde ohne weitere Absage einfach stillschweigend „zu Wasser", indem man mir, während ich schon in den Frack schlüpfte, lakonisch bedeutete, ich würde bei dieser Sündflut ohnehin niemanden im Saale finden; und ein zweites fand mich unter denselben fatalen

Umständen nur von einem Häuflein todesmutiger Kunstenthusiasten umgeben. Die wenigen, dort verfügbaren Fuhrwerke sind nämlich nur auf Sonnenschein gebaut, und man ist so wenig an Regen gewöhnt, daß man ihm ängstlich wie einer Seuche aus dem Wege geht, wovon die verödeten Straßen am deutlichsten reden.

Eigentümliche, romantische Umstände verhalfen mir übrigens zu einem Konzertflügel. Das tauglichste Exemplar der Stadt besaß eine, den vornehmsten, begütertsten Kreisen angehörige Madame Heredia, deren herrliche, mustergültig gehaltene Gärten Malagas Hauptanziehungspunkt bildeten. Während ihr Haus in früheren Jahren als Sammelplatz der haute noblesse galt, führte die schwergeprüfte Frau nur ein der Frömmigkeit geweihtes Einsiedlerleben. Ein Drama, das an erschütternder Tragik seinesgleichen sucht, hatte ihr Leben vergiftet. Frühzeitig des Gatten beraubt, waren all ihre Kinder, vier an der Zahl, auf See von einer Sturzwelle erfaßt, vom Schiffsbug fortgespült worden, vor den Augen der bis zur Raserei verzweifelten Mutter, welche, den Kleinen vom Dampfer in die Fluten nachspringend, widerstrebend gerettet wurde. Von da ab vegetierte die bedauernswerte Frau, einer Nonne gleich, abgeschlossen von der Außenwelt, allen irdischen Freuden entsagend, nur in Liebeswerken ihrem Gotte dienend. Acht Jahre waren darüber vergangen, als ich ihr durch Zufall vorgestellt wurde. Die in tiefes Schwarz gehüllte Erscheinung, auf deren Zügen bitterste Wehmut mit Ergebung gepaart ruhte, weckte in mir Gefühle unendlichen Mitleids, und selten ist mir die Mission meiner Kunst in gewinnenderem Lichte erschienen, als in jenen trauerdurchwehten Räumen, wo ich, wenn auch nur zeitweilig, Thränen trocknen konnte. Ich spielte der andächtig

Lauschenden das Largo aus Chopins H-moll-Sonate, Liszts „bénédiction de Dieu“ und „Consolations“, bei deren Vortrag sich am Schlusse eine merkwürdige Coincidenz ereignete. Ein Diener trat leise ins Gemach, seiner Herrin mir unverständliche Worte zuflüsternd. Diese nahm augenblicklich ein wundervolles Madonnenbild Murillos von den düstern Wänden und übergab es dem eilig damit verschwindenden Boten. „Ein Sterbender, der Tröstung braucht,“ hauchte sie leise. „Er wird sie finden im Aufblick zu der Schmerzensreichen, so wie ich sie heute in Ihren Klängen gefunden.“ Darauf bat sie mich, über ihren prächtigen Erard für meine Konzerte zu verfügen. Tief bewegt, meine Rührung mühsam bemeisternd, schied ich von der schicksalverfolgten, glaubensfrommen Frau.

Von Malaga aus benutzten wir den einmal wöchentlich verkehrenden Steamer der Messageries maritimes nach Gibraltar, bei welcher Gelegenheit ich zum erstenmal die Freuden der Seekrankheit spürte. Hier fand ich ein civilisiertes, kein Regen scheuendes Publikum, das, größtenteils aus englischen Elementen bestehend, nach klassischer Musik dürstete und meine künstlerischen Darbietungen mit zahlreichem Besuche zweier Konzerte lohnte. Ein dort ansässiger junger Neapolitaner, Signor Laboucetta, dessen musikalisches Können mir allen Respekt abnötigte, ging für mich in so kameradschaftlicher Weise ins Zeug, auch that das Zauberwort „Under the patronage of his Excellency the Governor“ dermaßen seine Schuldigkeit, daß ich vollbefriedigt nach Tanger weiterdampfen konnte. Ursprünglich war die Reise als kurze Spritztour geplant, doch blieben wir in diesem Eden für Malervolk sechs volle Wochen hängen, was meinem förmlich berauschten Brabazon, der, in echt marokkanischem Kote zwischen

Kameltreibern und Schlangenbeschwörern hockend, unerhörte Quantitäten von Farbe verpinselte, gewiß nicht zu verargen war. Der Ort ist in der That dank seiner malerischen Lage, klimatischen Beschaffenheit und pittoresken Bauten ein Magnet für jedes Künstlerauge. Nicht wie Algier und Kairo durch Fremdherrschaft ausgebeutet, giebt die von Verschönerungsgelüsten verschont gebliebene Stadt mit ihrem unverfälscht maurischen Anstrich die lebendigste Vorstellung orientalischen Wesens. Moscheen mit buntschillernden Minarets, stellenweis mannshohe, platt gedachte Häuser, bizarre Verkaufsbüdchen mit farbenwechselnden Zeltdecken, vor denen barock gekleidete Händler ihre Ware feilhalten, schmutzige Gäßchen von puppenhaften Dimensionen, vor allem aber der Marktplatz mit seinen phantastischen Gestalten und dem buntbewegten Leben und Treiben, bieten dem Fremden auf jedem Schritt ein wechselvolles, malerisches Schauspiel, dessen Anblick er nie müde wird. Aus diesem chaotischen Bilde erhebt sich wie ein fremdartiger Koloß das stattliche, höchst komfortabel eingerichtete Hotel Continental, welches, hart an der Meeresbucht gelegen, uns vorzügliche Verpflegung und Unterkunft gewährte. Wer aus dem modernen Gebäude auf die schlammige Straße tritt, durch welche sich gerade eine Ratte ihren Weg bahnt oder das Blut eines unter freiem Himmel geschlachteten Hammels vorüberrieselt, der reibt sich unwillkürlich die Augen, ob dies alles Traum oder Wirklichkeit sei; denn von Kultur zur Barbarei ist hier faktisch nur ein Schritt.

Künstlerisch war in diesem Neste freilich nicht viel zu holen. Und doch gelang es, eine eigenartige „audience musicale“ zuwege zu bringen. Der deutsche Ministerresident von Weber (persona grata beim Kronprinzen und dessen

ehemaliger Begleiter auf seiner Reise durch Syrien), einer der zuvorkommendsten Vertreter und gewinnendsten Erscheinungen unseres auswärtigen Corps diplomatique, hieß mich nicht nur ohne weiteres über Flügel und Botschaftsaal verfügen, sondern förderte meine Interessen bei der europäischen Gemeinde so thatkräftig, daß ich eine Zuhörerschaft von rund hundert Personen um mich versammelt sah, meistenteils Gesandte, Konsuln und Attachés mit ihren Familiengliedern. Da weder Druckerei noch Zeitung am Ort, so geschah Ankündigung und Programmverteilung auf schriftlichem Wege; das Budget selbst gestaltete sich höchst einfach: keine Ausgaben, Einnahmen zehn Franken pro Billet = tausend Franken. Dafür konnte man sich's Spielen schon gefallen lassen! Die Beförderung zur Soiree in die an den Marktplatz grenzende Gesandtschaft war zum mindesten primitiv und mahnte ans Fabelreich. Während das stärkere Geschlecht bei stockfinsterer Nacht von Arabern mit spärlich beleuchteten Laternen geleitet und mit bis an die Waden reichenden Überschuhen durch den lehmigen, dunstenden Boden tappte, benutzte die Damenwelt durchweg Grautiere, wahre Prachtexemplare, welche, während des Konzertes vorm Gebäude friedfertig zusammengekoppelt, sich mit ihrem Freudengeschrei recht störend in die Klänge des Flügels mischten, was meinen Erfolg jedoch nicht beeinträchtigte. Nette Aufnahme wurde uns in den dort ansässigen Familien Bonnet und Perdicaris. Letzterer, ein Grieche von Geburt, der eine sympathische, lebensprühende Amerikanerin zur Frau hatte, verabsäumte nichts, unseren Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Nicht genug, daß die Leute uns in ihrer idealen Häuslichkeit geradezu beschämende Gastfreundschaft erwiesen; sie stellten uns auch täglich ihre Reitpferde zur Verfügung,

mit denen wir, meistens in größerer Gesellschaft, unter ewig lachendem Himmel meilenweite Ausflüge, teils am Strande entlang, teils ins Innere des Landes unternahmen. Eine ernstlich geplante Expedition nach Fez, die mit Benutzung von Kamelen, Zelten und gehöriger Eskorte hin und zurück ungefähr zwei Wochen beansprucht hätte, unterblieb leider in letzter Stunde, was ich noch heute lebhaft bedauere.

Unterdessen war es Ende Januar geworden; dies Bummelleben, so verführerisch es auch sein mochte, konnte unmöglich so weitergehen. Es drängte mich zu neuen Thaten, und bis mein malgieriger Gefährte mit Abklopfen dieser Gegend fertig geworden wäre, hätten Jahre verstreichen können. Nach manchen Kniffen und Überredungskünsten gelang es mir endlich, unsere täglich verschobene Abreise zu forcieren, und zwar nicht heimwärts, sondern nach Italien, wo ich mir gleichfalls die Sporen verdienen wollte. Die Trennung von Tanger war wie der Abschied von jemand, den wir lieb gewonnen haben. In Gibraltar bestiegen wir einen von London nach Australien bestimmten Dampfer der P. u. O.-Linie, der uns nach viertägigem Umherschaukeln nach Malta brachte. Hier wurden mit längerer Station zwei ausgezeichnete Konzerte gegeben, zu deren Gelingen ein dort garnisonierender, außerordentlich musikalischer Offizier, Mr. Arthur Layard, sehr viel beitrug. Es giebt überall noch freundliche, gefällige Menschen, ebenso wie neue, überraschende Tricks bei Inscenierung von Konzerten — man muß sie nur zu finden wissen. Wer hätte es mir an der Wiege gesungen, daß ich einst in der Rolle eines Briefträgers für mich selbst Propaganda machen würde? Ein glanzvolles Kostümfest beim Gouverneur, dessen Gemahlin das Protektorat über meine Konzerte angenommen hatte, drängte mich förm-

lich in diese komische Situation; ich ging in der kleidsamen Uniform eines postman, indem ich einen Haufen zierlicher Briefe, die, vom Captain Layard verfaßt, auf mein Unternehmen hinwiesen, unter die Geladenen verteilte, ein Handstreich, der mir mehr einbrachte, als das Jahresgehalt manches Postbeamten. Ja, unsere launige Welt will manchmal auch ebenso behandelt sein!

Den Februar hindurch war ich wieder unfreiwillig außer Dienst gestellt. Wir besuchten die schönsten Punkte Siziliens, Palermo, Syrakus, Catania, Girgenti, Taormina, lauter Brutstätten für den Bildermarkt, aber Grabstätten für meine Kunst. Der unersättliche Brabazon malte natürlich wieder ganz Sizilien aus; seine Portefeuilles barsten beinahe unter der Skizzenlast. Erst Anfang März kamen wir nach Neapel. Mitten in eifriger Vorbereitung für mein erstes dortiges Auftreten packte mich ein heftiges Sumpffieber, das mich nach vierzehntägigem Krankenlager schleunigst nach Rom flüchten hieß. Hier installierten wir uns anderthalb Monate, nützlich angewendete Tage, die eine fortlaufende Kette gewaltiger Eindrücke brachten. Durch Empfehlungen und persönlichen Einfluß meines Freundes glückte es, in die tonangebendsten Kreise zu dringen und mit Hilfe dieser einige brillante Konzerte in der Sala Dante zu geben, über deren künstlerisches Ergebnis auch nach Deutschland berichtet wurde. An der Spitze meiner Gönner stand unser kunstsinniger Botschafter, Baron von Keudell, ein warmer Förderer der Musik und vorzüglicher Klavierspieler, der, wenn er gewollt, es mit manchem Berufspianisten hätte aufnehmen können. Herzliche Freude bereitete mir ferner das Zusammentreffen mit Giovanni Sgambati, der, ein Pionier deutscher Kunst, unter den Vertretern der jungitalienischen

Schule unstreitig den obersten Rang einnimmt und dessen ebenso originelle, als vornehme Schreibweise die Aufmerksamkeit keines Geringeren als Richard Wagners erregte. Schade, daß dieser hervorragende Komponist und Spieler aus purer südländischer Schwerfälligkeit keine Eroberungszüge ins Ausland zur Vermehrung seiner Popularität auf internationalem Boden unternommen hat. Er hätte das Zeug dazu!

Interessant und folgenreich gestaltete sich meine Begegnung mit der Fürstin Sayn-Wittgenstein, jener espritvollen Frau, welche mit ihrem schwärmerischen Verhältnisse zu Liszt einst die höchsten, vatikanischen Kreise alarmierte. Jetzt hatte das unerbittliche Alter diesem Liebesroman ein Ziel gesetzt; die strenggläubige Greisin lebte in stiller Zurückgezogenheit und verließ aus übertriebener Scheu vor jedem Luftzuge oder Keimerzeuger seit Jahren nicht mehr ihre Gemächer. Von dieser Verschrobenheit erhielt jeder Besucher ein Pröbchen in Form einer Quarantäne, die auch wir uns bei der Antrittsvisite gefallen lassen mußten. Man wies uns einfach in ein düsteres Vorzimmer, das mit Reliquien, Heiligenbildern, Rosenkränzen und kunstvoll bemalten Wachskerzen jeglichen Formats angefüllt war, welch letztere, sorgfältig in Schränken gruppiert, sich vor unseren Augen wie Orgelpfeifen aufbauten, und überließ uns so lange unserem Ausdünstungsprozeß, bis sich die von draußen importierte Luft verflüchtigt hatte. Uns hielt man anscheinend für besonders ansteckungsgefährlich, denn es währte beinahe eine geschlagene Stunde, bis wir für Sauerstoff genügend Stickstoff eingewechselt hatten, um ins Allerheiligste treten zu können. Der uns aufnehmende Raum war in mystisches Halbdunkel gehüllt; die ehemals umworbene Fürstin saß in einem alt-

modischen Lehnsessel, von einigen purifizierten Besuchern umgeben. Ich stutzte. War diese zusammengeschrumpfte Erscheinung mit dem wachsgelben Teint und der unförmigen Adlernase, die aus dem spitzen Gesicht noch auffallender hervortrat, wirklich mit jener Frau identisch, welcher einst Franz Liszt zu Füßen gelegen? Ließen sich überhaupt auf den blassen Gesichtszügen Symptome einstiger Schönheit entdecken, welche für des Meisters Huldigungen ein faßliches Moment ergeben hätten? Nichts von alledem, es sei denn die schwarzen, stechenden Augen, welche forschend auf mich gerichtet waren. Als aber ihre melodische Stimme ertönte und die Unterhaltung in Fluß gekommen, da begriff man erst, daß der charme dieses Weibes personifizierte Intelligenz war. Wie das sprühte von blitzenden Bemerkungen und blendenden Einfällen! Welch bewundernswerte Energie und Frische diesem schmächtigen Körper innewohnte! Man fühlte sich im Banne einer historischen Persönlichkeit, und ich bin selten der Aufforderung zu musizieren bereitwilliger nachgekommen, als hier, auf einem Flügel, dessen Tasten Liszts göttliche Finger so oft berührt hatten. Wahrscheinlich spielte ich auch einige Grad besser als gewöhnlich, denn die Fürstin zeigte sich wie elektrisiert und begleitete ihre beredten Gesten mit ermutigenden Zurufen. „Das muß Liszt hören; Sie müssen unbedingt zu Liszt. Er schreibt mir gestern aus Weimar, wo er gerade mit Vorkehrungen für das dort stattfindende Tonkünstlerfest alle Hände voll zu thun hat. Vielleicht gelingt es noch durch ihn, Ihre Inkorporation in das allerdings feststehende Programm durchzusetzen. Ich werde ihn sofort telegraphisch in Kenntnis setzen und morgen schriftlichen Bericht folgen lassen. Ein Talent wie das Ihrige gehört durchaus in Liszts Nähe!" —

Und so geschah es. Alle anderen Projekte wurden über den Haufen geworfen, und fort ging's in schnurgerader Richtung nach Weimar, dem Wallfahrtsorte einer Legion von Pianisten, welche dieselbe Straße in gleicher Absicht vor mir durchzogen.

* * *

Es war Anfang Mai, als wir das thüringische Städtchen erreichten. Der Frühling hatte sich in Deutschland verspätet eingestellt: aus dem Erdreich keimten eben neue Schößlinge; Sträucher und Hecken zeigten die ersten zarten Sprossen. Ein kalter Staubregen empfing uns so ungastlich, daß wir schleunigst in eine der zwei klapperigen Droschken krochen, welche mit ein paar rumpelnden Hotelomnibussen Weimars Fremdenverkehr bewältigten. Eine traurige Fuhre vom Bahnhofe ins Hotel Chemnitius! Der Ort schien ausgestorben; die Straßen, in denen ich vergeblich nach einem langhaarigen Kunstjünger ausspähte, waren verödet und leer. „Das eigentliche Leben beginnt gewiß erst im fashionablen Stadtteile, um Liszts Behausung herum," dachte ich, wechselte schnell Toilette, schlüpfte in den schwarzen Staatsrock und eilte klopfenden Herzens in hastigem Tempo über den Theaterplatz, die gleichfalls entvölkerte Marienstraße hinan zur Hofgärtnerei, vor der ich mich eine Weile unschlüssig, in Betrachtung versunken, postierte. In dem freundlichen, einstöckigen Häuschen rührte sich nichts; die Fenster waren geschlossen, die Vorhänge herabgelassen; alles atmete tiefen Frieden. Endlich faßte ich mir ein Herz und schritt durch die halbgeöffnete Gartenpforte einen kleinen Hofweg entlang bis zur Hinterseite des Hauses, vor dem eine dralle, gebräunte Frauensperson mittlerer Jahre, die in ihrem blau

und weiß gesprenkelten Kattunkleide einer Küchenfee ähnelte, Maulaffen feilbot. „Wohnt hier Herr Dr. Franz Liszt?" fragte ich schüchtern in ehrerbietigem Tone. „Ja, da sind Sie schon richtig," bedeutete die Angeredete vergnügt schmunzelnd. „Aber der Meester ist nicht hier; der Meester ist nach Leepzig gereist. Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie auch nach Leepzig fahren oder sich noch eine Weile hier gedulden." Damit war die Unterhaltung abgeschnitten. Einige Augenblicke schien sich die Wackere an meiner Bestürzung zu ergötzen; dann verduftete sie mit freundlichem Kopfnicken durchs Hausthor. „Das also ist des Pudels Kern," dämmerte es in mir auf; „der Allgewaltige fort — daher weit und breit diese Abgestorbenheit!" Verdrießlich schlenderte ich ins Hotel zurück, nur das eine Ziel im Auge, möglichst schnell der toten Stadt den Rücken zu kehren.

Am anderen Morgen benutzten wir den ersten Frühzug nach Leipzig und fuhren ins Hotel de Prusse, wo zufällig auch Liszt abgestiegen war. Wir schickten unsere Karten hinauf und wurden alsbald mit dem üblichen: „Der Herr Doktor läßt bitten," ins zweite Stockwerk gewiesen, wo derselbe zwei Zimmer nach der Front zu bewohnte. Ich war mir des feierlichen Augenblicks wohl bewußt, denn mir hämmerte das Herz gewaltig, als wir die Thürschwelle überschritten. Rasch verwandelte sich indes meine anfängliche Besorgnis in Zutrauen. Wie wirksam unsere Empfehlung gewesen, offenbarte gleich der uns bereitete, herzliche Empfang. Ja, das war ganz der Meister, so wie ich ihn mir oft im Bilde, nach Wort und Schrift vorgestellt, welcher mir jetzt in väterlicher Weise beide Hände entgegenstreckte, — dieselbe ehrwürdige, ritterliche Gestalt mit dem geist-

reichen Charakterkopfe und scharf markierten Profil. Ich fühlte dieses Mannes Riesenmacht, noch bevor er den Mund geöffnet hatte. Er trug einen schwarzen, talarähnlichen Überrock, Beinkleider vom selben Tuche, einen ungestärkten, schlecht gebügelten Stehkragen und lederne Morgenschuhe, mit denen er in trippelndem, schleifenden Schritt über den Fußboden schurrte. Seine Stimme war voller Schmelz und Wohllaut, die Sprechweise kurze, abgerissene Sätze, untermischt mit einem gewohnheitsmäßigen „hm", ein Räuspern, welches das Gesagte zu bekräftigen schien. Mit weltmännischer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein. Die Konversation drehte sich zuerst um unsere spanischen Reiseeindrücke, um die Erlebnisse in Rom und das Befinden der Fürstin. Dann meinte er: „Meine Erwartungen sind wirklich hochgespannt — hm — die Fürstin schreibt mir ja ganz entzückt über Ihr Spiel — hm — (hier wendete er sich in französischer Sprache zu meinem Gönner) auch über die Selbstlosigkeit, mit welcher Sie, mein Herr, sich dieses Talentes annahmen. Das ist edel und vornehm gehandelt — hm — Uneigennutz wird heutzutage immer seltener." Brabazon strahlte! Sein Traum war es von jeher gewesen, den großen Liszt von Angesicht zu Angesicht zu sehen — jetzt hörte er ihn sogar sein Lob singen. Der Meister bedauerte ferner, daß die Programme zur Tonkünstlerversammlung mit Novitäten zu überladen seien, um meine Einschiebung in so vorgerückter Stunde noch zu ermöglichen, und forderte uns alsdann auf, ihn nachmittags zur Hauptprobe für eine tags darauf angesetzte Aufführung seines „Christus" zu begleiten. „Morgen müssen wir übrigens eine kleine Séance bei Blüthner improvisieren," endete der Maestro, „denn ich bin wirklich neugierig, Sie zu hören."

Sein Diener Mischka hatte inzwischen andere Besucher angemeldet, und so empfahlen wir uns. Ein Weihekuß auf die Stirn gab mir das Geleite; in froher Stimmung stiegen wir die Stufen hinab. Vor der Portierloge stieß ich auf meinen früheren Kollegen Siloti, der nach unseres Lehrers Tode einige Zeit bei Anton Rubinstein hospitiert und dann einen Sommer mit Liszt zugebracht hatte. Er befand sich in Begleitung von Rosenthal und Friedheim, zwei anderen, im guten Sinne des Wortes gefürchteten Lisztianern, mit denen er mich sogleich bekannt machte. Dies dreiblätterige Kleeblatt schien übrigens beim „Alten" sehr gut angeschrieben zu sein, denn es hüpfte ohne weitere Umstände, unangemeldet nach oben zur Audienz.

Als wir nachmittags antraten, kam über meine rosige Stimmung die erste Douche. Der Salon war angefüllt mit Leuten, die augenscheinlich gar nicht hierher gehörten, ja, nicht einmal wußten, warum sie eigentlich gekommen waren. Eifersüchtelei lag meinem Gefühle völlig fern; ich gönnte gewiß jedem Würdigen ein Stäubchen vom Glorienscheine Liszts. Aber was ich hier und während der nächsten Zeit wahrnahm, genügte, um zu erkennen, daß ein großer Teil dieses Gefolges feile Kreaturen waren, Gelichter, welches heute Weihrauch streute und morgen anschwärzte, oder talentlose Geschöpfe, die Liszts sprichwörtliche Güte mißbrauchten und sich ohne Berechtigung wie Diebe zu ihm hinstahlen, um später unter der Spitzmarke „Lieblingsschüler", auch wenn sie nie eine Note vor ihm gespielt hatten, seinen Namen zu verunglimpfen. Nach der Aufführung sowohl in und außerhalb der Kirche, als auch abends beim Souper begannen diese widerwärtigen Scenen, welche sich späterhin in Weimar noch drastischer wiederholten. Männer von

Können, von wahrhafter Ergebenheit für Liszt, mußten bescheiden zurückstehen oder wurden zurückgeschoben von Fuchsschwänzern und Speichelleckern, welche ihrem Opfer nicht einmal Ruhe beim frugalen Vesperbrot gönnten. Es kribbelte einem in allen Fingerspitzen; man hätte am liebsten dazwischen fahren mögen! Was mich am meisten schmerzte, war, daß der alte Herr den bösesten Schmeichlern gegenüber, die mit ihrem „lieber Meister hier und lieber Meister dort" nur so um sich warfen, blind oder zugänglich schien, ja daß er Schwäche genug besaß, an diesen oft beleidigenden Lobhudeleien Gefallen zu finden. Einige beißende Anspielungen auf Männer, welche, obgleich nicht seiner Kunstrichtung angehörend, doch Anspruch auf Bedeutung erheben konnten, wurden vom Gros der Gesellschaft mit lautem Hallo aufgenommen, wie man denn auch jedes Wörtchen aus seinem Munde, selbst die einfachste Bemerkung oder Glosse mit ekstatischen Gebärden oder blödem Gelächter begleitete. Einen wirklich netten Witz, dessen ich mich noch entsinne, leistete Liszt übrigens diesen Abend. Nachdem er die Speisenkarte minutenlang studiert und jedes Gericht laut, mit pathetischem Tone abgelesen hatte (die mit „à la" bezeichneten Speisen deklamierte er besonders nachdrücklich mit theatralischen Handbewegungen: à la tortue — hm — à la mode . . . hm —) bestellte er, als die Gemüter aufs höchste gespannt waren, einen einfachen Salzhering, der sich jedoch als so verfehlte Spekulation erwies, daß er nach langem Herumstochern und vergeblichen Kauensversuchen zum Kellner gewendet sagte: „Stellen Sie, mein Lieber, diesen Hering dort zu den Zeitungen, — er ist schon arg pensionsbedürftig!"

Zwei Tage später fand die kleine Privatmatinee bei Blüthner statt. Es waren nur wenige Zuhörer zugegen:

Frau Trautmann-Jaëll, Martin Krause, Friedheim, Rosenthal und mehrere andere. Ich spielte einige Piecen von Chopin, Grieg, die Staccato-Etude von Rubinstein und Liszts zwölfte Rhapsodie. Trotzdem ich durch anhaltendes Herumreisen nicht gut trainiert war und meine Vorträge technisch mehr Defekte aufwiesen, als ich es gerade bei solch bedeutungsvollem Anlasse gewünscht hätte, so zeigte sich der Meister tolerant genug, mir warme Anerkennung zu zollen, welche sich namentlich bei seiner Rhapsodie Luft machte. Von Zeit zu Zeit hörte man ermutigende Zurufe, wie: „Bravo", „bravissimo", „hübsch . . .", „hm", „sehr hübsch . . .", „hm!" Zum Schlusse bekräftigte er seine Zufriedenheit mit einem Stirnkusse, auch willfahrte er mit sichtlichem Vergnügen meiner Bitte, mich über den Sommer seinem Schülerkreise einzureihen. Friedheim, von Liszt mit Kosenamen „Friedheimus" genannt, der damals mit seiner Bravour Leipzig förmlich in Aufruhr versetzt hatte, donnerte nach mir die Lucrezia-Phantasie herunter und zwar mit solch stupender Sicherheit und Verve, daß ich mit meinen vorhergegangenen Leistungen ziemlich verkracht dastand und mir im stillen vornahm, die Weimaraner Zeit tüchtig zum Ausgleichen und Feilen meiner etwas in Verfall geratenen Technik auszunützen. So viel stand fest: wenn Liszts Korntruppen noch viel solcher „Friedheimusse" enthielten, so wurde in Weimar ein sehr hoher Maßstab angelegt!

Am Abend geleiteten wir den Meister in corpore zum Thüringer Bahnhofe, selbstredend nicht ohne daß sich wieder eine Anzahl Parasiten angeschlängelt hätten. Ich bewunderte die Geduld dieses Mannes, der, bescheiden ein Abteil zweiter Klasse aussuchend, noch für jeden ein freundliches Wort erübrigte und freigebig nach allen Seiten Händedrücke aus-

teilte, wie der Deputierte nach einem großen oratorischen Siege. „Sympathiebeweise einer solchen Größe sollten eigentlich ein Wertobjekt sein, dessen sich nicht jeder Kriecher rühmen dürfte," dachte ich im stillen auf dem Nachhausewege. Am anderen Tage reisten wir nach Weimar zurück.

* * *

Es kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen, hier eine detaillierte Schilderung über Liszts Persönlichkeit, über sein großes Wirken und Schaffen einzufügen. Diese dankbare Aufgabe ist von manchem Biographen auf das glücklichste gelöst worden; auch ist über Liszts Leben, einschließlich von Episoden intimerer Art so viel Wahres und Legendenhaftes in die Öffentlichkeit gedrungen, daß kein Bedürfnis vorliegt, diesen ohnehin erschöpften Gegenstand noch weiter auszubeuten. Es handelt sich also in vorliegendem Falle um rein persönliche Erlebnisse, wobei man berücksichtigen wolle, daß ich nicht zu den Bevorzugten gehörte, welche das goldene Zeitalter miterlebten, sondern nur einen schwachen Abglanz desselben. Unter die drei letzten Lebensjahre des Meisters gehört meines Erachtens — wenn man sie mit authentischen Berichten über den Helden der vierziger bis siebziger Jahre vergleicht — ein großer Strich; beim Übersteigen dieser Linie stößt man in überwiegender Mehrheit auf Momente, welche das Lebensbild des großen Künstlers und Menschenfreundes eher trüben als ergänzen können. Es ist mir deshalb pietätvolle Pflicht, über manches Erlebte ein Schleiertuch zu breiten. „Si tacuisses", soll mich späterhin nicht als Vorwurf treffen.

Als wir nach Weimar zurückkehrten, hatte die Stadt

ein völlig verändertes Aussehen. Es schien, als sei mit Liszt neues Leben eingezogen. Ein unabläßiges Wogen und Treiben begann, das, bis zur Sommerswende stetig wachsend, erst mit der Übersiedelung nach Pest sein Ende nahm. Nicht nur, daß ein ganzer Heuschreckenschwarm von Lisztianern das friedliche Städtchen aus seiner Ruhe aufscheuchte; es machte sich auch ein starker Fremdenzufluß bemerkbar, der sämtliche Hotels im Nu überflutete. Gäste kamen, Gäste gingen; Repräsentanten alter Adelsgeschlechter, welche den Meister als einen der ihrigen betrachteten, berühmte Zeitgenossen oder Jünger aus früherer Zeit, die ihren Huldigungs- und Dankestribut zollten, angehende Komponisten und geschäftige Verleger, bis herab zu den unvermeidlichen Gaffern und Stechfliegen, welche bloße Neugierde hingetrieben hatte. Ilm-Athen hatte dergestalt seine „Saison", wie beliebte Kurorte und Sommerfrischen.

Um auf den Unterricht selbst zu kommen, so hat man sich unter diesem keine regelrechten Lektionen vorzustellen, sondern quasi Universitätsvorlesungen, die jeder nach Belieben besuchen oder schwänzen konnte. Für Laien und Stümper waren dieselben meinetwegen interessant, wie jedes aperçu aus dem Munde eines geistreichen Mannes; aber lernen konnten sie hier ebensowenig, wie der Universitätsbesucher ohne vorherige Gymnasialbildung. Wer nicht gleichsam das Examen abeundi hinter sich hatte, d. h. bei einer tüchtigen Kraft vorgebildet war, hätte besser gethan, sich erst das nötige Rüstzeug zu holen, sei es durch Privatnachhilfe oder Konservatoriumsbesuch, und daheim fleißig Fingerexerzitien zu machen. Nun hatte der Meister auf Konservatorien allerdings einen greulichen Haß. In dem Sinne, daß eine große Zahl derselben heute ein schauderhaftes

Proletariat züchtet, bekenne ich mich mit ihm freimütig als unumwundener Gegner vieler dieser Institute. Es läßt sich aber doch nicht in Abrede stellen, daß er mit seiner Abneigung, seinem Verdammnisurteil in Bausch und Bogen entschieden zu weit ging, da er gerade manchen jener Musikschulen, über die er sich lustig machte, das Material verdankte, mit welchem er erst arbeiten und Resultate erzielen konnte, auch Leipzig, auf das er besonders schlecht zu sprechen war. So kam es, daß Unwissenheit und Größenwahn beim Freidenker Liszt Halt fanden. Wer aus Mangel an Begabung oder Fleiß von seinem früheren Lehrer an die Luft gesetzt worden war oder einige Zeit resultatlos Konservatoriumsluft geschnappt hatte, suchte für sein verkanntes Genie rachebrütend Schutz im Feldlager des Meisters und machte sich's bequem unter seinen Fittichen. Diese Kategorie bildete ein erschreckendes Übergewicht gegenüber dem Häuflein, welches, mit den nötigen Vorkenntnissen ausgerüstet, der Situation gewachsen war. Die eigentliche Pianistengarde war daher an den Fingern abzuzählen: Friedheim, Rosenthal, Reisenauer, Stavenhagen, Siloti, Dayas, van de Sandt, S. Liebling, Stradal, Göllerich und einige andere, sie alle hatten vorher gründliche Studien bei Rubinstein, Joseffy, Pruckner, Köhler, Kullack, Rudorff u. s. w. betrieben, kamen somit zur allerletzten Feile in geschliffenem Zustande. Alles Übrige war unnötiger Aufputz, Takelwerk, das einfach nicht hierher gehörte und — was schlimmer war — den wirklich Begabten manchmal das Vorwärtskommen erschwerte. Die Sippe der Flaneure teilte sich in zwei Gruppen: Weibsbilder, die statt glatter Skalen hübsche Lärvchen mitbrachten, und Jünglinge, welche ihre raffiniertesten Schmeichelkünste erprobten, um sich beim „Alten" lieb Kind zu machen.

Beide Parteien gingen systematisch zu Werke; sie faßten den alten Herrn bei seiner schwächsten Seite und unterminierten auch, wenn es darauf ankam, andern den Boden durch rastloses Intriguenspiel. Liszt schien sich übrigens ohne diese Schlingpflanzen nicht wohl zu fühlen; nur so, durch ein bedauerliches, mit dem Alter überhandnehmendes Weihrauchbedürfnis, läßt es sich erklären, daß er dies Unkraut nicht mit Stumpf und Stiel ausrottete.

Aber werfen wir einmal einen Blick in die heiligen Hallen, wo von 4—6 Uhr Hof gehalten wird. Die historischen Räume sind vollgepfropft mit Vertretern beiderlei Geschlechts. Der mit schwarzem Sammetjackett bekleidete Meister windet sich durch eine Corona schmachtender Jungfrauen, im Schleifschritt vom Flügel zum Schreibtische langsam auf und ab gehend. Manchmal beugt er sich huldreich herab zu einer der Holden, die je nach ihrer äußerlichen Beschaffenheit längerer oder kürzerer Ansprache gewürdigt wird. Am Flügel hackt gerade ein mumienhafter, rothaariger Amerikaner, vom Konservatoriumsleiter P. in eigener Person von drüben als Genie importiert. Der junge Mann hat alle Chancen gegen sich; er ist häßlich, sommersprossig, temperamentlos und ignorant, — dabei spielt er nicht einmal ein Lisztsches Werk, — was zu viel ist, ist zu viel! Der Meister begleitet die Ohrenpein eine Weile mit satirischen Zwischenrufen; dann klappt er ihm das Notenheft vor der Nase zu. „Amerika, blamiere dich morgen weiter ... hm." Der Direktor erbleicht, der Rotkopf errötet. An seine Stelle tritt Fräulein Sch.; sie bringt außer einer passablen Larve ein altes ausgegrabenes Liszt-Arrangement, dessen sich der Komponist selbst kaum mehr erinnert, und erkauft sich mit jenem rührenden Pietätszeichen das Vorrecht, uns eine halbe Stunde

anzuelenden, während der Nachsichtsvolle, mit verklärtem Lächeln dann und wann die Hand auf ihre Schultern niedersenkend, über alle falschen Noten und rhythmischen Verzerrungen hinweggleitet und mit öfters dazwischen geworfenen „Hübsch" ruhig sein Stück hinmorden läßt. Die Mamsell hackt unbarmherziger, boshafter als der amerikanische Jüngling; aber sie versteht sich auf schelmische Grübchen, gräbt nach vergessenen Schmökern und ist daher wohlgelitten. Das nächste Wort hat Fräulein M., eine Schülerin Sgambatis, die ihre Sache vortrefflich macht; doch ist sie häßlich, unerfahren in der Kunst des Schleichens, und findet deshalb den Weg zum Flügel seltener als Fräulein P., eine lebendige Dreschmaschine, die sich dem Maestro überall unentbehrlich zeigt. An die Wand gelehnt, seine Notenrolle krampfhaft umspannend, sehe ich einen wirklich Talentierten, der nun schon zum viertenmal versucht, das Brahmssche B-dur-Konzert an den Mann zu bringen. Er ist der Würdigsten einer, der geborne Virtuos, aber ein schlechter Politiker, sonst würde er längst herausgefunden haben, daß dies Meisterwerk dem Göttlichen ein Dorn im Auge ist. Endlich glückt es ihm, bescheiden bis zur vordersten Reihe durchzudringen und sich bemerkbar zu machen. „Was haben Sie da, . . . hm . . . aha . . . Brahms . . . hm . . . na, schießen Sie meinethalben los mit ihrem Brahms . . . hm." Ein Kollege begleitet den Orchesterpart am Ibachschen Pianino. Liszt hat sich niedergesetzt und verfolgt, scheinbar interessiert, den ausgezeichneten Vortrag mit aufgeschlagener Partitur. Er ist ein viel zu großer Genius, um die eklatante Bedeutung dieses unantastbaren Werkes zu verkennen, dessen großartige Erfindung und kunstvoller Satzbau keiner weiteren Kommentare bedürfen. Wenn sein Mienenspiel auch das Gegenteil

auszudrücken scheint, so sagt diese Musik ihm innerlich sicher desto mehr, denn daß der Gedankeninhalt, nicht Fioriturен über die Güte eines Werkes entscheidet, weiß Liszt selbst am besten. Wohl wird dem Vortragenden ab und zu mit einem leisen „gut" oder „brav gemacht" gelohnt; auch fallen zwischendurch goldene Worte, wertvolle Fingerzeige über Vortrag, Pedal und Phrasierung. Aber ich werde nie den Augenblick vergessen, wo er plötzlich bei einer klavieristisch schlecht behandelten, etwas hahnebüchenen Stelle im Durchführungsteil sein ehrwürdiges Haupt hochschnellend, triumphierend ausrief: „Hm, ja, etwas billige Ware, hm . . . das haben wir besser gemacht!" Die herrschende Mißstimmung löst sich erst ganz, als einer der Hauptkämpen mit einem Liszтschen Effektstück in die Schranken tritt. Des Meisters Antlitz verklärt sich wieder, und die Stunde klingt harmonisch aus, wie sie angefangen.

Natürlich findet diese herausgegriffene Schilderung bestimmter Vorgänge, wie sie mir in der Erinnerung vorschweben, keine Nutzanwendung auf alle Unterrichtsstunden. Schlimme Tage wechseln mit guten, wo die Ausschußware von besseren Stoffen verdrängt wird. Leistungsfähige Firmen finden dann stets ihre Rechnung. Liszt kennt schließlich genau seine Pappenheimer, und wer Talent, mit Wollen und Können gepaart, mitbringt, braucht nicht zu katzbuckeln oder Mätzchen zu inscenieren, um sich in Gunst zu setzen — (so zeigte sich ein holländischer Kollege regelmäßig um 6 Uhr früh in der Messe, um durch seine Frömmigkeit Liszts Herz weich zu stimmen) — er wird auch ohne Firlefanzereien seinen Weg machen, wenn auch vielleicht nicht als „Lieblingsschüler". So habe ich es wenigstens gehalten, und ich bin dabei nicht am schlechtesten gefahren. Die Unannehm-

lichkeit einiger Wartestunden oder kleiner Sticheleien konnten mich nicht abhalten, gerade jene Stücke zum Studium auszusuchen, bei denen es mir speziell auf des Meisters Auslegung ankam, einerlei, ob meine Wahl Billigung oder Mißfallen erregte. Trotzdem ich aus meiner Verehrung für Schumann, Mendelssohn und Brahms nie Hehl machte, trotzdem sogar mein bei einer Stammtischdebatte abgelegtes Bekenntnis, in Rubinsteins Werken flössen nach meinem Empfinden Erfindung und Melodie reichlicher als in den Liszt'schen und es wäre in ersteren mehr absolute Musik vorhanden, durch gleisnerische Umtriebe bis zur Hofgärtnerei gedrungen war, sind meine Beziehungen zu Liszt die allerfreundlichsten gewesen. Er war gegen mich die Güte selbst, und es hat während der beiden Sommer 1884—1885, die ich mit ihm verbrachte, nicht an Beweisen seiner Zuneigung gefehlt. Unter diesen seien nicht bloß äußerliche Zeichen gerechnet, wie Aufforderung zum traditionellen Whistspiel, Betrauen mit kleinen Kommissionen, ein Reiseausflug zu den Wagner-Vorstellungen nach München, wo Friedheim und ich allein das Privilegium seiner Gesellschaft genossen, Widmung von Photographien (eine davon trägt die Aufschrift: „Mein Arbeitszimmer in der Hofgärtnerei zu Weimar, wo Herr Emil Sauer immer sehr gerne gesehen und gehört wird") — vor allem auch schmeichelhafte Aussprüche über meine Begabung und mutmaßliche Carriere, welche mir wiederholt aus dritter Hand zugingen. Ich darf mich daher, wenn auch nicht zu den Günstlingen, so doch zu derjenigen Sekte zählen, auf welche er gewisse Stücke gehalten hat.

Nur einmal hatte ich das Glück, Liszt spielen zu hören, und auch dies war eigentlich — man verzeihe meine Ungeniertheit — nur ein mäßiges Glück. Es war an einer

unserer Nachmittagskonferenzen, als er sich, sichtlich gut aufgeräumt, an den Flügel setzte und uns eine der Konsolations, das Chopinsche B-moll-Nokturne und Webers Perpetuum mobile zum besten gab. Trotz lebhafter Phantasie und besten Willens schien mir das Gebotene entschieden zu dürftig, um in die Verzückung der Gläubigen mit einzustimmen. Daß bei einem Siebzigjährigen nicht Spannkraft und Geschmeidigkeit mehr das erste Wort führen, darauf war ich gefaßt, nicht aber auf die Thatsache, daß dieser Ohrenschmaus ziemlich eindruckslos auf mich verhallen würde. Wirklich bewundernswert fand ich bloß das stumme Spiel von Gesicht und Auge, sowie die Pose, welcher eine geradezu klassische Körperhaltung zu Grunde lag. Keine pianistische, wohl aber eine schauspielerische Leistung ersten Ranges! Ein zweitesmal hätte ich vielleicht mehr Glück gehabt, wenn mir diese Hoffnung nicht durch eigentümlichen Vorfall ex abrupto genommen worden wäre. Mein Freund Ibach wollte nämlich dem Meister bei seinem Weimaraner Vertreter einige neue Flügelmodelle vorführen, und ich hatte die Sache bestens eingefädelt. Während ich mit Reisenauer das Sgambatische Konzert auf zwei Klavieren probierte, fuhr denn auch Liszt mit Madame Montigny-Remaury in einer Karosse vor. Wir führten auf sein Geheiß das ganze Werk bis zu Ende durch; dann schien er Anstalt zu einer eigenhändigen Probe zu treffen, als der arglose Ibach, welcher die Honneurs erwies, es für geraten hielt, Liszt unbedachterweise darauf aufmerksam zu machen, daß eine bestimmte Gattung seiner Instrumente zu Ehren Wagners, dem er sowohl in Bayreuth wie in Venedig Flügel gestellt hatte, „Richard Wagner-Flügel" getauft worden sei. „Hm, Richard Wagner," hüstelte der Meister.

„Wagner war in der That ein großer Klavierspieler!“ Damit kehrte er dem verdutzt dreinschauenden Fabrikherrn den Rücken, stülpte seinen Cylinder auf und fuhr eilends von dannen, bevor wir uns von unserem Schrecken erholen konnten.

Solch kleine Züge können auf die Schwächen eines großen Mannes wohl ein treffendes Schlaglicht werfen, aber nicht dessen unermeßliche Verdienste schmälern. Liszts unerreichte Kunst, die uns neue Bahnen erschlossen und welcher Freund und Feind über ein halbes Jahrhundert lang huldigten, gehört der Geschichte an und braucht nicht erst von mir verherrlicht zu werden. Mag sich die Fehde über seine schöpferische Bedeutung stetig fortspinnen, mag die Meinung in den feindlichen Lagern geteilt bleiben; so viel steht fest, daß wir in seinen Klavierkonzerten, sinfonischen Dichtungen und Liedern eine ihm ureigene Kunstform besitzen, auf welcher unsere jüngste Generation rüstig weiterbaut und deren Spuren über alles Parteigetriebe hinausragen werden. Wer nicht Hinterwäldler bleiben will, muß an diesem Markstein vorbei, ob er nun wolle oder nicht. Reformatorisch gewirkt wie er hat in diesem Jahrhundert nur noch sein großer Zeitgenosse Wagner, dessen siegreiches Durchringen man sich ohne Liszts Beistand kaum denken kann. Tausenden von Musikern, die das Glück hatten, ihm näher treten zu dürfen, ist er als Sendbote des Himmels erschienen, ein mildthätiger, seelensguter, menschenfreundlicher Bote, der seine Schätze mit beiden Händen in Hülle und Fülle über alle ohne Unterschied ausstreute. In diesem Sinne hat Liszt Schule gemacht, wie keiner vor ihm. Um sein ganzes Leben rankt sich wie Epheu der Wahlspruch: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

* * *

Vom Mai bis in den September hinein blieb ich in Weimar. Wie ich mir selbst zur Ehre nachsagen muß, ließ ich mir's auf meiner gerade Bett, Waschtisch, Sofa und Klavier fassenden Studierstube redlich sauer werden. So eifrig war ich bei der Arbeit, daß man mir zweimal binnen vier Monaten des Zuviels halber Geldstrafen zudiktierte. Zuerst kostete mich der tollkühne Versuch, bei halbgeöffnetem Fenster zu spielen, einen blanken Thaler; ein andermal wurde ich beim Überschreiten der auf neun Uhr festgesetzten Polizeistunde jählings von Rächerhand ereilt und mit sechs Mark Buße belegt. Das Gesetz kannte in diesen Dingen keinen Pardon, und die paar Hüter der Themis, welche für Weimars Sicherheit sorgten, schienen uns Lisztianer dabei besonders scharf aufs Korn zu nehmen, wozu sie eigentlich auch triftigen Grund hatten, da wir den wackeren Kleinbürgern mitunter harte Nüsse zu knacken gaben. Bruder Studio trieb's in Jena kaum so bunt, wie wir in der großherzoglichen Residenz. Tagsüber wenigstens gewisse Schranken respektierend, arteten wir abends in der Kneipe mitunter derart aus, daß uns schließlich in allen Lokalen der Riegel vor die Thür geschoben wurde. Es gab fast keine studentische Tollheit, die wir nicht zum Entsetzen Unbeteiligter ausklügelten, einer Meute gleich, von der man wirklich sagen konnte: „Wehe, wenn sie losgelassen!" Bekenne ich mich zu meiner Schande auch willig zum häufigen Rädelsführer unserer thörichten Streiche, so muß ich doch andererseits gegen gewisse von amerikanischen Studiengenossen schriftstellerisch verwertete Anekdoten entschiedenen Protest erheben. In einem dieser über Weimar handelnden Essays heißt es u. a., ich hätte jener vorgenannten, blaukattunierten Wirtschafterin Liszts, unserer tugendsamen Pauline, eine halbe,

für den Meister bestimmt gewesene Flasche Champagner gewaltsam entrissen und dieselbe in einem Zuge vor der Schreckensstarren geleert; ein andermal soll ich in übersprudelnder Ausgelassenheit irgendwo mitten im Zimmer nach allen Regeln der Kunst Kopf gestanden sein. Beide Insinuationen weise ich auf das schroffste zurück. Ich habe mich nie in Champagnerstehlen oder Kopfstehen geübt und bin nicht einmal Kopf gestanden, als mir unlängst diese albernen Tiraden zu Gesicht kamen. —

Erst gegen Ende September trennte ich mich vom Meister in München, wo Friedheim und ich, wie gesagt, einige höchst gemütliche Tage mit ihm verbrachten. Liebedienerei und Weibergeklatsch reichten nicht bis hierher; da war Liszt ganz er selbst, im Verkehr heiter und ungezwungen. Ich teilte mit Friedheim ein Schlafzimmer und entsinne mich noch, wie er uns Langschläfer eines Morgens um sieben Uhr in unseren Betten überrumpelte, eine Zeit lang mit uns lachte und scherzte und nicht eher von der Stelle wich, bis wir in die Unaussprechlichen geschlüpft waren. Mittags wurde an der Table d'hote teilgenommen, wo Liszts Erscheinung unter den Gästen natürlich Sensation hervorrief. Er schien sich dessen ebenso zu freuen, wie der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche er bei Spaziergängen oder im Theater erregte, im hellsten Gegensatze zu Rubinstein, welcher das Tageslicht wie ein Nachtvogel scheute und sich stets geschickt den neugierigen Blicken der Welt zu entziehen wußte. Nach dem Theater vereinigte sich gewöhnlich ein kleiner, gewählter Kreis im Hotel zum Souper. Meistens waren es klangvolle Namen, die sich hier einfanden: die Menter, welche von Schloß Itter herübergekommen war, Generalmusikdirektor Levi, Graf Zichy, Eugen d'Albert, die Lisztapostel Walter

Bache aus London, Porges und Kellermann-München und einige andere. Auch Freund Brabazon hatte sich mir nach kurzem Aufenthalte in England wieder zugesellt und zählte als erklärter Liebling Liszts zu den Bevorzugten dieser Tafelrunde. Nur zu schnell verstrichen die schönen Münchener Tage, und so schieden wir vom Meister, der sich nach Pest begab, während ich nach flüchtigem Herumstreichen in den Schweizer Bergen von meinem Freunde abermals nach London entführt wurde. Konnte ich auch hier keinen festen Fuß fassen, so lieferten doch etliche Provinzkonzerte mehr oder weniger befriedigende Erträgnisse. Besondere Sterne in meinem damaligen Reisebuche verdienen namentlich Oxford und Cambridge, wo ich durch Hilfe von Männern wie John Ruskin, Dr. Villiers Stanford, Oskar Browning und Prof. Max Müller auf fettem Boden pflügen konnte. Ein großer Rout bei dem großen Sprachforscher, welchem die Koryphäen der Kunst und Wissenschaft beiwohnten, zählt zu meinen angenehmsten Erinnerungen an gesellschaftliche Freuden aus damaliger Zeit, ebenso ein Abend beim Master von Bailial, wo ich das Glück hatte, J. Ruskin näher kennen zu lernen.

Ende November begab ich mich nach Deutschland zurück, um mein Heil in Berlin zu versuchen. Mit dem rapiden Wachstum der Reichshauptstadt hatte dieselbe Leipzig den Rang abgelaufen und war als Musikstadt an erste Stelle getreten. Wer sich Deutschland erobern wollte, mußte zuvörderst in die Berliner Verschanzungen eine Bresche spielen, was freilich leichter gesagt, als gethan war.

Wurde man auch der Sorgen des Konzertarrangements durch die rationell arbeitende, glänzend prosperierende Agentur Hermann Wolffs überhoben, so galt doch solch Unternehmen schon deshalb für waghalsig, als ein Klavierabend in der

Singakademie 600 Mark, ein Konzert mit Orchester dagegen das Doppelte an Kosten verschlang. Da ich mich aber reif genug und meine Zeit für gekommen hielt, so wagte ich getrost alles auf diese eine Karte und trat am 15. Januar 1885 zum erstenmal mit einem saftigen Programm, welchem als Eckpfeiler die Konzerte von Sgambati und Scharwenka angepaßt waren, unter Assistenz des philharmonischen Orchesters, mit meinem Freunde Xaver Scharwenka an der Spitze, vor das kritische Berliner Publikum.

Meine knapp vor Thorschluß unternommenen Schritte, mich bei dieser Gelegenheit dem Erben des preußischen Thrones ins Gedächtnis zurückzurufen, sah ich durch das außerordentlich liebenswürdige Entgegenkommen des Grafen Radolin (jetzigen Fürsten Radolin und Botschafters in Paris) von ungehofftem Erfolge gekrönt, indem die kronprinzlichen Herrschaften meinem Konzerte bis zum Schlusse beizuwohnen geruhten, schon aus dem Grunde ein Ereignis, als der Hof sich nur selten in der Singakademie blicken läßt. Das Resultat dieses Konzertes war, daß ich am anderen Morgen als bekannter Pianist aufwachte und mein Name in alle Welt hinausflatterte. Selbst zugegeben, daß mir das Glück damals besonders lächelte, war der Erfolg doch geradezu verwirrend. Die gesamte Berliner Presse urteilte mit auffälliger Einstimmigkeit, und ihre gefürchtetsten Vertreter, wie Leßmann, Tappert, Engel, Taubert u. s. w., widmeten mir begeisterte Artikel. Der Effekt dieser allseitigen Anerkennung prägte sich am treffendsten in der Einnahmeziffer meines darauffolgenden Klavierabends aus, der nicht bloß die Kosten, sondern bereits einen kleinen Überschuß brachte, während bei meinem Debut den Ausgaben von 1200 Mark ein Erträgnis von 56 Mark gegenüberstand! Auch begannen

die ersten Konzertinstitute Deutschlands auf mich aufmerksam zu werden. Schon eine Woche nach dem Berliner Treffer fand ich Einlaß in ein Kölner Gürzenichkonzert, dem bald mein Auftreten in Königsberg, Hamburg, Bremen, Leipzig, Dresden und in einer Anzahl kleinerer Städte folgte. Ein Aufzählen meiner die nächste Zeit ausfüllenden Konzertreisen durch Deutschland würde monoton wirken. Genug, daß mein Stern im Aufgehen war; ich hatte nur Sorge zu tragen, daß der plötzliche Erfolg mir nicht zu Kopfe stieg, eine Gefahr, die durch den Umstand, daß ich mich in Berlin niederließ und unwillkürlich in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens mit all seinen Verlockungen gezogen wurde, keineswegs vermindert wurde. Als wahre Wohlthat empfand ich daher das Verlegen meines Wohnsitzes von der nervenaufreibenden Hauptstadt ins stille Weimar, wo ich den Hauptteil des Sommers 1885 wieder in emsigem Studium beim Altmeister Liszt verbrachte. Ende Mai zog es mich mit einer Schar Gleichgesinnter nach Karlsruhe zum Tonkünstlerfest, dessen Programmaufstellung schon dadurch, daß Felix Mottl die Seele des Ganzen war, hohe Genüsse verbürgte. Aufführungen wie diejenige der Walküre im Hoftheater, des Requiems von Berlioz und der Lisztschen Dante-Sinfonie in der Stadthalle gehören denn auch mit zum Vollendetsten, dessen ich mich auf dem Gebiete der reproduzierenden Kunst erinnere. Ebenso verdient Arthur Friedheims Vortrag des Schytteschen Konzertes als virtuose Leistung allerersten Ranges herausgestrichen zu werden.

Den Rest des Sommers war wieder Freund Brabazon mein treuer Reisebegleiter. Wir durchschwärmten die Schweiz und rasteten später an den oberitalienischen Seen. Als der Dampfer uns eines Nachmittags in Baveno landete, hörte

ich auf dem Wege durch die Gartenanlagen zum Hotel, wie eine schwarzgekleidete Dame ihren drei Töchtern meinen Namen zuflüsterte. Ich glaubte die Kronprinzessin Viktoria zu erkennen, und diese Vermutung wurde zur Gewißheit, als mir ein Viertelstündchen später, während ich mich noch vom Reisestaub befreite, ein Hoflakai meldete, daß man mich in der nahe gelegenen Villa Henfrey, dem Besitztum eines wohlhabenden Engländers, erwarte. Wirklich fand ich hier die hohe Frau mit den Prinzessinnen Viktoria, Margarete und Sophie, die sich zum Tennisspiel beim Eigentümer hatten ansagen lassen und nun meinem Klavierspiel den Vorzug gaben. Diese erneute Kundgebung schmeichelhaften Interesses, von welchem ich in späteren Jahren noch manche Probe erhielt, ließ mich doppelt freudig an mein glückliches Zusammentreffen mit dem nachmaligen Kaiser Friedrich in Madrid zurückdenken.

Noch eine andere Freude brachte mir diese Reise; die Bekanntschaft mit der Familie des Marquis della Valle di Casanova, deren malerische, auf einer Anhöhe zwischen Pallanza und Intra gelegene Villa San Remigio mit ihren märchenhaften Gartenanlagen eine Hauptzierde des Lago Maggiore bildet. Der einzige Sohn des Hauses, Silvio, ein enthusiastischer Anhänger der Liszt'schen Richtung, gehörte seit langem zu den stillen Verehrern meiner Kunst, und durch unsere zufällige Begegnung wurde er mir ein warmer Freund, welcher, dichterisch und musikalisch in hohem Grade veranlagt, einer meiner verständnisinnigsten Getreuen geblieben ist. Obwohl halb italienischer, halb englischer Abstammung — sein Vater, aus der Familie der Herzöge von Ventignano, ein tapferer Haudegen, der an den Feldzügen unter Viktor Emanuel in hervorragendem Maße teilgenommen, hatte eine

Miß Browne, die Tochter des ehemaligen englischen Gesandten in Kopenhagen, zur Frau — war doch der Grundzug seines Wesens urdeutsch. Viele Jahre in Stuttgart, im Hause von Frau Vernier, einer feinsinnigen, belletristisch gebildeten Dame, erzogen und aufgewachsen, sprach und dachte er nicht nur wie ein Deutscher, sondern bekannte sich auch mit ausgesprochener Vorliebe zum Deutschtum und allem, was dasselbe auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst gezeitigt hatte oder neu hervortrieb. Mit rühmenswerter Ausdauer hatte er sich philosophischen und musikalischen Studien hingegeben, wenngleich er mit meinem englischen Freunde das beneidenswerte Los teilte, sein Wissen und Können nicht vor der Öffentlichkeit zur Schau stellen zu brauchen, was freilich nicht ausschloß, daß er mehr konnte und wußte, als viele, die sich im Kampfe um ihre Existenz hervordrängen müssen. Von seinem echt soldatisch gesinnten Vater, der als blendender Plauderer und bestrickender Gesellschafter ein Unikum war, hatte er nichts weiter mit auf die Welt gebracht, als die aristokratische Herkunft verratende Erscheinung; in allem anderen, in seinen Ansichten und Theorien über das, was des Lebens Wert ausmacht, war er dessen hervorstechendstes Gegenstück. Still und verschlossen, das Bild eines weltvergessenen Schwärmers und Träumers, in seinen Gefühlsausdrücken gegen alle ihn fremd anmutenden Charaktere barsch und abstoßend bis zur Rücksichtslosigkeit, taute er nur auf, wo er sich sinnverwandten oder anziehenden Elementen gegenüberfühlte, dann allerdings ganz voll unbeschränkter Mitteilsamkeit. So blieb er für die meisten ein unverstandenes Rätsel, ein Phantast, dessen Grillen man geduldig mit in Kauf nehmen muß. Bei längerem Eindringen in seine Seele merkte man jedoch, daß sich hier

eine spezifisch reich veranlagte Natur offenbarte. Seine unlängst bei Costenoble-Jena erschienenen Lieder und Gedichte, über welche sich viele unserer ersten lebenden Dichter voller Anerkennung äußerten, charakterisieren besser als meine Feder die Innenwelt Silvio di Casanovas. Von den Erscheinungen, welche mein Leben durchkreuzt haben, bleibt er eine der erlesensten und interessantesten. Idealist vom reinsten Wasser, ein nach erhabenen Zielen trachtender Geist, dabei eine feinfühlige Künstlernatur von geläutertem Kunstgeschmack, hat sein Einfluß nicht bloß in mir gewirkt, sondern auch bei manchen meiner Schöpfungen die Hand unbewußt mit im Spiele gehabt.

Und wie viele frohe, genußreiche Stunden verbrachte ich mit ihm, bald in Stuttgart, bald bei seinen Angehörigen in San Remigio, das mir noch heute als zweite Heimat entgegenwinkt. Zuerst unter dem gastlichen Dache seiner Eltern, später in des Freundes eigenem Heim, dessen Repräsentationspflichten jetzt seine liebreizende, kunstsinnige Gattin mit bezaubernder Anmut ausübt. Wer je mit den Bewohnern San Remigios in engere Fühlung getreten ist, wird mir beipflichten, daß auf diesem idyllischen Fleck Erde nur Güte und Herzlichkeit regieren. Ein mustergültiges Exempel stillen Wohlthuns spielt sich hier ab; allen voran marschiert die ehrwürdige Seniorin des Hauses, meines Freundes Mutter, und ihre treue Tochter Bettina, deren Namen weit über das Weichbild Pallanzas hinaus gepriesen werden. Gutes wollen und stiften ist der Endzweck ihres Lebens. Sie sind die Stütze der Bedrängten und Armen, der Waisen und Verlassenen, freundliche Geber, welche Gott lieb hat. Und in diesem reinen Accord nehme ich für heute Abschied von den Freunden San Remigios.

* *
*

Das Jahr 1887 brachte mir einen unverhofften Glückstreffer. Ich gewann in Dresden das große Los; nicht dasjenige der königlich-sächs. Landeslotterie, sondern etwas von bleibenderem Wert: ich gewann ein braves, treusorgendes Weib. Ich sehe die holde Gestalt noch vor mir stehen in ihrer mädchenhaften Schüchternheit, wie damals, als ich ihr nach einem Rubinsteinkonzert durch ihren mir schon länger bekannten Bruder vorgestellt wurde. Ein Kindergesicht mit tiefblauen, seelenvollen Augen schaute zu mir auf, umhüllt von einer rosafarbenen Kapuze, einem wundernetten, blaßroten Häubchen, unter welchem sich das krause, blondgelockte Haar hervorgeschlängelt hatte. Die Stimme war fast diejenige eines Kindes; voller Schmelz und Wohllaut berührte sie mein Ohr, einschmeichelnd wie Musik. Nur wenig fehlte, und die Illusion eines herangereiften Rotkäppchens wäre vollständig gewesen. Alice — so hieß das Mädchen — war die einzige Tochter der verw. Medizinalrätin Elb, deren Haus von nun ab der Brennpunkt all meiner Wünsche wurde. Die Verhältnisse lagen so, daß ich nicht lange um mein Glück zu ringen brauchte. An einem sonnigen Maitage verlobten wir uns, und ein knappes Vierteljahr später verbanden sich unsere Hände zum ewigen Bunde.

Dieser Bund hat mir und meinem Schaffen nur Segen gebracht und überzeugend dargethan, daß eine harmonische Ehe durchaus nicht immer möglichst homogene Lebensanschauung bei gleichgearteten Interessen voraussetzt. Gerade in der vollständigen Verschiedenheit derselben beruht, wenigstens zum großen Teil, unser ungetrübtes Zusammenleben. Zu meiner Gefährtin taugte kein Blaustrumpf, kein Wesen mit schöngeistigen Tendenzen, sondern ein weiblich denkendes, häuslich erzogenes Mädchen, das alle jene Eigen-

schaften in sich vereinigt, welche mir leider völlig mangeln, das aus dem Halben ein Ganzes schafft. Die paar in mir schlummernden Vorzüge, wie derjenige eines kundigen Pianisten, konnte meine Frau getrost mir zusprechen, und eine ihrer ersten opfermutigen Thaten war es, daß sie, vordem eine eifrige Schülerin Nicodés, mir für alle Zukunft die Sorgen des Klavierspielens allein überließ. Auch wird sie mir nie auf die verschiedenen Zweige der Kunst folgen, auf welchen ich mich heimisch fühle; aber sie hält unter dem Baumstamm treulich Wacht, daß es mir bei meiner ermüdenden Lebensaufgabe an nichts gebricht und mich nach meinen Fahrten durch die weite Welt immer dasselbe wohlige Gefühl ins traute Heim zurückleitet. Aus jedem Winkel desselben grüßt mich ihr frommes Walten, das Walten einer musterhaften Gattin, die keine anderen Ziele kennt, als das Glück ihres Mannes. Solche Frau hat weder Zeit für Emanzipationsbestrebungen, noch Sinn für Putz, Toiletten und hohle Vergnügungen; auch malt, singt und dichtet sie nicht. Das einzige und schönste Gedicht, welches sie mir zu Füßen legte, ist eine reiche, muntere Kinderschar, die mein Haus mit eitel Sonnenschein erfüllt und deren Stimmen mir etwas von meiner eigenen Jugend ins Ohr flüstern.

Auch diesen Abend, da diese Zeilen entstehen, höre ich mein treues Weib in den oberen Räumen nach dem Rechten sehen, emsig wirkend und schaffend für unser Wohl. Bewegt nähere ich mich einer eichenen Truhe, die alle meine Andenken und Reliquien birgt. Obenauf schillert etwas Farbiges, . . . und in den Händen halte ich eine längst verblichene Kapuze, ein wundernettes, blaßrotes Häubchen, das meine Fingerspitzen mit Inbrunst berühren. . . .

* * *

Im Dezember 1890 trugen wir unsern guten Vater zu Grabe. Eine akute Lungenentzündung, deren Heftigkeit sein ohnehin durch die vielen Sorgen erschlaffter Körper nicht Widerstand leisten konnte, raffte ihn binnen drei Tagen dahin. Da mich der Beruf gerade in meine Vaterstadt am seltensten führte, so war er nur in vereinzelten Fällen Zeuge meiner beginnenden Erfolge gewesen; desto begieriger verschlang er die Zeitungsberichte; alles, was man über seinen Sohn Gutes und Schönes zu sagen wußte, wurde sorgfältig gesammelt, auch wenn sich's um Wische eines penny-a-liner handelte, und thunlichst weiterkolportiert. Mit dem Gedanken, daß aus mir kein studierter Mann geworden, hatte er sich längst ausgesöhnt; er mochte eingesehen haben, daß der von mir betretene Weg nicht zum Hungerleiden führe. Der liebe Vater! Ich weiß, er schloß die Augen mit dem befriedigenden Gedanken, beide verheiratete Töchter gut versorgt und den Sohn auf rechten Pfaden zu wissen.

Sonst kann ich an den Jahren 1886—1890 — soweit sie meine Person betreffen — schnell vorbei eilen. Es giebt wohl kaum ein deutsches Städtchen, in welchem mein Name nicht wenigstens einmal auf den Anschlagsäulen geprangt hat, mit mehr oder minder glücklichem Erfolge. In diese kurzen Tagespartien mischen sich auch längere Ausflüge, beispielsweise nach Schweden und Dänemark, wo ich bei Hofe spielte, in die Schweiz und Italien, wohin mich 1886 die Mailänder Società del Quartetto zu zwei Konzerten mit der eben auftauchenden Alice Barbi berief, ebenso nach Rußland, wo man mir zum erstenmal in den Moskauer Sinfoniekonzerten unter Erdmannsdörfer Einlaß gewährte. Ein eigenartig berauschendes Gefühl überkam mich, als ich mich auf dem Podium des großen Adelssaals an jener

Stelle niederließ, welche für mich durch die Thaten meines großen Meisters Nikolaus Rubinstein allezeit eine geheiligte bleiben wird. Des Schülers schönster Traum, denselben Platz einstmals, wenn auch nur allegorisch, einnehmen zu dürfen, war nun zur Wirklichkeit geworden!

Ungefähr in diese Epoche fällt auch die Bekanntschaft dreier Männer; nämlich meine persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zu Bülow, Brahms und Hanslick. Bülow, der gerade aus Rußland gekommen, begegnete ich eines Tages in Rudolf Ibachs Begleitung bei Bote & Bock in Berlin. Er schien über mich genau orientiert und verwickelte mich in eine längere Debatte, welche in kaustischem Tone verschiedene Mängel unserer musikalischen Zustände geißelte. Auf meine eingeflochtene Schlußbemerkung hin, daß ich kommenden Sonntag für ein Leipziger Gewandhauskonzert eingeladen worden sei, meinte er beim Abschied: „Nun, wenn Sie nach Leipzig kommen, grüßen Sie mir bitte Mademoiselle Reinicke!" Ich war taktvoll genug, diesen Gruß nie auszurichten. Dieser ersten flüchtigen Begegnung mit Bülow folgten bald andere im Konzertsaale, an welche ich mit Begeisterung zurückdenke. Ob nun der Schauplatz unseres gemeinsamen Wirkens Berlin, Hamburg, Bremen, Augsburg u. s. w. war, ob es sich um ein Konzert von Beethoven, Mendelssohn, Weber, Tschaikowsky oder Saint-Saëns handelte, stets hat der Bülowsche Taktstock geradezu fascinierend auf mich gewirkt, und meine grandiosesten Eindrücke knüpfen sich an jene Abende, da ich das Glück hatte, seine Leitung an mir zu erproben.

Über Bülows Persönlichkeit und die scharfen Gegensätze seines Charakters sind die wunderlichsten Versionen in Umlauf gesetzt worden. Ich sollte meinen, daß nach der

inzwischen erfolgten Herausgabe seiner von pietätvoller Hand gesichteten Briefe manche seiner Eigentümlichkeiten dem Verständnis näher gerückt werden und daß die Nachwelt dem genialen Manne vieles abzubitten hat. Wie menschlich, wie gerecht erscheinen seine Launen und sein mit den Jahren gesteigertes bärbeißiges und mürrisches Wesen, wenn man teilnahmsvoll verfolgt, wie übel dem heldenmütigen Streiter für alles Wahre in früheren Jahren von der Beckmesser-Zunft mitgespielt worden ist. „Bülow scheint sich ganz in Gift und Galle aufzuzehren", sagte mir Anfang der neunziger Jahre spöttelnd ein namhafter englischer Komponist und Dirigent, als wir zusammen in ein Kristallpalast-Konzert fuhren. „Schmählich genug, wenn Teilnahmlosigkeit, Undank und Neid es dahin gebracht haben," entgegnete ich schroff abweisend, worauf jener Biedermann mich über seine Brille hinweg wortlos anschielte.

Ich selbst habe Bülow nur von der angenehmsten Seite kennen gelernt und berge von ihm einen Schatz schöner Erinnerungen. Ebenso wird es allen denen ergangen sein, welche neben ehrlichem Können den korrekten Ton und die richtigen Umgangsformen fanden, die er selbst, der Weltmann par excellence, mit peinlicher Genauigkeit beobachtete. Arroganz war ihm ebenso verhaßt, wie Duckmäuserei und erheuchelte Bescheidenheit, und wessen Leistung etwas Ernstes bedeutete, der hatte auch volle Anwartschaft darauf, nötigenfalls seinen Standpunkt zu vertreten und ihn von gegenteiliger Meinung zu überzeugen. Ich denke dabei an eine Probe in Bremen, nach welcher er mir kategorisch erklärte, daß ich das Scherzo des Saint-Saënsschen C-moll-Konzertes entschieden im Tempo geschleppt habe und wir dasselbe abends ein gut Teil schneller nehmen würden. Als ich ihn

aber in ebenso ruhigem als entschiedenem Tone um ein sogar noch langsameres Zeitmaß, als das von mir ursprünglich genommene, ersuchte und dies mit einer riskanten, von beiden Händen in Gegenbewegung rapide durchzuführenden Terzenpassage begründete, wonach ich mein Tempo eingerichtet hätte, und als ich ferner hinzufügte, daß ich mich gern eines besseren belehren lassen würde, wenn er mir ad oculos demonstrieren könne, wie seine Finger diese Stelle schneller mit gleicher Deutlichkeit herausbrächten, da lenkte er schnell mit den Worten ein: „Sie haben recht, ganz recht; wir werden das Scherzo heute abend ruhiger nehmen."

Nur einmal sah ich ihn in verdrießlicher Stimmung, und zwar in Hamburg, wo ich ihn vor einer Probe in seiner Wohnung am Alsterglacis besuchte. Dies hatte aber seine guten Gründe. Er war die Nacht zuvor unangemeldet aus Berlin vor seine Thüre geschneit, und die nach langem wütenden Läuten aus dem Schlafe geschreckte Gattin hatte dem draußen vor Kälte Bebenden vom zweiten Stockwerk auf die Straße den Thorschlüssel zugeworfen, welcher teuflischerweise an der Zacke einer Gaslaterne hängen blieb. Man denke sich den wutschnaubenden kleinen Bülow in der menschenleeren Straße, polternd und tobend, den begehrlichen Blick auf das corpus delicti geheftet, bis es ihm gelang, sich dasselbe nach etlichen vergeblichen Kletterversuchen selbst herunterzuholen. Daß diese unfreiwillige Gymnastik an seiner Stimmung nicht spurlos vorübergegangen war, wird niemand wundernehmen. Ich glaube, es wäre jedem von uns ebenso ergangen.

Zuletzt sah ich Bülow im Jahre 1893 auf dem Augsburger Musikfest, wohin man mich auf seine ausdrückliche Befürwortung als Solist eingeladen hatte. Ein seine Kräfte

zusehends verzehrendes neuralgisches Leiden hatte ihn nicht abzuhalten vermocht, dem Drängen des dortigen Komitees nachzugeben, zur Verherrlichung des großen Kanzlers, des Ehrenbürgers von Augsburg, die Eroika zu dirigieren, mit deren Umtaufe in „Bismarck-Sinfonie" er kurz zuvor durch eine Ansprache mit unzweideutig politischen Anspielungen bei einem Teil des Berliner Publikums gröblichen Anstoß erregt hatte. Nicht Sucht nach neuem Ruhm, sondern das Bewußtsein, in Augsburg nur enthusiastische Parteigenossen vorzufinden, wirkten bestimmend auf sein Kommen. Die guten Städter konnten sich jedenfalls gratulieren, denn ihr Musikfest wurde dadurch zu einem wirklichen Fest, auf dessen glänzenden Verlauf jeder Teilnehmer noch heute freudig zurückblicken wird. Ich hatte den von einer Sitzung bei Lenbach aus München ankommenden Bülow frühmorgens am Bahnhofe in Empfang genommen, ein Akt der Courtoisie, der dazu beitrug, den Meister zur Direktionsübernahme des von mir vorzutragenden Weberschen Konzertstückes zu bewegen, allerdings erst, nachdem ich ihm plausibel gemacht, daß der eigentliche Festdirigent, der greise Dr. Schletterer, eine Erleichterung seines bürdevollen Amtes als wahre Erlösung empfinden werde. Selten bin ich denn auch so inspiriert einem Taktstabe gefolgt, wie bei jener Aufführung; vor allem verblüffte die Wirkung, welche Bülow mit dem Marschtempo erzielte. Sehr leise und gemessen beginnend, beschleunigte er dasselbe fast unmerkbar, bis er beim Fortissimoeinsatz statt des üblichen Zurückhaltens im Sturmschritt voranging. Dem Werke liegt bekanntlich ein ganz bestimmtes Programm zu Grunde: des Weibes Klage um ihren mit den Kreuzfahrern ausgezogenen Helden; die Rückkehr, das allmähliche Nahen des Zuges, und schließ-

lich der Jubel des einander in die Arme eilenden, wiedervereinten Paares. Die Art, wie Bülow über diese drei verschiedenen Stimmungen Licht und Schatten ergoß, steht in der That einzig da. Wie seine Gattin mir später schrieb, sind die zwei Augsburger Tage seine letzte Freude gewesen. Trotz periodisch wiederkehrender, deutlich wahrzunehmender Schmerzen, habe ich ihn nimmer so lustig, so sprudelnd und aufgeräumt gesehen, wie damals im Kreise von alten und intimen Bekannten, zu denen in erster Linie Lenbach, Levi, Mottl, Dr. Marsop und der Zeichner C. W. Allers gehörten. Es war ein letztes Aufflackern seines willensstarken Geistes. Neun Monate später war unser Vaterland um eines seiner größten reproduzierenden Genies ärmer.

Brahms lernte ich zuerst auf einer Reise nach Wien im Winter 1889 kennen, wo mich Rosenthal eines Abends zu seinem Stammtische im Igel führte. Er saß da mit etwa zehn Herren (darunter Max Kalbeck und Julius Epstein) in angeheiterter Stimmung. Diese mag wohl hauptsächlich daran schuld gewesen sein, wenn er mir beim ersten Fühlungnehmen als Mensch ziemlich ungenießbar vorkam. Sein Benehmen war so wenig ästhetisch, die von ihm aufgetischten Scherze so derb, daß es mich beinahe ärgerte, die ideale Vorstellung, welche ich mir von der Person des großen Tonpoeten entworfen, getrübt zu sehen. Gottlob blieb es nicht bei diesem unbefriedigenden Zusammentreffen! Schon das nächste Jahr, da mich die lieben Wiener zum erstenmal zu hören bekamen, brachte mich wiederholt mit Brahms zusammen, sowohl im Tonkünstlerverein als auch bei Besuchen in der Karlsgasse, die er mir regelmäßig im Hotel Munsch erwiderte. Von da ab verstrich kein Winter, wo ich nicht, an seine Thür klopfend, herzlich aufgenommen wurde. Mit

dem Menschen ging es wie mit dem Komponisten: man gewann ihn bei jeder neuen Begegnung lieber. Stundenlang habe ich in seinem behaglichen Neste auf dem altmodischen, damastbezogenen Diwan neben ihm gesessen in gemütlichem Gespräche über schwebende Tagesfragen, namentlich über Hamburg und unsere dortigen gemeinsamen Beziehungen. Überhaupt wurden alle möglichen Themata berührt, mit Ausnahme desjenigen über seine eigenen Schöpfungen. Seine Abneigung, diesen Gegenstand zu streifen, war mir wohlbekannt, und ich war diplomatisch genug, nie meiner tiefen Verehrung für seine Werke in irgend einer Form Luft zu machen oder gar auf meine Konzertprogramme hinzuweisen, wenn dieselben Brahms enthielten, was ihm sichtlich Behagen einflößte. Andererseits wurde mir mehrmals die Freude zu teil, den charakteristischen Kopf in meinen Konzerten bei Bösendorfer aus der Menge auftauchen zu sehen und später im Künstlerzimmer anerkennende Worte aus seinem Munde über meine Leistungen zu ernten. Sein Lob äußerte sich nie überschwänglich; aber was er empfand, kam wahr und unverblümt aus dem Innern heraus von seinen Lippen und wog darum doppelt und dreifach so viel, wie der zügellose Enthusiasmus expansiver Naturen. Er war ein zuverlässiger, lauterer Charakter, in welchem sich ein Stück echten Germanentums verkörperte. Kernig und wahr, schlicht, ohne Falsch und Dünkel, graulte es ihm vor Kriecherei und Unterwürfigkeit, wie vor den Autographenjägern. Die letzteren verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, wie ein Gespenst. „Es ist unglaublich, welche Schlingen diese Leute einem stellen," beklagte er sich einst mir gegenüber. „Erhalte ich da neulich von einer Firma aus Wiesbaden ein Avis des Inhaltes, daß meine Bestellung von zehn Rapieren pünktlich

effektuiert worden sei. Man kalkulierte offenbar auf meine Einfalt, das heißt auf eine schriftliche Richtigstellung. Aber," fügte er schalkhaft und schadenfroh hinzu, „auf den Leim bin ich natürlich nicht gekrochen."

Das letztemal sah ich Brahms Anfang Februar 1897, etwa fünf Wochen vor seinem Tode. Er war trotz zusehenden Kräfteverfalls die drei Treppen emporgestiegen, welche zu meinen abseits gelegenen Zimmern im Hotel Bristol führten, und trat unerwartet eines Mittags ein, als ich mich gerade zum Frühstück auf die deutsche Botschaft begeben wollte. Obgleich mich seine Freunde auf den schrecklichen Wandel, welchen ein unheilbares Leberleiden an dieser Hünennatur vollzogen, vorbereitet hatten, so kostete es mich doch die größte Überwindung, mein Entsetzen über sein Aussehen einigermaßen zu verbergen. Die Haut war orangefarben, der Körper bis auf die Knochen abgemagert, Haar und Vollbart hingen in wirren Strähnen um das gramdurchfurchte Antlitz. Zum erstenmal durfte ich ihm beim Ablegen des Überziehers behilflich sein; er ließ sich förmlich in einen bequemen Sessel niedersinken. „Ich störe Sie doch hoffentlich nicht," sagte er mit weichem, gänzlich verändertem Tonfall; „aber ich wollte Ihnen doch gern persönlich sagen, wie leid es mir thut, Ihr morgiges Konzert nicht besuchen zu können. Meine Kräfte wollen nicht mehr langen, und die Saalhitze erhöht meine Mattigkeit. Ich hätte so gern meine F-moll-Sonate und die Händel-Variationen nochmals von Ihnen gehört." Dann kam die Rede auf seine Erkrankung, über deren Ernst er gottlob nicht ganz im klaren war, und auf die erfolglose Kur in Karlsbad; der Trost, daß diese auch bei mir erst später richtig angeschlagen, schien ihn wohlthätig zu berühren. Mit sichtlicher Freude sprach

er von dem Ergebnis eines seiner Initiative entsprossenen Preisausschreibens des Tonkünstlervereins, dem er großmütig die Hälfte eines ihm von einem englischen Verehrer zugeflossenen Erbes zugewendet hatte, und machte mich in beredten Worten auf das prämiierte Werk, ein Quartett für Klavier, Klarinette, Geige und Cello aufmerksam, dessen Verfasser, Dr. Walter Rabl, einem jungen, bis dahin gänzlich unbekannten Manne, er eine Zukunft prophezeite. Überhaupt hatte er für jeden, den unsere Unterhaltung streifte, ein nachsichtiges, freundliches Wort; seine Krankheit schien alle früheren, von ihm absichtlich zurückgedämmten weichmütigen Regungen plötzlich gewaltsam hervorzudrängen. Der rauhe Winter war dem milden Frühling gewichen. Es schien, als wolle er für seine frühere Verschlossenheit schnell über alle jene Liebe und Güte ergießen, deren er sich früher als einer Schwächeanwandlung geschämt hatte. Sein Schwanengesang, die vier ernsten Lieder, haben diese merkwürdige Seelenstimmung am treffendsten zum Ausdruck gebracht. Mir schnitt sie tief ins Herz. Fast zwei Stunden blieb er an diesem Tage bei mir; sogar ein einfallender, störender Besuch konnte ihn nicht von seinem molligen Plätzchen verscheuchen. Als er dann schließlich zum Aufbruch rüstete, merkte man, wie schwer ihm der Entschluß fiel, sich zu erheben. Mein Vorschlag, ihn aus dem Labyrinth von Gängen wenigstens bis zur Stiege geleiten zu dürfen, fand kein Gehör, und als nach mehrmaligem bewegten Händedruck die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen, kam die trostlose Gewißheit über mich, daß ich den mir teuer Gewordenen niemals wiedersehen würde.

Als mich am 3. April die erschütternde Kunde von seinem Hinscheiden ereilte, da ließ ich es mir nicht nehmen,

von Dresden nach Wien zu eilen, um dem Begräbnis beizuwohnen und, mit seinen intimen Freunden dicht hinter dem Sarge schreitend, den Manen des großen Toten den schuldigen Tribut zu zollen.....

Die Begegnung mit Hanslick danke ich nicht meiner Kunst, sondern einem Magenleiden, das mich in früheren Jahren häufig, zuerst 1888, nach Karlsbad führte. Sein Name war mir zufällig in der Fremdenliste aufgefallen, und so gab ich eines Tages in seiner Wohnung (Haus Kolumbus in der Parkstraße) meine Karte ab, um dem Meister des Feuilletons, dessen Lektüre mir oft Herz und Ohr entzückt, meinen Respekt zu bezeugen. Dem österreichischen Publikum damals noch wildfremd, ohne kommende Aussicht auf ein Wiener Engagement, galt diese Höflichkeitsvisite lediglich dem glänzenden Virtuosen des Stils, nicht dem Kritiker, um dessen Nachsicht der konzertierende Künstler buhlt. Wenige Tage später vermittelte Musikdirektor Janetschek auf der Promenade zufällig unsere Bekanntschaft. Der kleine, vorsichtig einhertrippelnde Herr fixierte mich mit den von buschigen Brauen beschatteten, ausdrucksvollen, geistkündenden Augen anfangs mit Mißtrauen, aber dieses schwand allmählich, um, je öfter wir zusammenkamen, einem mehr und mehr steigenden Zutrauen Platz zu machen. Wir sahen uns täglich, sei es auf gemeinsamen Spaziergängen oder an der Mittags- und Abendtafel im Hotel Loib, bei dessen freundlicher Besitzerin, Frau Anna Seling, sich jeder Künstler heimisch fühlen muß, oder auch in seiner Behausung, wo bei schlechtem Wetter dann und wann musiziert wurde. Wenn mir die dortige Kurzeit stets wie im Traume verging, so hat Hanslicks Gesellschaft, seine bestrickende, immer fesselnde Unterhaltung dazu nicht unwesentlich beigetragen.

Wohl hat Karlsbad mein Leiden auskuriert, aber nicht ein jedesmal mit Frühlingsbeginn erwachendes Heimweh nach dem idyllischen Kurorte, wenn ich den alten Hofrat dort weiß. Mir ist, als sei durch das in den letzten Jahren ausgefallene tägliche Plauderstündchen eine Lücke in meinem Leben entstanden, als wäre ich um einen regelrechten Genuß ärmer. Nicht nur das, was er spricht, sondern wie er spricht, ist für mich eine Gourmandise. Im gleichgültigsten Konversationston klingen seine Sätze beinahe so abgerundet, formvollendet, wie in seinen mustergültigen Aufsätzen. Wahre Musik für das Ohr! Man braucht durchaus nicht alle seine Ansichten zu unterschreiben, ja, man kann sogar ein rabiater Gegner seiner Richtung sein, und dennoch wird sich niemand dem Zauber seiner Schreib- und Sprechweise zu entziehen wissen. Dazu kommt, daß sich an seine Person gewissermaßen ein Stück Musikgeschichte heftet; stand doch der selbst so interessante Mann mit fast allen musikalischen Koryphäen der letzten sechzig Jahre, Komponisten und Virtuosen, in näheren Beziehungen. Allein seine Intimität mit Schumann, Mendelssohn und Brahms macht ihn uns intim. Will ich mir an freien Abenden etwas Besonderes zu gute thun, so nehme ich einen Band seiner Schriften zur Hand; inhaltlich mit Vorbehalt, formell bedingungslos, sind sie für mich ein musikalischer Katechismus.

Jedesmal, wenn mich der Weg nach Wien führt, wartet meiner ein gemütlicher Abend bei Hanslick. Ich spiele ihm in der Regel meine neuesten Klavierkompositionen vor, und seine fürsorgliche Frau, eine Wirtin comme il faut, ist liebenswürdig genug, mich mit verschiedenen Speisen zu regalieren, für die ich eine gewisse Schwäche besitze. Aber alle diese kulinarischen Genüsse opfere ich

willig und gern für ein geistreiches Wort aus Hanslicks Munde.

* * *

Von nun an beginnen meine weitverzweigten Konzertreisen. Ich engagierte mir einen Sekretär, einen Böhmen, Namens Prazak, der teils mit mir, teils vorausfahrend, den geschäftlichen Teil derselben erledigte und mir die Touren so geschickt und bequem als möglich zusammenstellte. Unser erster Eroberungszug galt Österreich-Ungarn. Er fiel mehr als ermutigend aus. Gestaltete sich schon mein Debut am 7. Dezember 1890 bei den Philharmonikern unter Hans Richter mit dem Henseltschen F-moll-Konzert zu einem glückverheißenden, so überstieg der Erfolg von vier darauffolgenden Klavierabenden alle Erwartungen. Publikum und Presse überschütteten mich mit Wohlwollen, das bei meiner regelmäßig jährlichen Wiederkehr mir treu geblieben und heute, nach etwa 25 in Wien gegebenen Konzerten, namentlich bei der Damenwelt fast beängstigende Dimensionen angenommen hat. In noch verstärkterem Maßstabe folgte mir dieses Glück nach Pest, wo mich die feurigen Ungarinnen und ritterlichen Ungarn in einer Weise verwöhnen, die es begreiflich erscheinen läßt, daß diese Stadt in meinem Herzen einen besonderen Platz einnimmt. Zwar behaupten einige, Meister Norbert Dunkel, der rührige Chef der Firma Rózsavölgyi, wäre der Hauptmacher und Mitschuldige dieser Erfolge ohnegleichen gewesen, indem er mich den Pestern vor dem Erstauftreten mittels haarsträubender Reklame servierte. Thatsache bleibt, daß ich es in Pest bei immer zunehmender Teilnahme bis Anno 1900 zu einem Viertelhundert Kon-

zerten gebracht habe, während mir das Glück in die ungarischen Provinzstädte, natürlich proportional, in gleicher Weise folgte.

Diese Erfolge kommen übrigens durchaus nicht allein auf meine Rechnung; großen Teil daran hat mein vortrefflicher Freund Ludwig Bösendorfer, dessen superbe Flügel mich immer wieder zu neuen überraschenden Thaten anfeuern. Mit seinen Konzertklavieren (in der öster.-ungar. Monarchie, den Balkanstaaten und Italien meine treuesten Begleiter), können nur wenige Firmen in Wettbewerb treten; in Bezug auf Brillanz und Tonvolumen stehen sie einzig da. Glücklich unsere Generation, die solch herrliche, den Gipfel der Vollkommenheit streifende Instrumente zu Helfershelfern hat! Auch persönlich ist Bösendorfer unter allen Typen seiner Zunft einer der distinguiertesten und markantesten. Jeder Wiener kennt den vornehmen, immer noch jugendlich elastischen Herrn, der, ein Aristokrat des Denkens und Handelns, unsrer Kunst und ihren Jüngern die größten Dienste erwiesen hat. —

Im Februar 1891 dehnte ich meinen Streifzug nach Südungarn bis Bukarest aus, wo Freund Dunkel, der mich begleitete, für die Rumänen seine Mordsgeschichten mit neuen Variationen und noch eklatanterem Erfolge wieder aufwärmte. Wenigstens brachte der erste meiner beiden dort veranstalteten Abende einen übervollen Saal; auch hatte ich die Genugthuung, der kunstbeseelten Königin im Palais zwei Stunden lang in intimem Kreise vorspielen zu dürfen, allerdings nicht ohne Bestehung eines unliebsamen Abenteuers. Der Sekretär Carmen Sylvas, ein deutschfeindlicher Elsässer, der als Werkzeug der Madame Adam damals am Hoflager eine berüchtigte Rolle spielte, intrigierte zuerst nicht

nur scharf gegen meine Einführung bei Hofe, sondern setzte mich, als dies nichts half, insofern Demütigungen und Kränkungen aus, als er sein Wort, mich in die Gemächer der Königin zu geleiten, ohne entschuldigende Mitteilung einfach brach, um mich, den Legitimationslosen, dergestalt eine Viertelstunde lang den verächtlichen Blicken der mir den Zutritt wehrenden Lakaien preiszugeben, während droben die Königin meiner wartete. Nur mit vieler Mühe konnte ich mir den Eingang erkämpfen. Als aber dieses Herrn Unverfrorenheit soweit ging, sich in verschiedenen Salons seiner Heldenthat, der Mißachtung eines Deutschen, öffentlich zu rühmen, kam es zu scharfen schriftlichen und mündlichen Auseinandersetzungen, bei denen es an Deutlichkeit meinerseits nicht fehlte und welche sich schließlich derart zuspitzten, daß ich den Schutz des deutschen Gesandten, Herrn v. Bülow, an dessen kunstsinnige Gattin mich Lenbach wärmstens empfohlen hatte, in Anspruch nehmen mußte, der mir auch liebenswürdigst gewährt wurde. Der Mann ist seinem Schicksal nicht entgangen und hat nicht viel später zum Lohn für seine Machenschaften und Ränke das Bündel schnüren müssen. Er muß schmollend und grollend abgezogen sein; aus jeder Zeile eines bald darauf veröffentlichten, tendenziösen Romans spricht Hohn und Spott für die Person des gerechten Königs Carol, der mit diesem Intriguensystem so radikal aufgeräumt und dessen weiser Regierung Rumänien sein Emporblühen zu einem mitzählenden Kulturstaate zu verdanken hat.

* * *

Im Februar 1892 unternahm ich meine erste größere Reise nach Rußland. Sie begann mit fünf Abenden in Petersburg (Sinfoniekonzert der kaiserlich russischen Musikgesellschaft und vier Solokonzerten) und erstreckte sich bis in den Frühling hinein über die wichtigsten Plätze der Ostseeprovinzen. In der Newastadt wurde ich förmlich über Nacht zur Mode. Man drängte sich zu meinen Konzerten, die mir binnen zwei Wochen ein kleines Kapital abwarfen, den Grundstock zu meinem Vermögen. In Zügellosigkeit der Begeisterung konkurrieren mit den Russen allenfalls noch die Ungarn, an Ausdauer kann es, wenn sie einmal der Beifallstaumel erfaßt hat, keine andere Nation mit ihnen aufnehmen. Welche Tricks habe ich nicht versucht, um mir endlich die wohlverdiente Ruhe zu erzwingen, wenn das Konzert sich durch ungezählte Zugaben bis über die Mitternachtsstunde hinaus ungebührlich verlängert hatte. Nützte doch nicht einmal das Abstellen der elektrischen Leitung, um die im stockfinsteren Saale vor der Estrade angestauten Menschenmassen zum Nachhausegehen zu bewegen! Aus dem Vestibül, durch welches ich mich todmüde, halb verschmachtet, beinahe bis zum Wagen geflüchtet hatte, trugen mich beherzte Arme wieder nach oben an den Beckerflügel, den ich von neuem bearbeiten mußte. Glückliches Volk! Kein Künstler wird sich, trotz aller physischen Anstrengungen, die eine russische Tournee an ihn stellt, dem unendlichen Reiz dieser spontanen Huldigung zu entziehen wissen und immer sein bestes dort zurücklassen, wo nicht grundsätzlich allem gegenüber Blasiertheit zur Schau getragen wird und wo die Empfindung noch nicht bis auf den Gefrierpunkt herabgesunken ist. Daß Rußland an den Körper durch nicht zu umgehende gesellschaftliche Pflichten harte Anforderungen

stellt, ändert nichts an der Thatsache, daß die meisten Ausländer sich nur zu gern der sprichwörtlichen russischen Gastfreundschaft hingeben.

Das befriedigende Resultat dieser Orientierungsreise veranlaßte uns, es noch im selben Jahre mit einer zweiten bis in den Kaukasus reichenden Tournee zu versuchen, deren Strapazen diesmal meine mutige Frau mit mir teilte. Wie üblich, gab ich zuerst in Wien, Graz und Pest meine Visitenkarte ab und präsentierte mich dann, diesmal schon im November, den Petersburgern zuerst in einem Sinfoniekonzert, später in drei Recitals. Liszt hat einmal treffend geäußert: „Il ne s'agit pas de nous entendre, mais de nous avoir entendu." Einen leichten Abguß davon erhielt ich damals auch in Petersburg, wo der Besuch meiner Konzerte gegen die früheren ziffermäßig, wenn auch nur gering, zurückstand. Dafür revanchierte sich Moskau in desto großartigerer Weise. Mein Wiedererscheinen in den dortigen Sinfoniekonzerten, deren Direktion, ebenso wie diejenige des Konservatoriums, seit über einem Decennium meinem Freunde W. Safonoff untersteht, bleibt für mich eine historische Denkwürdigkeit. Ging doch der Siedegrad der Begeisterung in nachfolgenden Klavierabenden soweit, daß musiktrunkene Studenten mich gewaltsam aus dem Künstlerzimmer zerrten, um dann im Saale nach allen Regeln der Kunst mit meiner bereits im Pelz und Überschuhen steckenden Hülle Fangball zu spielen, eine überschwängliche Form des Enthusiasmus, bei welcher mir wie auf gepeitschten Meereswogen zu Mute wurde. Ich beschloß, mich künftighin lieber bis auf das letzte Repertoirestück ausplündern zu lassen, als nochmals als Wurfgeschoß benützt zu werden!

Natürlicherweise besuchte ich in meiner zweiten Vater-

stadt alle jene Stätten, welche für mich mit freudigen oder wehmütigen Erinnerungen verbunden waren: Das Konservatorium, speziell jene Räume, wo Nikolaus Rubinstein mir so oft die Leviten gelesen, mein trauriges Quartier, wo ich als Student gehaust, schließlich den Bretterverschlag in der Spiridonowka, der einst meine erste Liebe geborgen und dessen Insassen längst in alle Himmelsrichtungen verstreut wohnten. Jetzt saß in dem famosen Wohnzimmer, dessen Wände stumme Zeugen unserer Liebesschwüre gewesen, ein reduziert ausschauender, fettleibiger Russe in Cigarettenqualm gehüllt vor seinem Samovar, stumm vor sich hinbrütend ... oder dachte auch er an verblichene Träume seiner Jugend?

Bis zu den russischen Weihnachten machten mir die beiden Hauptstädte genügend zu schaffen; ich sauste viermal wöchentlich über die Schienenstränge der Nikolaibahn. Zwischendurch wurden Esthland, Kurland und Finnland besucht. Besondere Intelligenz fand ich in Reval, Dorpat, Helsingfors und Wiborg, vorzügliche Konzertstädte, in denen mir feiner Geschmack für gute Musik und viele sympathische Menschen begegneten. Ich nenne nur die Barone von Rosen und Herrn von Schumacher in Reval, Herrn von Samson-Himmelstiern in Dorpat, die Familien Eckström, Hackmann, Wahl und — last not least — Fräulein Martha Tornell in Wiborg, eine sehr begabte Musikerin, deren Bekanntschaft ich schon 1886 in Stuttgart durch Silvio di Casanova gemacht hatte. Sie ist die Hauptursache, wenn das kleine finnische Städtchen auf meiner Route nie ausgelassen wird. Herrscherin in ihrer Domäne, weiß sie das Publikum, falls dies nicht gutwillig reagiert, so geschickt und schneidig ins Konzert zu kommandieren, daß man eines gefüllten Saales sicher sein

kann; ein kleines Extravergnügen zu dem wirklich großen des Wiedersehens mit der charmanten, allenthalben beliebten Dame.

Nach Neujahr wendeten wir uns nach Südrußland. In Orel, unserem ersten Halt, wäre mir leicht ein ernsterer Unfall zugestoßen. Von einem Besuch beim Gouverneur ins Hotel zurückfahrend, verlegte sich unsere Rosinante infolge unbarmherzigen Einhauens ihres Fuhrherrn aufs Durchgehen; der Schlitten kippte um, und ich wurde, da meine Beine sich nicht schnell genug aus der zugeschnallten Schlittendecke befreien konnten, ein gut Stück Weges über festgefrorene Schneehaufen mit fortgeschleift, eine mir neue Verkehrsmethode, die meinen Knochen schlecht behagte. Die Hauptsache, meine 10 Finger, hatte ich nach dem ersten Schrecken möglichst in Sicherheit gebracht, womit nicht etwa gesagt sein soll, daß mir nicht auch meine anderen Körperteile wert und teuer sind. Doch lief die Sache sehr glimpflich für mich ab; meine Gliedmaßen zeigten sich widerstandsfähiger, als ich es von ihnen erwartet hatte, und so stand ich wenige Minuten später heil und gesund, minderwertige Hautabschürfungen abgerechnet, in allerdings unbeschreiblicher Verfassung wieder meiner Frau und meinem Sekretär gegenüber, welche glücklicherweise im Hotel zurückgeblieben waren. Abends humpelte ich freilich nicht unauffällig auf das Podium!

Ganz abgesehen von diesem Abenteuer betrauerten wir unseren baldigen Aufbruch nach Kiew durchaus nicht. Orel ist ein toter, trostloser Ort und besitzt scheinbar nur eine Sehenswürdigkeit: das miserable Hotel Berlin, welches uns auf zwei Tage seine nichts weniger als reinlichen Appartements aufthat und so ziemlich alle Anforderungen in Bezug auf Komfort und Verpflegung schuldig blieb.

Ganz anders Kiew, das schon seiner bevorzugten Lage wegen eine Oase in den eintönigen russischen Steppengegenden bildet. In vier mit kurzen Pausen absolvierten Konzerten pflanzten sich hier die Moskauer Ovationen fort, und auch in dem sonst allgemein als schlechte Konzertstadt verschrieenen Charkow machten wir an drei Abenden erfreuliche Erfahrungen, ebenso wie in Elisabethgrad, Jekaterinoslaw und anderen Plätzen. Nur Rostow am Don, eine modern angelegte, reiche Handelsstadt, zeigte sich für meine Kunst unzugänglich. Café chantants, Cirkus, Affentheater und Taschenspieler sollen dort größere Bevorzugung genießen. Als mein Sekretär eintraf, hatte gerade ein solcher Zauberkünstler, ein gewisser Koslow, das unseren Zwecken dienliche Theater mit Beschlag belegt, weshalb ihm von uns für einmalige Überlassung desselben eine angemessene Abstandssumme angetragen wurde. Aber die Frau des Artisten, zugleich seine Gehilfin, fand einen viel praktischeren Ausweg, indem sie allen Ernstes ein Kompagniegeschäft in Vorschlag brachte. Eine Nummer Koslow, eine Nummer Sauer. Fürwahr ein abwechslungsreiches Programm mit erheiternden Ingredienzien, das ihrer Ansicht nach kolossal „ziehen" mußte! Mein Herr Präzák mußte wahre Redeströme verschwenden, um dem wackeren Künstlerpaar die Möglichkeit der Durchführung ihres absurden Projektes auszureden.

Ende März erreichten wir Wladikawkas, den Endpunkt der südrussischen Bahnlinie. Unsere Absicht, von hier aus über die grusinische Heerstraße nach Tiflis zu gelangen, wurde durch den Absturz riesiger Schneemassen, welche das Passieren des Weges unmöglich machten, vereitelt. Wir saßen volle vierzehn Tage nur 201 Werst von Tiflis, das

mir als wahre Goldstadt für Klavierspieler gerühmt worden war, unter primitiven Verhältnissen in dem winzigen Städtchen, eine harte Geduldsprobe, für die uns selbst zwei gute Konzerte nur teilweise zu entschädigen vermochten. Die täglichen Nachrichten, welche aus den Bergen von Ingenieuren zu uns drangen, lauteten außerdem nichts weniger als ermutigend. Ein plötzlich erwachendes Heimweh und die begreifliche Abneigung, mein junges Pianistenleben unter einer Lawine auszuhauchen, veranlaßten mich am 10. April zu schleunigem Rückzuge. Ehe wir aber den Zug bestiegen, gab ich mir das feierliche Gelübde, schon im nächsten Jahre den Versuch dieser verunglückten Expedition zu erneuern. An einem Donnerstag morgens ging es heimwärts, und am nächsten Dienstag nachmittags langten wir nach fünftägiger, ununterbrochener Bahnfahrt wieder in Dresden an, ohne Spuren von Ermattung. Das Reisen in Rußland ist eben äußerst bequem, das unschuldigste Narkotin für überreizte Nerven. Die Strapazen von 50 Konzerten hatte ich nach erquickendem Schlummer auf den molligen Ruhepolstern der russischen Waggons zurückgelassen!

* * *

Nachzutragen wären noch liebe Erinnerungen an Anton Rubinstein und Peter Tschaikowsky. Letzterer kam im Februar 1889 nach Dresden, um in einem der von Herm. Wolff inscenierten philharmonischen Konzerte seine F-moll-Sinfonie und sein von mir gespieltes Klavierkonzert zu dirigieren. Natürlich wähnte ich den Meister von unserer russischen Kolonie förmlich überlaufen und war daher nicht wenig erstaunt, ihn bei unserer Begrüßung in Webers Hotel mutter-

seelenallein anzutreffen. Dem Umstande, daß sich unerklärlicherweise damals niemand um seine Anwesenheit kümmerte, ausgenommen am Konzertabend, wo er über alle Begriffe gefeiert wurde, dankten meine Frau und ich drei unvergessene Tage, während welcher er in munterster Stimmung mit dem in unserem Hause Gebotenen fürlieb nahm. Nach dem Konzertabend gab ich ihm zu Ehren ein kleines Bankett, das in animiertester Weise verlief und dessen er sich später oft noch liebenswürdigst erinnerte. Als alte Bekannte waren wir zusammen gekommen; jetzt schieden wir als liebe Freunde. Tschaikowsky war ein Mensch von geradezu bezauberndem Wesen. Grand-Seigneur im besten Sinne des Wortes, ein Mensch von ausgesprochenem Takt und vollendeten Umgangsformen, dabei anspruchslos und bescheiden, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen andere. Ein Gespräch über seine Musik wußte er stets geschickt auf andere Größen zu lenken, mit Vorliebe auf den von ihm vergötterten Mozart, wodurch er andeuten wollte, wie gering eigentlich seine Verdienste diesem Göttlichen gegenüber anzuschlagen seien. Oft hat er mir allen Ernstes erklärt, daß sein erstes Klavierkonzert besonders im letzten Satze, mit dessen Umarbeitung er sich lange in Gedanken herumtrug, große Schwächen besäße, ja, daß seine Klaviersonate und namentlich die „Fantasie de Concert" als verhältnismäßig wirkungslos eigentlich eine Zumutung für den Klavierspieler seien. In einem der vielen für den großen Künstler und Menschen zeugenden Briefe, welche ich von ihm besitze, dankt er mir in verschwenderischem Maße für meine Propaganda um das letztangeführte, zum erstenmal in Berlin von mir öffentlich gespielte Werk und bedauert nur, daß meine Bemühungen einem so „undankbaren" Stücke zu gute gekommen seien, und dies ohne

Koketterie, aus wirklicher Überzeugung. Sein plötzlicher, viel zu früh erfolgter Tod ist mir persönlich sehr nahe gegangen! —

Rubinstein, dessen Interesse für meine Carriere nie erloschen, sah ich natürlich auf meinen Pfaden häufig, zuletzt 1893 in Dresden, wo er einen ganzen Winter hindurch in freiwilliger Verbannung ziemlich zurückgezogen lebte. Ein müder Wanderer, wie er sich selbst kennzeichnete, war er bei uns eingekehrt, der gewohnten Umgebung und öffentlichen Thätigkeit überdrüssig, noch mehr aber eines unerquicklichen Familienlebens, das ihm die Existenz in Petersburg gründlich vergällt hatte. Seine Wohnung im Europäischen Hof, wo er sich mit zwei Zimmern begnügte, lag gerade der unsrigen gegenüber, für mich eine Veranlassung mehr, öfters die zwei Treppen zu ihm hinaufzusteigen und dann und wann einigen talentierten Schülern, die sich um ihn geschart hatten, zuzuhören. Sein sonstiger Verkehr beschränkte sich auf einige ihm von alters her befreundete Familien, denen er für in der Jugend genossene Wohlthaten dankbare Gesinnung bewahrte und wo er ungestört den Freuden des von ihm über alles geliebten Whistspiels frönen konnte. Hierin war er Meister der Kombination und mit einer Passion bei der Sache, als gälte es nicht Pfennige, sondern Zwanzigmarkstücke. Ich hatte mich selbst so lange für einen ziemlich routinierten Spieler gehalten, bis ich eines Abends in Berlin bei Scharwenka den ersten Match gegen ihn ausfocht. Da wurde mir erst klar, welch jämmerlicher Stümper ich eigentlich war. — Von öffentlichen Veranstaltungen, welchen er als Hörer beiwohnte, sei auch ein von mir in Dresden gegebener Klavierabend genannt. Er blieb, in der zweiten Reihe Platz nehmend, von der ersten bis zur letzten Note,

und mit freudiger Genugthuung gedenke ich des bedeutsamen, feierlichen Augenblickes, da er nach Konzertschluß im Künstlerzimmer mit ausgebreiteten Armen auf mich zukam, um mir uneingeschränkte Elogen zu machen. Das letzte Vermächtnis, welches ich aus Rubinsteins Händen empfing, war sein großes Porträt, das folgende Worte zieren: „An Emil Sauer. Zur Erinnerung an Anfang und Mitte seiner glänzenden Laufbahn — das Ende erlebe ich nicht mehr —, aber ich hoffe, daß es so ausfallen möge, wie die ersten zwei, zu seinem und des Publikums Wohl."

Ich gelange nun zu der Periode meiner lohnendsten Reisen und originellsten Erlebnisse. Nach Erledigung des üblichen Pensums in Deutschland beschloß ich Ende Januar 1894 abermals, nach Tiflis aufzubrechen, diesmal aber mit veränderter Marschroute über Wien, Pest, Belgrad, Sofia, Konstantinopel, um von dort aus über das schwarze Meer via Batum nach dem Kaukasus zu gelangen. Besonders pikant wurde gerade die Auslegung dieser Strecke durch die Möglichkeit, vor dem Sultan zu spielen, obgleich ich mir der Schwierigkeiten wohl bewußt war, welche sich einem Klavierspieler dort entgegenstellen. Ich war genau davon unterrichtet, daß die maßgebende musikalische Persönlichkeit in Yildiz Kiosk, die sich selbst für eine unsterbliche pianistische Größe hielt, es bis dahin meisterhaft verstanden hatte, durch allerhand Schachzüge jedem Eindringen eines Konkurrenten erfolgreich zu wehren, und hatte mich deshalb beizeiten mit wirksamen Verteidigungsmitteln vorgesehen. Ich reichte ein Gesuch an die Kaiserin Friedrich ein, in welchem ich der hohen Frau Ziel und Zweck meiner Reise auseinandersetzte

und um ein Wort der Verständigung an den Botschafter in Konstantinopel, Fürsten von Radolin, bat. Nach zwei Tagen wurde mir durch den Grafen von Seckendorff unter Beifügung eines Empfehlungsschreibens der im freundlichsten Tone gehaltene Bescheid, daß J. M. meinem Anliegen zu entsprechen geruht habe. Ich wußte meine Sache also in guten Händen!

Am 30. Januar fand unser erstes Konzert in Belgrad statt. Mein Geschäftsführer, diesmal ein Herr Skrivan, der lange Zeit mit Franz Ondricek gereist und jetzt an Stelle meines früheren Begleiters getreten war, hatte das Kunststück zuwege gebracht, dasselbe binnen drei Tagen zu inscenieren, eine achtbare Leistung, wenn man bedenkt, daß keine zweite Stadt der Kultur so nahe und doch so fern gelegen ist, wie die serbische Kapitale. Gab es doch nicht einmal eine Buch- oder Musikalienhandlung, welche sich mit Konzertarrangements und Billetverkauf befaßte, sodaß der Kastellan des dortigen Kasinos dazu herangezogen werden mußte. Ebenso ungünstig lagen die Saalverhältnisse. Das Theater war aus irgend welchem Grunde nicht erhältlich, der Kasinosaal, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen mußten, schloß in seiner Winzigkeit große Einnahmen auch bei gefüllten Bänken und hohen Preisen von selbst aus. Nicht genug damit, hatten sich die politischen Wirren scharf zugespitzt — es gärte in Serbien wieder einmal an allen Ecken und Enden bedenklich. Das Kabinett war der Macht Milans gewichen, die Mission zur Bildung eines neuen gescheitert. Ein jeder gönnte dem anderen, nur nicht sich selbst, ein Pröbchen von der Unbeständigkeit des serbischen Ministerpostens. Im Konak, dem einzigen würdevollen Gebäude Belgrads, war guter Rat teuer, und der jugendliche König hatte begreiflicher-

weise an andere Dinge zu denken, wie an Theater oder Konzertvergnügungen. Sehr zu unserem Nachteil! In den Klein- oder Balkanstaaten liegen die Verhältnisse eben wesentlich anders wie bei uns, wo die Beteiligung des Hofes nur geringen Druck auf den Konzertbesuch auszuüben vermag. Dort entscheidet diese Frage in gewissem Sinne über die Frage des Gelingens; die vornehme Welt richtet sich nach der Haltung des Hofes, und auch für die Menge ist sie mehr oder weniger tonangebend. Aus diesem Grunde konnte ich auch nicht recht in den Jubel mit einstimmen, der uns auf unserer Weiterreise nach Bulgarien schon in Zaribrod ob der eben erfolgten Geburt eines Thronfolgers entgegenschallte und in Sofia zu helllodernden Flammen emporschlug. Die ganze Residenz schien vom Freudentaumel erfaßt. Auf dem Balkon des Palais hatte sich eben der Fürst seinem jauchzenden Volke gezeigt, in seinen Armen den jüngsten Prinzen, das Wahrzeichen der Dynastie, tragend. Überall Flaggen und Guirlanden, in den Straßen eine drängende, wogende Menschenmenge! Förmlich erkämpfen mußten wir uns den Weg zum Hotel, wo mein Sekretär vorsichtigerweise Zimmer für uns zurückgehalten hatte. Am nächsten Abend schon sollte mein erstes Konzert sein — wie viele waren ihrer, die jetzt an dasselbe dachten, wo Illumination, Feuerwerk, Reveille, Paraden und dergl. Schauspiele mehr einander ablösten. Daß die Aussichten sich dennoch günstiger gestalteten wie in Belgrad, dankten wir dem Bestehen eines vor einigen Jahren unter dem Protektorate der Fürstin gegründeten philharmonischen Vereins, welchem die besseren Gesellschaftskreise angehörten und unter dessen Auspizien meine Konzerte eines gewissen Haltes nicht entbehrten. Hatte doch der Fürst in erster Linie sich bewogen gefühlt, 500

Franken für seine Plätze zu spenden, trotzdem er für dieselben keine Verwendung hatte — ein Akt vornehmer Freigebigkeit, wie er doch zu den Seltenheiten gehört!

Am Konzertmorgen, gerade als wir, unser Pech erörternd, ziemlich entmutigt Rat hielten, wurde mir der Besuch eines Landsmannes gemeldet. Auf der Karte stand: Dr. Paul Leverkühn, Direktor der wissenschaftlichen Anstalten und der Bibliothek Sr. kgl. Hoheit des Fürsten von Bulgarien. Ein jugendlicher, stämmiger, entschlossen dreinschauender Herr trat bei mir ein, dessen natürliche, dabei doch elegante Art selbst bei oberflächlicher Prüfung angenehm in die Augen sprang. Aus seiner ganzen Haltung, aus jeder Bewegung sprach der einstige deutsche passionierte Student und spätere Militär, dessen Begegnung ich nur am allerwenigsten in Sofia vermutet hätte. Unserem ersten Gespräch entnahm ich, daß er Medizin und Naturwissenschaft studiert hatte und in seiner Eigenschaft als Dr. med. und Ornithologe vom Fürsten, dessen Hauptinteresse sich diesem Fach zuwendete, nach Sofia berufen war, um Verwaltung und Oberaufsicht über dessen reichhaltige Sammlungen und Privatbibliothek zu übernehmen. In diesem Amte war er binnen wenigen Jahren zu einer Art Vertrauensperson emporgestiegen, allen höfischen Ränken zum Trotz, deren Einfluß sich dem schaffensfrohen Ausländer gegenüber in desto schrofferer Form geltend machte. Ein feiner Kenner der Musik und eifriger Konzertbesucher, hatte er mich in einem Münchener Odeonkonzert spielen gehört und war jetzt zu mir geeilt, um mir in freundlichster Weise seine Zeit zur Verfügung zu stellen. Diese neueste Bekanntschaft — der Mann schien mir wie vom Himmel gesendet — zeugte die erfreulichsten Konsequenzen; noch bevor wir schieden, gab er mir das Versprechen, meiner

Kunst an höchster Stelle das Wort zu reden und den Fürsten wenigstens zum Besuch meines zweiten Konzertes zu ermuntern. Es kam aber noch anders und besser. Trotzdem die Preise mit 10 und 20 Franken normiert waren, fand ich mich am Abend einem gefüllten Saale und teilnahmsvollen Publikum gegenüber. Die elfte Stunde hatte geschlagen, und ich wollte meine Fänge gerade zur letzten Nummer ausbreiten, als ich von einem aufgeregt auf mich zueilenden Komiteemitgliede daran gehindert wurde. Man hatte aus dem Palais telephonisch angefragt, wie weit das Konzert vorgeschritten sei, und dieser Anfrage war Befehl zum Eintritt einer Pause auf dem Fuße gefolgt. Dem Auditorium ging über diesen Zwischenfall erst ein Licht auf, als zehn Minuten später der Fürst mit Gefolge in den Saal trat und in der vordersten Reihe Platz nahm. Die Sofioter reckten die Hälse; denn kein Mensch hatte unter den obwaltenden Verhältnissen, geschweige in so vorgerückter Stunde ein Erscheinen des Landesherrn noch für möglich gehalten. Ich selbst wußte freilich nur zu genau, wem ich für diesen glücklichen Zufall Dank schuldete! Mit dem Schluß hatte es nun natürlich noch gute Wege; mit frischen Kräften wurde wieder eingesetzt und das Programm durch eine ganze Reihe neuer Stücke künstlich verlängert, was auch das Publikum nicht übel zu nehmen schien. Der andächtigste Zuhörer war aber augenscheinlich der Fürst selbst, der sein Interesse bis zum Verklingen der letzten Note deutlich zu erkennen gab und seinen Beifallskundgebungen ebensowenig Schranken auferlegte, wie das Publikum selbst.

Zwei Tage später wurde ich zu einem Hofkonzert ins Schloß geladen. Mein Programm, im Charakter eines Klavierabends, hatte durchaus großstädtischen, klassischen An-

strich, und ich biete es hier als Kuriosum zum Zeichen, daß mir keine Beschränkungen auferlegt waren und daß man auch in Bulgarien ebensowenig wie bei uns konsistente Bissen verschmäht, wenn dieselben in schmackhafter Form gereicht werden.

Es lautete:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Polonaise op. 89 . . . . . | L. van Beethoven. |
| 2. | a) Impromptu op. 142 Nr. 3 . | Fr. Schubert. |
| | b) „Traumeswirren" . . . . | Rob. Schumann. |
| 3. | a) Ballade op. 47 . . . . | Fr. Chopin. |
| | b) Berceuse op. 57 . . . . | |
| | c) Phantasie-Impromptu op. 66 | |
| | d) Etude . . . . . | |
| 4. | a) „Auf Flügeln des Gesanges" | Mendelssohn-Liszt. |
| | b) Le Roi des Aunes . . . | Schubert-Liszt. |
| 5. | a) Sérénade française . . . | Sauer. |
| | b) Couplet sans paroles . . . | |
| | c) Murmure du Vent . . . | |
| | d) Echo de Vienne, Valse . . | |
| 6. | Ouverture „Tannhäuser" . . . | Wagner-Liszt. |

Zur festgesetzten Stunde fand ich mich einfach befrackt, mit ungeschmückter Brust im Palais ein. Das Innere des vom Fürsten Ferdinand beträchtlich erweiterten Baues zeugt trotz aller entfalteten Pracht von ausgesucht feinsinniger Anordnung. Nichts Überladenes verletzt das Auge. Schon das breite Treppenhaus mit seiner zarten, lichten Ornamentik wirkt stimmungsvoll; überall begegnen wir französischem Geschmack aus bester Zeit. Mein Cicerone, Dr. Leverkühn,

führt mich durch eine Flucht von Gemächern, durch das historische Jagdzimmer, den Zeugen des Staatsstreiches von 1886, in welchem sich Bismarcks Prophezeiung so bitter an dem Battenberger erfüllte, bis zum lichtdurchfluteten, gleichfalls in duftigem Rokokostil gehaltenen Festsaal, an dessen unterem Ende zwei Flügel, mein mit mir reisender „Bösendorfer" und ein „Steinway", meiner harren. Ein Viertelstündchen vergeht. Dann erscheint unter Vorantritt des Ceremonienmeisters Grafen Bourboulon der Hof, mit ihm die Hofchargen und Minister, im ganzen etwa 150 Geladene. Se. Königl. Hoheit führt die Herzogin von Parma, der Herzog von Parma die Prinzessin Clementine von Koburg. Die Herrschaften kommen einzeln auf mich zu und sprechen mit mir auf das Liebenswürdigste, besonders eingehend der Fürst, dessen Unterhaltung alle möglichen Kunstfragen streift und über die bloße Höflichkeit weit hinausgeht. Dann beginne ich zu spielen. Lautlose Stille herrscht während meiner Vorträge, die auch in diesen Räumen gewürdigt zu werden scheinen. Das spürt man gar deutlich. Nach jeder Nummer erschallt Beifall; zuweilen nähert sich mir der Fürst zu einer freundlichen, meist trefflich gewählten Bemerkung, besonders ansprechende Piecen werden auf Wunsch wiederholt. Die Mitternachtsstunde schlägt, als das Konzert sein Ende erreicht und ich mich schweißtriefend vom Flügel erhebe. Wenn ich aber glaube, mich jetzt ebenso wie die Hofgesellschaft zurückziehen zu dürfen, so täusche ich mich; eine Überraschung ist für mich aufgespart. Dr. Leverkühn, den ich in seiner goldstrotzenden Uniform kaum wiedererkenne, tritt auf mich zu: „Der Fürst wird sich bald von seinen Gästen verabschiedet haben," flüstert er mir ins Ohr, „ich habe den Auftrag, Sie hier zurückzuhalten; wollen Sie

sich also eine Weile mit meiner Gesellschaft begnügen." Es wird mir eine Erfrischung gereicht, die ich nicht zurückweise; ist doch meine Kehle wie ausgedörrt! Neues Warten — wir zwei sind in dem weiten Saal die einzigen Zurückgebliebenen. Nur von Zeit zu Zeit schwebt der Haushofmeister mit leisem Räuspern, würdevoll wie Malvolio, an uns vorüber, hier und dort sieht man den Schatten eines Lakaien auftauchen. Eine Kerze verlischt nach der anderen; nur ein paar Flammen spenden noch soviel Licht, daß wir uns eben erkennen. Dieser jähe Übergang von einer farbenbunten Menzelschen Ballstudie zu einem Whistlerschen Notturno wirkt romantisch, ja beinahe geisterhaft. Eine Minute um die andere verrinnt; kaum vermag ich das Zifferblatt meiner Uhr zu ergründen. Es ist $^1/_4$ 1 Uhr. Plötzlich erscheint wie eine Vision die Silhouette des Fürsten an der Schwelle; dann sehe ich ihn mit raschen Schritten auf mich zueilen. Sichtlich bewegt drückt er mir die Hand. „Sie haben mich heute abend in so weihevolle Stimmung versetzt, daß das Verlangen nach mehr in mir aufgestiegen ist," sagte er. „Sollten Sie sich nicht gar zu abgespannt fühlen, so möchte ich Sie bitten, uns auch einmal auf meinem Steinway mit Ihrer Musik zu erfreuen. Vielleicht wählen Sie etwas von Wagner, den ich so sehr verehre. Ich bin egoistisch genug, Sie den anderen kaum zu gönnen; es muß in der That ein eigenartiger Genuß sein, Ihren Tönen allein, ohne die unvermeidliche Entourage zu lauschen." Wie gesagt, so gethan, und von Herzen gern gethan; denn auch in mir werden wundersame Empfindungen rege. Sind es die eben gehörten Worte, ist es das poetische Milieu oder die ungewöhnliche Situation, welche diesen Reiz auf mich ausübt; genug, ich spiele Extrakte von Wagnerschen

Opern, Teile aus Rheingold, der Götterdämmerung, das Liebesduett aus der Walküre und die Vorspiele zum Tristan und Parsifal. Eine halbe Stunde um die andere vergeht; mein fürstlicher Hörer schwärmt — ihm scheint der Begriff Zeit ebenso fremd zu sein wie mir. Ich fühle, daß das, was in mir klingt, auch dort ein Echo findet; die Pole sind in unmittelbaren Kontakt getreten — es handelt sich nur darum, wer zuerst daran denken wird, sie zu zerreißen. Ich spiele weiter, immer weiter, so wie ich mitunter zu Hause an stillen Abenden für mich allein spiele, wenn mir die Muse einmal besonders gnädig gesinnt ist. Solche Abende reinen Glückes und künstlerischer Ausbeute kommen verschwindend selten, aber sie kommen; und dieser Abend im Sofioter Palais ist ein solcher!

Als ich mit Dr. Leverkühn aus dem Schloßthor in die kühle Nacht hinaustrete, ist es 2 Uhr morgens. Erst jetzt spüre ich, daß ich beinahe vier Stunden ununterbrochen am Flügel gesessen habe. Die Natur verlangt ihre Rechte, und fast mechanisch ergreife ich den Arm meines Begleiters, um den erschlafften Körper aufrecht zu erhalten. Ein Glück, daß uns nur wenige Schritte vom Hotel trennen; denn mir brennt das Hirn wie im Fieberwahn. Mein Sekretär, schon in banger Sorge über mein langes Ausbleiben, macht ein nicht wenig verdutztes Gesicht, als ich wie ein Trunkener ins Zimmer schwanke. Aber diese Art von Trunkenheit konnte man sich schon gefallen lassen — sie hatte keine üblen, nur gute Folgen!

Tags darauf gab ich mein Abschiedskonzert, wieder im Beisein des Fürsten und der parmensischen Herrschaften. Die auszeichnende Aufnahme, welche ich bei Hofe gefunden, hatte sich mit Windeseile in der Stadt verbreitet. Der

Saal war zum Erdrücken voll; auch die schwerfälligen Nachzügler trieb diesmal die Neugierde. Wir konnten mit Sofia ebenso zufrieden sein, wie Sofia mit uns. Am nächsten Morgen reisten meine Gefährten (Geschäftsführer und Stimmer) mit dem gewöhnlichen Schnellzuge weiter nach Konstantinopel. Ich sollte nachmittags mit dem Orient-Expreß folgen. Gegen Mittag brachte mir ein Kurier des Hofmarschallamts ein großes, versiegeltes Couvert, das meine in schmeichelhaften Ausdrücken gehaltene Ernennung zum Kammervirtuosen Sr. Königl. Hoheit enthielt. Es war dies die erste, mir von einem Monarchen verliehene Auszeichnung, die mir, wie ich durchaus nicht verhehlen will, große Freude bereitete. Nicht nur, daß kein anderer diese Würde vor noch nach mir bekleidete . . . was ihren Wert besonders erhöhte, war, daß sie frei von aller Konvention, aus spontanem Antriebe erfolgte. Kurz vor der Abreise beschied man mich dann nochmals ins Palais, aus welchem ich ordengeschmückt wieder heraustrete. Mit Schrecken bemerke ich, daß der Orient-Expreß längst fällig geworden ist. Aber Dr. Leverkühn beruhigt mich schnell. Es seien bereits vom Schlosse aus die nötigen Befehle nach dem Bahnhofe gegangen: der Zug müsse unbedingt unser Eintreffen abwarten. Und wirklich, mit dreiviertelstündiger Verspätung besteige ich den Waggon; der Kondukteur verneigt sich sehr förmlich, und die Passagiere schleichen einzeln heran — sie wittern irgend ein hohes Tier und wollen dasselbe aus unmittelbarer Nähe beschnubbern. Ein magistraler Abgang! Ich habe sie aber durch mein bürgerliches Auftreten nicht lange in diesem Wahne gelassen.

Darüber sind acht Jahre vergangen. Mit dankbarem Empfinden gedenke ich der mannigfachen Beweise der Huld und

des Wohlwollens, mit welchen Fürst Ferdinand mich während dieses Zeitraumes auszuzeichnen geruhte. Voll reger Teilnahme hat mich der Herrscher Bulgariens auf meinen verschiedenen Etappen verfolgt, und Dr. Leverkühn, mit dem ich ein treues Freundschaftsbündnis geschlossen, ließ es sich angelegen sein, meinen hohen Beschützer stets über mich auf dem Laufenden zu erhalten. Verschiedentlich genoß ich die Ehre, Sr. Königl. Hoheit wieder zu begegnen, u. a. bei der Moskauer Krönungsfeier, wo ich 1896 an dem denkwürdigen Hofkonzert in der deutschen Botschaft partizipierte. Das letztemal weilte ich als Gast drei Tage im Sofioter Palais, drei der schönsten, inhaltsreichsten Tage meines Lebens, während welcher es mir auch vergönnt war, die bezaubernd liebenswürdige, zu früh dahingeschiedene Fürstin kennen zu lernen und Einblick in ein ungetrübtes, glückliches Familienleben zu gewinnen*).

Ich muß es mir leider versagen, hier manche, wenn auch noch so harmlose Einzelheiten anzuführen, deren Zeuge ich war und die ich um ihres Reizes willen meinen Lesern nur ungern vorenthalte. Aber ich möchte selbst dem Schein einer Indiskretion die Stirne bieten. Aus Schlössern soll man ebensowenig wie aus der Schule plaudern. Dagegen darf ich hier unbedenklich aussprechen, daß der Fürst mir einen mich fast verwirrenden Empfang bereitete und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich mit zarten Aufmerksamkeiten in der ihm eigenen, echt fürstlichen Art zu überhäufen. Es wäre Vermessenheit, wollte ich dieselben auf Rechnung meiner Person oder gar meiner Verdienste stellen; sie galten vielmehr einem Vertreter deutscher Kunst,

*) Vier Wochen später traf mich in New York die erschütternde Kunde von dem tragischen Ende der Fürstin.

noch dazu in einer Zeit, wo eine gewisse Clique deutscher Preßorgane sich bemüßigt fühlte, böswillige Erfindungen über Bulgariens innere Zustände zu verbreiten, um mit wahrer Berserkerwut über den Fürsten herzufallen und seine Person rücksichtslos in den Staub zu ziehen. Man hat gut thun, Karikaturen voll niederer Anzüglichkeiten in die Welt zu setzen, geflissentlich Legenden zu verbreiten oder Thatsachen zu verschieben und den Koburger zur Zielscheibe beißenden Witzes zu machen — man besudelt sich damit selbst, nicht den Regenten. Fürst Ferdinand wird deshalb doch den einmal betretenen, von ihm als recht befundenen Pfad weiter beschreiten und die Geschicke Bulgariens mit Einsicht fernerhin zu lenken wissen zum Heile und zur Wohlfahrt seines Landes. Jener Staatsmann hat damals in Koburg mit der unbedachten, aber charakteristischen Äußerung nicht ganz unrecht gehabt, wenn sie auch bei uns ein wahres Wutgeheul entfachte, als er sagte: „Ein jeder kehre zuerst vor seiner eigenen Thüre, nicht bloß im Staate Dänemark ist etwas faul." Wer mit den bulgarischen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist und das Glück hatte, mit dem Staatsoberhaupte in engere Beziehung zu treten, dem dürfte für die Zukunft des jungen, kräftigen Staates nicht bangen, und er wird unbesorgt die Entwicklung der Dinge weiter verfolgen. Ferdinand I. ist ein überaus kluger, intelligenter und einsichtsvoller Herrscher, der zielbewußt, mit voller Überlegung handelnd, längst herausgefunden hat, von welcher Himmelsrichtung der Wind blasen muß, um sein Staatsschiff in den sicheren Port zu steuern, und dessen Politik keine anderen Interessen verfolgt, als diejenigen seines Landes. Er hat sich freiwillig auf einen Krater begeben und hält tapfer inmitten der entfesselten Elemente stand vor einer der exponiertesten Stel-

lungen. Ein ganzer Mann! Auch in der Geschichte wird ihm einst die Stunde der Anerkennung schlagen!

* * *

Es ist doch gut, wenn man im Orient nicht die kostspieligen Zuschläge der Luxuszüge scheut! So dachte auch ich, als wir am nächsten Morgen kurz hinter der türkischen Grenze den gewöhnlichen Expreß überholten und ich zu meinem Erstaunen an einem Waggonfenster zwei mir bekannte Gesichter zu bemerken glaubte, das feixende meines Stimmers und das verstimmte meines Geschäftsführers. Ich täuschte mich nicht. Sie waren zehn Stunden vor mir abgefahren und kamen zehn Stunden später nach Konstantinopel, noch perplex von den Plackereien einer minutiösen Quarantäne und durchschwängert von schweren Karbolgerüchen. Sie wetterten nicht schlecht über die Grenzschwierigkeiten und neuesten sanitären Chikanen, zu deren Gegenstand man sie gemacht hatte. Ein Abenteuer — aber ein echt türkisches!

Absichtlich hatten wir in Pera keines der eleganten Hotels, sondern das in einer Seitengasse friedlich abseits liegende „Imperial" gewählt. Es giebt sich freilich nichts weniger als kaiserlich, aber wir waren recht gut aufgehoben, bis auf den empörend wüsten Straßenlärm. Ich habe nirgends so homöopathische Dosen von Schlaf genossen, wie in Konstantinopel. Nachts bellten die typischen Hunde und vor Morgengrauen die Verkäufer. Eine wirkliche Marter für Künstlernerven! Dies war aber auch die einzige bedenkliche Schattenseite unseres Programms, das sonst in allen seinen Teilen höchst gelungen verlief. Mein erster Besuch galt der deutschen Botschaft. „Die Botschaft seh' ich wohl,

allein mir fehlt der Glaube," citiert man unwillkürlich beim Anblick des mächtigen, schmucklosen Ziegelrohbaues, dessen Äußerem jede andere Bestimmung eher zuzutrauen wäre, als die ihm eigene. Freilich ist seine Lage unvergleichlich, auf leichter Anhöhe, hart am Ufer des Bosporus, mit majestätischem Rundblick auf das Goldene Horn und Skutari. Diese herrliche Lage präsentiert sich indes erst in ihrer ganzen Glorie von der Rückseite, nachdem wir einen Gang in das Innere angetreten haben. Da staunt man ebenso über das wundervolle Arrangement, wie über die lange Suite herrlicher Repräsentationsräume, deren Krone der Thronsaal und das offiziellen Festlichkeiten dienende Speisezimmer bilden. Welch feenhaftes Panorama entwickelt sich hier vor unseren Blicken! Rechts überschauen wir das Goldene Horn, Dolma-Bagdsche, zahllose Paläste und Moscheen, vor uns breiten sich die sanften Hügel der kleinasiatischen Küste aus, weiter links die Dardanelleneinfahrt und das Marmarameer. Hier ist gut weilen, und sehr begreiflich erscheint es, wenn unsere auswärtigen Vertreter sich gern in dies Elysium versetzen lassen, zumal die Türkei kein China ist!

Fürst Radolin bewillkommnete mich aufs freundlichste. Ich übergab mein Empfehlungsschreiben, auch erinnerte er sich meiner genau von Berlin her. Gern versprach er, sofort die nötigen Schritte einzuleiten; doch wurde ich über die bestehenden Schwierigkeiten nicht im Zweifel gelassen. Derlei Eingaben gehen in der Regel durch mehrere Hände, und speziell am dortigen Hofe wird das Intriguenspiel auf das virtuoseste gehandhabt. Erschwerend fällt ferner ins Gewicht, daß, da sich Krethi und Plethi vor dem Sultan produzieren möchte, man nicht ohne Grund mißtrauisch geworden

ist. Wie soll der Orient das Gute vom Schlechten zu trennen wissen, wo doch bei uns häufig das Verständnis für diesen Unterschied mangelt! Die meisten Künstler trifft denn auch das Los, wochen-, ja monatelang vergeblich auf der Lauer zu sitzen, um endlich mit langer Nase wieder abzuziehen. Verhältnismäßig wenigen ist es geglückt, die Thore von Yildiz zu passieren, — Pianisten aus zuvor erwähnten Gründen am seltensten.

Es blieb mir also nichts weiter übrig, als meine Ungeduld zu zügeln und den Ereignissen freien Lauf zu lassen. Die Wartezeit wurde durch ein reich besuchtes Konzert in der Teutonia gut ausgefüllt, auch hielten mich die hundert Sehenswürdigkeiten unablässig in Atem. Neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, alte erneuert. Ich erwähne zunächst die anderen Mitglieder der Botschaft, den ersten Rat von Tschirschky und Bögendorff (jetzt zum Gesandten in Luxemburg ernannt), ein sehr musikliebender, äußerst sympathischer Mann, ferner die Sekretäre von Mesmer-Saldern und von Eckhardt, in welch letzterem ich zu meiner Freude einen alten Schulgenossen wiedererkannte, der mit mir die beiden Tertien abgesessen hatte. Diese drei Herren, deren Zuvorkommenheit ich nicht genug rühmen kann, thaten mit ihrem weit und breit als die Güte selbst gepriesenen Chef das Möglichste, mir zum Ziele zu verhelfen. Weiter sind zu nennen: der österreichische Botschafter Freiherr von Calice, der Oberceremonienmeister des Sultans Munir Pascha, an welchen ich einen Geleitbrief von dem berühmten Orientalisten Dr. Vambéry brachte, der Direktor der Ottomanbank Sir Edgar Vincent und seine bildschöne Frau, Lady Helen, der türkische Justizminister Riza Pascha und seine musikalischen Söhne, in deren Hause ich bei landesüblicher, lukullischer Bewirtung

zwei sehr nette Tage verlebte, ferner der ehemalige Generalissimus der Hofmusik Guatelli Pascha, sowie die Herren Bondi, Dvejat, Wondra und viele andere mehr. Auch feierte ich ein fröhliches Wiedersehen mit dem Hellmesberger Quartett, das kurz nach mir zweimal dort konzertierte. So verstrich Tag um Tag; auf der Botschaft war man ebensowenig orientiert wie ich. Dieses Herumtappen im Finstern hatte nebenbei seine besonderen Mucken. Derlei Entscheidungen aus dem Palais pflegen in der Regel in letzter Stunde zu erfolgen, was mich in meiner Bewegungsfreiheit hinderte. Außerdem lief der österreichische Lloyddampfer nach Batum nur jeden zweiten Sonnabend, und die Abreise nach Tiflis, wo das Publikum ungeduldig meiner harrte, war kaum mehr aufzuhalten. Schon machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, unverrichteter Sache mit dem erstfälligen Dampfer auszurücken, als ich aus der peinlichen Ungewißheit erlöst ward. Am elften Tage meines Aufenthaltes pochte es nachmittags an meiner Thüre, — vor mir stand ein türkischer Sergeant, der nach feierlicher Begrüßung und unter Glückwünschen mir in schlechtem Französisch ankündigte, daß ich um 6 Uhr im Palais erwartet würde. Ich befragte meine Uhr — es waren bis dahin noch zwei Stunden. In meiner Freude drückte ich dem Glücksboten ein 20-Frankenstück in die Hand, gelobte größte Pünktlichkeit und erwartete nun den Rückzug des braven Kriegers. Statt dessen benahm er sich jedoch sehr anhänglich und dachte augenscheinlich gar nicht ans Gehen, denn er ließ sich graziös in den ersten besten Sessel sinken. Dort saß er wie angenagelt, unbeweglich wie eine Statue. Gesprochen wurde wenig; mit seinen französischen Kenntnissen war es ohnehin schlecht bestellt, und die Zeichensprache wirkt auf die Dauer

ermüdend. Neugierig machte mich bloß die Frage, was geschehen wäre, wenn man mich bei der Kürze der Zeit nirgends eruiert hätte. Damit schien ich aber an die falsche Adresse gekommen zu sein — mein Gegenüber war ganz Staunen und Mitleid. „Wenn Seine Majestät befiehlt, finden wir immer," sagte er, während sich seine Mundwinkel spöttisch zusammenzogen, „und wenn es eines hundertköpfigen Aufgebotes von Kundschaftern bedürfte und Sie hoch oben auf dem Galataturme säßen, so wird man Sie trotzdem zur Stelle schaffen." Wie imponierend das klang, wie bezeichnend für die dortigen Verhältnisse! Unterdessen wurde es höchste Zeit, mich in Gala zu werfen; der Mensch fing an mir wirklich unbequem zu werden, und so versuchte ich es denn mit der Uhrsprache, um ihn zum Gehen zu bewegen. Endlich riß mir die Geduld. „Es ist höchste Zeit, Toilette zu machen," platzte ich heraus, „wie wäre es, wenn Sie sich jetzt ein wenig verziehen möchten?" Er glotzte mich an in maßloser Verwunderung. „Ich habe die bestimmteste Ordre, Sie nicht einen Augenblick zu verlassen," lautete die Antwort, „meine Gegenwart soll Sie nicht hindern, sich ungeniert anzukleiden." Nun erst ging mir über die drollige Situation ein Licht auf — ich war also Arrestant wider Wissen!

Ein halbes Stündchen später bestieg ich die unten wartende Hofkutsche; mein Offiziant schwang sich mit katzenartiger Behendigkeit auf den Bock, und fort ging's in scharfem Trabe nach Yildiz Kiosk. Nach 40 Minuten hielten wir vor dem Thore, durch welches sich der Sultan Freitags zum Selamik begiebt. Mein Begleiter ließ ein Losungswort fallen, die Pforten öffneten sich, die Wachen salutierten, und unser Wagen rollte über glatten Kiesboden weiter. Wir waren in dem Reiche, welches den Herrscher der Gläubigen

von der Außenwelt trennt! In der Dunkelheit konnte ich gepflegte Parkwege erkennen, die sich, nach der langen Fahrtdauer zu schließen, weit ausdehnen mußten, bis wir wieder an ein mächtiges Portal gelangten. Dieselbe Prozedur wiederholte sich, ein zweites „Sesam öffne dich" erklang, und weiter ging die Fahrt in finstere Nacht hinein. Bald fing ich jedoch an deutlicher zu unterscheiden; hin und wieder tauchten einzelne Gebäude auf, kleinere Villen im Schweizer Stil und große, steinerne Häusergruppen, — wie ich später erfuhr, die Haremsbauten. Vereinzelt fiel Lichtschimmer durchs Gebüsch, der die herrlichsten Gartenanlagen erkennen ließ. Wir flogen an üppigen Boskets, prachtvollen Beeten und künstlichen Teichen vorbei, — da, wie mit einem Zauberschlage breitete sich ein Palais von gewaltigen Dimensionen vor mir aus, dessen Fenster in tausendflammigem Kerzenglanze erstrahlten. Noch hundert Schritte, und wir standen vor der Rampe eines mit dem Haupthause korrespondierenden Nebengebäudes: dem Theater des Sultans. Einige Stufen, und ich wurde durch die Eingangsthüre in ein gleich rechts zur ebenen Erde liegendes, großes, einfach möbliertes Zimmer geführt, in welchem ein lustiges Kaminfeuer prasselte. Die Wärme berührt wohlthuend; denn die empfindlich kalte Fahrt hat meine Finger steif gemacht. Ein Diener bringt eine Tablette mit Erfrischungen; einige uniformierte Türken schlängeln sich heran, mich in ihren Kreis ziehend. Man giebt mir eine Unzahl Belehrungen mit auf die Reise; wie ich mich vor Seiner Majestät zu verneigen hätte, daß der Aufblick in Sr. Majestät Loge unstatthaft sei, daß ich zuerst den Hamidje-Marsch spielen müsse (eine greuliche Komposition!), daß ich nur leicht faßliche Musik wählen möge und was dergleichen Fisimatenten mehr sind.

Mir wird über all diese Weisheit ganz drehend im Kopfe. Dann reicht man mir ein Blatt Papier, auf welches ich mein Programm niederschreiben muß. Endlich — es ist halb 7 Uhr — hat das Antichambrieren ein Ende. Der Sultan hat die Tafel aufgehoben und naht mit seinen Gästen. Man läßt mich durch einen schmalen Gang in das Theater eintreten, ein reizend dekorierter, ganz in Weiß und Gold getauchter Schmuckkasten im Stile einer der chiken Pariser Schaubühnen. Der Parkettraum ist leer, ohne Stuhlreihen: eine spiegelglatte, freie Fläche, als ob's zum Tanze ginge. In dem oberen Stockwerk liegen einzelne Logen, diejenige des Sultans in der Mitte, gerade der Bühne gegenüber; etwas entfernt davon, am äußeren Ende der Längsseite, befinden sich deren zwei mit enggekreuzten, goldenen Gittern versehene für die Haremsfrauen. Ihre Anwesenheit verrät vielstimmiges, unaufhörliches Geschnatter. Unter dem Säulengange, links von den Zuschauern, hat die 80 Köpfe zählende Hofkapelle Aufstellung genommen; hier wurde auch mir Platz angewiesen. Meine Begrüßung mit dem Kapellmeister ist lau und förmlich; der Mann macht eine sauersüße Miene, und hinter seinem Lächeln verbirgt sich der Unmut, daß diesmal alle seine Machinationen zu Schanden geworden sind. Ein erträglicher Erard steht geflissentlich abseits versteckt, halb von den Kolonnen verdeckt. Ich lasse mir diese Zurücksetzung nicht gefallen, spanne meine Armmuskeln kräftig an, und der Flügel saust zum Schrecken meines Konkurrenten und zum Gaudium der Orchestermitglieder über die glatte Bahn mitten in den Saal. „Wenn Abdul Hamid einmal anständig Klavier spielen hört, so soll er es wenigstens gut hören," denke ich bei mir. Plötzliche Stille — alle Geräusche verstummen — Se. Majestät hat die

Loge betreten. Er sitzt etwas zurückgebeugt, so daß ich ihn nicht gut sehen kann. Rechts von ihm erkenne ich unseren Botschafter mit einer riesigen Havanna, dahinter Gazi Osman Pascha und mehrere Würdenträger. Das Orchester spielt eine Ouverture, — alle Mühe, ernst zu bleiben, ist vergeblich; meine Lachmuskeln ziehen sich krampfhaft zusammen. Vor allem wirkt die Besetzung unendlich komisch; ein ganz schwächlicher Streichkörper kämpft gegen ein Dutzend Flöten und ebenso viele Klarinetten! Holz und Blech massakrieren die paar Streicher vollständig. In den höchsten Regionen schrille Pfiffe, betäubender Lärm, in der Mittellage und den Bässen leises Winseln. Dazu schlägt der Dirigent Takt, indem er das Klavier bearbeitet. Bei bester Absicht will es mir nicht gelingen, einen organischen Zusammenhang zu entdecken. Fast scheint es, als geige oder blase jedes Mitglied, was ihm gerade einfiele. Dann teilt sich der Vorhang, und eine unsäglich alberne Pantomime mit melodramatischer Klavier- und Orchesterbegleitung beginnt; wenigstens verständliche Musik, irgend ein banales, französisches Couplet von etwa 50 Takten mit vulgärem Refrain, welches bis zur Bewußtlosigkeit wiederholt wird. Der scenische Vorgang gipfelt in den Missethaten dreier Vagabunden, reiner Kautschukmänner, welche, von Rächerhand ereilt, in einen großen, vergitterten Käfig gesperrt werden, wiederholt daraus entschlüpfen, um schließlich die Obrigkeit selbst hinein zu bugsieren, ein Possenspiel, das außerordentlich gefällt und da capo verlangt wird. Nun kommt meine Tour; ich bin ganz in „Hamidje-marschlicher" Stimmung, die ich, nach tiefer Verbeugung zur Mittelloge, mit kühnen Varianten und strotzender Bravour auf dem Flügel verwerte. Und da heute doch einmal leichtes Genre kultiviert

wird, so setze ich gleich darauf die Liszt'sche Rigolettofantasie, wissend, daß der Sultan für italienische Opernmusik ein besonderes Faible besitzt. Schon nach den ersten Takten des Marsches habe ich einzelne verzückte Ausrufe von oben vernommen, und etwas seitwärts schielend, sehe ich den kaiserlichen Herrn, mit beiden Armen über die Brüstung gebeugt, meine Finger mit den großen, melancholischen Augen förmlich verschlingend. In dieser Stellung verharrt er, bis auch die Klänge meines „Echo de Vienne-Walzers" und Konzertgalopps verrauscht sind. Es kommt zu keiner Pause — schon steht ein Abgesandter hinter meinem Stuhle, mir zuflüsternd, die beiden letzten Stücke zu wiederholen. Die Ausrufe des Entzückens mehren sich, auch die Orchestermitglieder können sich eines Beifallmurmelns nicht enthalten. Als ich aufhöre, erschallt von oben herab ein vernehmliches Bravo, auch sehe ich den Fürsten Radolin erfreut mir zunicken. Wieder läßt das Orchester seine lustigen Weisen erklingen, der Vorhang geht auf, und eine fade Burleske beginnt, welche durch Kürze ersetzt, was ihr an Güte abgeht. Abermals kommt die Reihe an mich; man denke sich danach einige der zugänglichsten Chopins: die As-dur-Ballade, den Minutenwalzer und die große Polonaise in as! Trotzdem scheint das Interesse Abdul Hamids nicht zu erlahmen, er wendet kein Auge von der Klaviatur. Es folgt der „clou", zugleich das gelungenste Schauspiel des Abends: der ganze vierte Akt des Troubadour im Konzertgewande, von einer italienischen Truppe verzapft, bis auf die Sopranpartie, welche von einem türkischen Edelknaben mit Kastratenstimme in den Saal geschmettert wird. Man denke sich sämtliche Mitwirkende in Gesellschaftstoilette, Notenblätter in der Hand, militärisch in Reih und Glied stehend, un-

beweglich wie Marionetten — ein Anblick von unwiderstehlicher Komik, vom Singsang nicht zu reden. Nach dieser Ohrenweide trete ich nochmals in die Schranken; den Beschluß macht die Liszt'sche Lucreziaphantasie. Sie zündet besonders; sogar in den Haremslogen herrscht allgemeiner Aufruhr. Nach Verklingen der letzten Accorde schreitet der Sekretär des Sultans, Elias Bey, auf mich zu und eröffnet mir, daß Se. Majestät von meinem Spiel ganz hingerissen seien und meine Abreise um eine Woche verschoben werden möge, da der Wunsch vorläge, mich noch einmal zu hören. Zugleich überreicht er mir zwei Ordenetuis und einen rotseidenen, mit Wachs verkitteten Beutel, enthaltend 100 türkische Pfund (2300 Franken), eine Belohnung, so fürstlich und nobel — wie sie eben der türkische Kaiser bietet. Während unserer Unterhaltung kann ich genau wahrnehmen, wie der Sultan alle Vorgänge scharf beobachtet und sich erst zurückzieht, nachdem alles richtig in meine Hände gewandert ist.

Auch einen schönen Beweis von der Feinfühligkeit des Monarchen nahm ich mit mir. Während An- und Abfahrt der Wagen vorschriftsmäßig am zweiten Portale erfolgt und sogar die Botschafter ihren Weg bis dahin zu Fuß zurücklegen müssen, wartet der meinige wieder direkt am Theaterausgang auf mich, eine Vergünstigung, deren sich auf Allerhöchsten Befehl alle in Yildiz spielenden Künstler erfreuen, damit sie nicht durch jähen Temperaturwechsel Erkältungen ausgesetzt sind. Gewiß ein hübscher, menschenfreundlicher Zug unter vielen anderen, welche für des Sultans Herzensgüte Zeugnis ablegen! Apart berührte die Form, in welcher dieses Hofkonzertes in den Blättern Erwähnung geschah. Der offizielle Hofbericht meldete in lakonischer Kürze: „Se.

Majestät haben geruht, gestern den berühmten Pianisten E. S. in Privataudienz zu empfangen und denselben mit dem Medschidje-Orden und der Kunstmedaille zu dekorieren." Offenbar will man vermeiden, daß die Öffentlichkeit erfährt, wenn der Sultan sich amüsiert, nachdem es doch in manchen Distrikten seines Landes weniger amüsant zugeht. Auch ein kleiner Beitrag zur Illustration dortiger Zustände!

Am anderen Tage war ich beim Botschafter zur Tafel geladen. Natürlich bildete die Soiree den Hauptgesprächsstoff, und mir wurde die Freude, nochmals die Richtigkeit meiner eigenen Beobachtungen bekräftigt zu hören. Der Fürst wußte nicht genug zu erzählen, wie sehr der hohe Herr von meinem Spiele impressioniert gewesen sei, und versicherte mir wiederholt, er habe den Sultan nie zuvor in so animierter Stimmung gesehen. Ebenso hätten meine Kompositionen dermaßen angesprochen, daß der Wunsch nach Einsendung aller bisher von mir veröffentlichten Werke laut geworden wäre, ein Auftrag, dem ich selbstverständlich einige Wochen später gern nachgekommen bin.

In Tiflis war man über die abermalige Verschiebung meiner Daten höchst ungehalten und glaubte überhaupt nicht mehr an mein Kommen. Aber ein höherer Wille mußte respektiert werden; es hieß ruhig in Konstantinopel über den gestellten Termin ausharren. Und ich harrte aus, wartete standhaft auf die Ereignisse, die da kommen sollten und — nicht kamen. Die Maschen der Intrigue waren bereits zu fein gesponnen, die Netze zu geschickt ausgeworfen, um nicht vor einer zweiten Überrumpelung gefeit zu sein. Thatsache bleibt, daß ich nicht wieder ins Palais beschieden wurde. Doch tröstete mich ein zweites brillantes Konzert vor dem vornehmsten Publikum Peras.

Mit meinen angenehmen Erinnerungen ist der Name des Fürsten Radolin so eng verbunden, daß ich nicht aus Konstantinopel scheiden kann, ohne nochmals dankbar der thatkräftigen Förderung zu gedenken, die dieser grundgütige Mann meiner Kunst dort und überall, wo wir uns wieder begegneten, zu teil werden ließ. Als häufiger und gern gesehener Gast in seinem musikliebenden Hause habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, in immer neue und schöne Seiten seines seltenen Charakters einzublicken. Unter allen prägnanten Erscheinungen, mit denen ich in nahe Berührung getreten bin, ist unser jetziger Botschafter in Paris eine der gewinnendsten und herzerquickendsten!

* * *

An das Debut unserer Seereise nach Batum denke ich mit Schaudern zurück. Das Schwarze Meer thut zur Winterszeit immer unwirsch, aber über unsere „Thebe", einen antiquierten kleinen Lloydfrachtdampfer mit beschränkter Passagiergelegenheit, schien es all seinen Grimm und seine Tücke ausschütten zu wollen. Wir hatten 36 Stunden gegen furchtbaren Sturm anzukämpfen, der das verhältnismäßig schwache Fahrzeug in all seinen Fugen erschütterte und uns in unserem Lauf bis Inneboli um einen ganzen Tag zurückhielt. Da die Reisedauer unter normalen Verhältnissen fünf Tage beträgt, so hatten wir, im frohen Glauben, Donnerstag abend sicher in Tiflis zu sein, das erste Konzert als unwiderruflich auf den nächsten Tag verlegt. Ein Wortbruch war diesmal gleichbedeutend mit Fiasko. Wer beschreibt daher unser Entsetzen, als uns jede Stunde der Gewißheit näher rückte, nie und nimmermehr beizeiten

unser Ziel zu erreichen. Die verlorene Zeit wieder einzubringen, war schon aus dem Grunde unmöglich, weil das türkische Gesetz Löschen der Waren nach Sonnenuntergang verbietet und wir infolgedessen in Samsum eine ganze Nacht festliegen mußten. Unser italienischer Kapitän, ein freundlicher, humaner Mann, dem ich meine Not in den grellsten Farben ausmalte, wußte nur einen Rat: mit ihm ans Land zu gehen und den Lloydagenten, zugleich österreichischen Konsul, um Hilfe in der Not zu bitten. Das Geschick war mir gnädig. Mein Name war dem gefälligen Beamten aus den türkischen Blättern geläufig, und er verfaßte eigenhändig ein Telegramm an den Generalkonsul in Trapezunt, welches die dringende Bitte enthielt, unseren Aufenthalt, wenn irgend thunlich, auf das notwendigste zu beschränken und das Ausfolgen der für dort bestimmten Fracht erst auf der Rückreise des Dampfers von Batum, also eine Woche später, vornehmen zu lassen. Es war ein kühner Schritt; an die Möglichkeit eines Erfolges dachte ich selbst nicht. Nachmittags fuhren wir weiter, lagen Mittwoch früh vor Kerasunde und ankerten nachmittags vor Trapezunt, wo das kaum Glaubliche geschah: wir wurden binnen zwei Stunden abgefertigt und dampften mit voller Ladung nach Batum, das wir Donnerstag früh noch rechtzeitig erreichten, um den Zug nach Tiflis eben abzufangen, mit teilweiser Umgehung der russischen Quarantäne- und Zollformalitäten. Daß meine Person über 800 Mehlsäcke triumphierte, kann ich mit Stolz als größten Erfolg meines Lebens betrachten! In dortige Gegenden verliert sich die Kunst, als Gemeingut, so selten, daß sie noch den Vorrang über Schiffsgüter genießt. Bei uns zu Lande, wo die Musikmacherei der Mehlfabrikation nicht nachsteht, wäre solch ein Sieg undenkbar gewesen.

Nun waren wir endlich in Tiflis! Es hatte Mühe gekostet, aber sie verlohnte sich auch, und zwar nicht bloß um der landschaftlichen Reize willen, mit welchen die Gegenden des Kaukasus in Hülle und Fülle gesegnet sind. Es giebt wohl auf der weiten Welt keinen zweiten Ort, wo so viel Musik verkonsumiert, so dem Klavierspiel gehuldigt wird, wie hier: eine wirkliche Pianistenstadt. In den Häusern der Reichen, in den Hütten der Armen regen sich fleißige Hände auf dem Flügel; eine kleine Armee tüchtiger, meist auf dem Moskauer Konservatorium gebildeter Klavierlehrer hat sich hier niedergelassen, und sie alle, auch sofern sie nicht dem Lehrkörper der trefflich geleiteten Musikschule angehören, finden hier gutes Material, in der Regel mehr, als sie brauchen. Während Vokal- und Streichmusik nur geringen Anklang findet, ist das Klavier Alleinherrscherin und drängt alles andere in den Hintergrund. Dabei stehen Verständnis und Ansprüche auf außergewöhnlich hohem Niveau, und sogenannte brave oder mittelgute Leistungen, welche bei uns als annehmbar mit durchschlüpfen, werden dort rundweg abgelehnt. So wenig glaublich es klingen mag: wer in Deutschland nicht so rechten Fuß fassen kann und sich etwa einbildet, seine Kunst genüge für das entlegene Tiflis vollkommen, befindet sich in beklagenswertem Irrtum. Ich selbst war Zeuge, wie in einem Konzerte, welches ein berühmter Geiger dort veranstaltete, dessen Begleiter und Lückenbüßer, ein ganz acceptabler Pianist, mitten in der zweiten Lisztschen Rhapsodie so lange von rücksichtslosen Zwischenrufen, „davolne“, „nie nada“ („genug“, „nicht nötig“), geplagt wurde, bis er genötigt war, in der Mitte abzubrechen. In jeder deutschen Provinzstadt wäre ihm ein Achtungserfolg beschieden gewesen, ja es hätten sich vereinzelt Hände und Preßstimmen

für ihn geregt; denn er spielte sauber, glatt, technisch nahezu unanfechtbar — bloß uninteressant, und das genugsam, um ihn in Tiflis zu verderben. Man hat dort unten eben nur erste Plätze zu vergeben. Wer einmal gefällt, wird auf Händen getragen — der leisesten Enttäuschung dagegen folgt schmähliches Fiasko.

Eine weitere Merkwürdigkeit ist die unverhältnismäßig große Anzahl hübscher Theater und Konzertsäle, über welche die Stadt verfügt. So war der Schauplatz meiner Konzerte, deren ich binnen knapp drei Wochen neun gab, jedesmal ein anderer. Zuerst das Banktheater, dann der Cercle, drittens das große Theater u. s. w. Das letzte Drittel wurde in Klubsälen ausgefochten, wundervollen Lokalitäten, wie sie nur in rein kosmopolitischen Orten vorkommen. Die Russen haben ihren „Kruschok", die Armenier ihren armenischen Klub, kurz, jede Nationalität getrennte Sammelpunkte, sodaß sich eigentlich in Tiflis vor allen Zungen predigen läßt. Ein einziger Übelstand machte sich geltend; mein gewandter Sekretär kam demselben aber schon während des zweiten Konzertes auf die Spur: die Saalkontrolleure schafften sich nämlich gern Nebenverdienste, indem sie für ein paar Kopeken ganze Rudel von Schnorrern ohne weiteres passieren ließen, eine Bestechungsart, an welcher sich nicht bloß arme Schlucker beteiligten, sondern auch vorzugsweise Leute besserer Stände. Dieser epidemisch auftretenden Unsitte wußte mein gewitzigter Sekretär jedoch erfolgreich dadurch zu begegnen, daß er einen kleinen Trupp von Fremdenführern und Hotelbediensteten anwarb, welche den Thürhütern scharf auf die Finger sahen, wodurch dem unehrlichen Handel die Spitze geboten wurde. Allerdings wäre dieser Spaß Herrn Skrivan beinahe teuer zu stehen gekommen.

Unter den kühnsten Eindringlingen, welche, in ihren Plänen getäuscht, nun den Weg über die gleichfalls als Zuschauerraum benutzte Bühne erzwingen wollten, wo mein Sekretär in eigner Person die Rolle des Wachtpostens übernommen hatte, befand sich auch ein höherer russischer Militär, ein Hüne von Gestalt, mit seiner Schönen, der für die bescheiden geäußerte Bitte um Vorzeigung seiner Karten statt aller Antwort meinem Sekretär die nervige, geballte Faust dicht unter die Nase setzte, mit zornbebender Stimme die Worte in den Saal schmetternd: „Hier haben Sie mein Billet!" Um weiteres Aufsehen und zertrümmerte Nasenbeine zu vermeiden, blieb nichts anderes übrig, als dem unbändigen Herkules, welcher die Bühne für seinen Exerzierplatz ansah, freie Bahn zu machen. —

Im übrigen schwanden die Tage unseres Aufenthaltes wie im Fluge dahin. Das gemütliche Hotel London, unter dessen schlichtem Dache man sich in heimatlichen Gefilden wähnte, sah mich eigentlich nur zur Nachtzeit; denn eine Festlichkeit jagte die andere, und es gab deren zuweilen an einem Tage drei zu erledigen. Hier half kein Sträuben, ich mußte die Feste feiern, wie sie fielen. War ich einmal Herr meiner Zeit, so wurde dieselbe zu Entdeckungsreisen ins alte Tiflis benutzt, das ich von einem Ende zum anderen gründlich durchstöberte.

Eigenartig berührt der terrassenförmige Aufbau von Häusern und Straßen, wodurch die Stadt mit ihren zahlreichen Weinbergen ein ungemein malerisches Ansehen erhält. Wenn auf der europäischen Seite die Civilisation in vollster Blüte steht und wir überall stattlichen Gebäuden, breiten Trottoirs, wohlgepflegten Straßen mit Trambahnverkehr begegnen, so glauben wir uns in Alt-Tiflis

auf Hunderte von Meilen weiter versetzt, in irgend einen versteckten Winkel von Asien, wo sich ein buntes Gemisch verschiedenster Völkertypen Stelldichein gegeben hat. Kaleidoskopartig wechselt hier die Scenerie; blitzschnell verschieben sich die Coulissen und zeigen uns immer neue Dekorationen zu orientalischen Märchen; über alles aber gießt die Sonne des Südens wundervolle Lichteffekte. — Nur die brausende Kura, von welcher Rubinstein in seinem Liede „Gelb rollt mir zu Füßen" so stolz anhebt, hatte ich mir anders vorgestellt: gelb war der Fluß, aber ein gelber Tümpel, kein reißender Strom!

Weniger wohl fühlte ich mich in Baku, wo drei Konzerte freilich bloß ein Opfer von fünf Tagen erheischten. Nach den reichen, in Tiflis gewonnenen Eindrücken schien mir der Aufenthalt in dieser, von Petroleumgerüchen imprägnierten Stadt thatsächlich ein Opfer; von den Treppenläufern unseres Hotels angefangen bis zu den kleinsten Zimmerbestandteilen duftete alles nach diesem würzigen Brennstoff, eine höchst fatale Zugabe, die selbst der zeitweise überaus heftig auftretende Nord nicht zu verscheuchen vermag. Daß es eitles Beginnen ist, gegen diesen Wind, welcher das häßliche, grau gefärbte Kaspische Meer in furchtbaren Aufruhr versetzt, anzukämpfen, mußten auch wir erfahren; denn bei bloßem Versuch, das Haus zu verlassen, blieb eine solche Sandschicht an unseren Kleidungsstücken haften, daß wir lange Zeit daran zu tragen hatten. Im übrigen hat auch diese Stadt asiatischen Charakter, wenn man einzelne Häuser in europäischer Bauart und die wirklich sehenswerten Bazare ausnimmt. Doch bietet sie im Grunde genommen so herzlich wenig, daß wir in Verlegenheit gekommen wären, wie unsere fünf Tage totschlagen, wenn nicht einige dort an-

säſſige Petroleumkönige ſich in freundlichſter Weiſe unſer angenommen hätten. Auch feſſelte das bunte Leben und Treiben auf dem Marktplatze mit ſeinen zahlloſen Zelten und Schaubuden, namentlich die reiche Auswahl köſtlicher perſiſcher Teppiche, von denen ich zwei Prachtexemplare älteſten Urſprungs, die mir der Zufall in die Arme führte, als Trophäen mit nach Hauſe brachte; Raritäten meines buen retiro, mahnen ſie mich oft an die Zeit im Kaukaſus, über deſſen Höhen wir in den letzten Märztagen mit dem landesüblichen Tarantas die Heimreiſe antraten. Die an ſich ermüdende Fahrt über die gruſiniſche Heerſtraße, die unſere Knochen gehörig in Mitleidenſchaft zog, häuft Wunder auf Wunder und gehört mit zum Schönſten, was mir an Natureindrücken geblieben iſt. Die erſte Hälfte der Strecke bietet landſchaftlich nicht viel; ſanft ſteigt die mit zweckmäßig verteilten, gut eingerichteten Poſtſtationen verſehene Straße und entrückt uns allmählich dem Frühling und der üppigen Flora, welche ſich unten in Tiflis über Thal und Flur breitet. In Mleti, wo übernachtet wird, iſt es ſchon empfindlich kalt, und trotz dürftigen Nachtquartiers ſegnen wir die knarrenden, von nicht allzugroßer Sauberkeit zeugenden Couchetten und hüllen unſere müden, vom ungewohnten Schütteln ſteif gewordenen Glieder in die warmen Decken ein. In aller Herrgottsfrühe — um 4 Uhr — wird zum Aufbruch gerüſtet. In den höheren Regionen, welche wir jetzt paſſieren müſſen, iſt der Schnee noch hart gefroren und die Verſchüttungsgefahr demnach erheblich vermindert. Munter galoppieren unſere ſechs unanſehnlichen, aber jeder Beſchwerde trotzenden Poſtpferde die wohlgepflegte Chauſſee hinan, welche ſich ſpiralförmig bei zunehmender Steigung den ſteilen Bergrücken hinaufſchlängelt. Höher

und höher werden wir getragen, an schroffen Felswänden und dichtbeschneiten Waldungen vorbei, aus pechfinstrer Nacht in den dämmernden Morgen hinein, der seine Grüße schon über einzelne Bergspitzen sendet. Tief zu unseren Füßen lagert der wildromantische Bergkessel mit seinen grausigen Klüften und Abhängen; immer neue, gewaltige Felsformationen türmen sich vor uns auf und rücken uns in das Sagenreich der unglücklichen Königstochter Tamara. Noch vor Gudaur, unserer vorletzten Station, erleben wir ein erhebendes Naturschauspiel: hoch oben in der Gletscherwelt melden sich die Vorboten der aufgehenden Sonne, über den Schneekuppen beginnt es zu glühen, erst leise, in blaßroter und violetter Färbung, dann stärker, bis in die feurigsten Tinten des Rot; immer weitere Kreise zieht die Glut, als hätten sich am fernen Horizonte riesige Wachtfeuer entzündet, bis plötzlich die Königin des Lichts im Purpurgewande aus dem Osten emporsteigt, das herrliche Gebirgspanorama und die weiten Schneefelder mit ihrem Glanze übergießend. Auch wir fahren jetzt, wie in ein Flammenmeer gehüllt, über blutrot gefärbten Schneeboden . . . die ganze Gegend scheint von bengalischem Lichte überflutet, ein feenhafter Anblick! Die nächsten Stunden nach Krestowskaja Gora, dem höchstgelegenen Punkte, bis zu den Vorläufern des Darjalpasses werden im Schlitten zurückgelegt. An den bedrohtesten Stellen, wo unser Gefährt an riesenhohen, kerzengerade aufsteigenden Schneemauern vorbeigleitet, schaufeln Hunderte von Tagelöhnern, meist Tartaren, für die Fahrbarkeit der Straße um den kläglichen Sold von 20—30 Kopeken täglich. Dafür sehen diese ärmsten Teufel auf Gottes weitem Erdboden jede Sekunde dem Tode ins Auge.

Unsere Trinkgelder waren bei jedem Pferdewechsel so

reichlich geflossen, daß wir schon nachmittags Wladikawkas erreichten. Die Rückreise in die Heimat brachte eine Wiederholung der langwierigen Bahnfahrt bis Dresden, wo ich, um eine Fülle schöner Eindrücke reicher, fünf Tage später wohlbehalten bei den Meinigen eintraf. Hier winkte mir eine freudige Überraschung: der Kaiser von Österreich hatte mir auf Vorschlag des Ministerpräsidenten Weckerle für mein künstlerisches Wirken in Ungarn das Ritterkreuz des Franz Josefordens verliehen, mit welcher Anerkennung mir, dem eben 30jährigen, damals eine intensive Freude bereitet wurde.

* * *

Die Hoffnung, daß mit dem Wachsen meines Rufes endlich die leitenden Konzertinstitute Englands aus ihrer Lethargie erwachen würden, ging leider nicht in Erfüllung, und so beschloß ich im Herbst 1894, den glatten Boden auf eigenes Risiko zu betreten und durch einen kühnen Handstreich die öffentliche Aufmerksamkeit geradezu herauszufordern. Zu diesem Zweck ließ ich in großem Stil gleich acht Recitals en bloc mit verschiedenen Programmen ankündigen, eine mühselige Aufgabe, deren ich mich in der Zeit vom 13. November bis 17. Dezember mit Anspannung aller meiner Nerven entledigte. Überraschend wie der Erfolg war die Wirkung desselben. Schon nach dem dritten Konzert brauchte kein Füllapparat mehr bewegt zu werden; die gesamte Presse erging sich mit seltener Einmütigkeit in spaltenlangen, enthusiastischen Berichten, und bald war ich auch für die ersten Konzertvereine zum zählenden Faktor aufgerückt, mit welchem man zu rechnen hatte. Der Kristallpalast, dessen

Honorare selten über 20 Guineen hinausgingen, konnte mich nicht mehr schneiden; man sah sich trotz anfänglichen Sträubens zum Abschluß eines Engagements mit 50 Guineen für ein Auftreten genötigt, ebenso die Philharmonic Society und die Direktion der Monday- und Saturday Popularkonzerte, welch letztere sich meine Mitwirkung gleich elfmal mit 550 Guineen sicherte. Tempora mutantur!

Mein damaliger Kalender verzeichnet von November bis Ende März nicht weniger als 48 Konzerte, darunter allein 23 in London. Interviewer, Autographenjäger und Photographen schreckten mich auf, und die Vorgänge in St. James Hall und das Kesseltreiben vor deren Ausgängen erinnerten an die wildbewegtesten Scenen, wie ich sie in Rußland erlebt hatte. — Ich wohnte natürlich wieder bei meinem guten, ewig jugendlichen Freunde Brabazon. Wie frohlockte er mit mir über diese Erfolge, mehr wie über die eigenen, welche er selbst — es klingt fast wie ein Märchen — an der Schwelle des Greisenalters wider alles Erwarten einzuheimsen in Begriff stand. Keinem Geringeren, als dem berühmten Porträtisten John Sargent, gebührt das Verdienst, Brabazon bestimmt zu haben, aus der Reserve herauszutreten und in der Goupilgalerie eine Sonderausstellung seiner Herz und Auge erfrischenden Aquarelle zu veranstalten. Ja noch mehr, — der sonst verschlossene, äußerst zurückhaltende Sargent erbot sich, hingerissen von diesen Schöpfungen, aus freien Stücken, die mise en scène teilweise auf seine Schultern zu nehmen und den Katalog mit einer Vorrede zu schmücken, worin er mit kurzen, kernigen Worten auf die Bedeutung dieses Meisters hinwies, welcher, wie kein Zweiter, es verdiente, aus dem Staube der Vergessenheit auf den Schild öffentlicher Anerkennung erhoben

zu werden. Und diese erntete derjenige, dessen Licht 40 Jahre unter dem Scheffel gestanden, gleich scheffelweise. Über Nacht wurde Brabazon zur Mode, eine Celebrität, um deren Kunsterzeugnisse man sich förmlich den Rang ablief und die man gesehen haben mußte, wollte man sich nicht ein Armutszeugnis ausstellen. Ein Glück, daß viele der besten Proben vorher in meinen Besitz wanderten, denn die achtzig Bilder seiner ersten Ausstellung, welcher in kurzen Pausen eine zweite und dritte folgten, gingen binnen wenig Stunden fort wie warme Semmeln und zwar zu erstaunlichen Preisen. Den ganzen Erlös überwies mein Freund wohlthätigen Stiftungen, einem feierlichen Gelübde getreu, etwaigen Nutzen, den er je aus seiner Kunst zu ziehen berufen sein würde, für die Schwachen und Bedürftigen zu verwenden. Jetzt handelte er danach! Schmerzlich berührte ihn nur der Abschied von seinen Lieblingen, die — soweit sie nicht mir oder andern ihm Nahestehenden zugesprochen waren — nun in alle vier Winde hinausflatterten. Das Merkwürdigste an der Sache aber war, daß wir beide zu gleichem Zeitpunkte vor der Öffentlichkeit unsere Auferstehung feierten. Fast regelmäßig konnten wir bei der Morgenlektüre die Entdeckung machen, daß unsere Namen einträchtig nebeneinander in parallellaufenden Kolonnen prangten. Tagesblätter und Wochenzeitschriften enthielten spaltenlange Aufsätze mit manchmal beängstigenden Überschriften: „Brabazons enormer Erfolg in der Goupilgalerie", und in geringem Abstand davon, als ob den Setzer eine unsichtbare Hand geleitet hätte, „Sauers großer Triumph in St. James Hall", oder „Gewaltiger Eindruck der Brabazonschen Aquarelle", und dicht daneben „Emil Sauer erobert London im Sturm". Jeder Morgen brachte in dieser Beziehung neue belustigende Mo-

mente, und daß wir uns an diesen Lobgesängen besonders vergnügten, wird uns niemand verargen.

Von interessanten Persönlichkeiten, mit denen mich England in nähere Fühlung brachte, seien erwähnt: Alma Tadema, O'Neill Whistler, John Sargent und Arthur Sullivan. Als jovialer Herr von ungekünsteltem Wesen und bestrickenden Umgangsformen begegnete mir der Erstgenannte. Sein im Norden Londons gelegenes Heim, in der inneren Anlage ebenso originell wie behaglich, ist Sammelplatz aller mit dem Begriff „Kunst" verwobenen Elemente und birgt ein wahres Museum von Kunstschätzen, u. a. ein Arbeitszimmer mit Holztäfelung, deren einzelne Felder Tademas große Zeitgenossen Leigthon, Millais, Burne Jones, Corot, Daubigny, Mesdag u. a. m. mit entzückenden Skizzen geschmückt haben; ferner einen nach des Meisters eigenen Entwürfen gebauten Broadwoodschen Konzertflügel, auf dessen Resonanzboden sich die erlauchtesten Pianisten, die Liszt, Rubinstein, Bülow 2c. durch Namensunterschrift verewigt haben. Auch ich durfte wiederholt auf eben diesem Flügel musizieren; der generöse Hausherr aber häufte auf diese Ehre noch eine zweite, indem er mir eine prachtvolle Radierung, einen der ersten Abzüge seines bekannten Gemäldes „Die unbewußten Nebenbuhlerinnen" mit eigenhändiger Widmung stiftete.

Zwei Typen, ebenso grundverschieden in ihrem Schaffen, wie in ihren Charakteren, sind Whistler und Sargent. Der eine ganz Nerv, der andere von Phlegma durchsättigt. In Whistler, dem Harmonisten ohnegleichen, dessen Werke Besonnenheit, Subtilität und Feinfühligkeit selber sind, beginnt es zu brodeln, wie in einem Dampfkessel, sobald er die Palette beiseite legt. Original vom Scheitel bis zur

Zehe, erregbaren Gemüts, ein aufbrausender Kopf à la Bülow, in allen Fragen überaus versiert, ebenso geistreich und witzig, wie schalkhaft und spöttisch: so steht das kleine Männchen mit dem unzertrennlichen Monocle vor meiner Erinnerung. Sein Hauptsport sind Prozesse, — sie sind ihm zur Lebensgewohnheit geworden. Als ich ihn zuletzt mit dem Maler James im Atelier aufsuchte, gab er uns ein einstündiges Resumé über seinen damals so viel Staub aufwirbelnden Rechtsstreit mit Sir W. Eden zum besten. Wir mußten alle Stadien gewissenhaft verfolgen; erst nachdem er seinen Ärger genügend geschürt und seine ganze Galle ausgeschüttet hatte, durften wir in die Bilderschatzkammer Einblick nehmen. Eine erfrischende Brise nach der Gewitterschwüle. Vor Whistlers Farbensinfonien, die kein Mißton trübt, verstummen alle Prozesse. Sie zwingen zur Bewunderung und Andacht; es sind Schöpfungen, welche Jahrhunderte überdauern werden. Ich selbst bin so glücklich, ein wundervolles Specimen Whistlerscher Kunst, eine Perle meiner Kollektion, mein eigen nennen zu dürfen.

Aus ganz anderem Holze ist Sargent geschnitten. All sein Temperament, alle Leidenschaftlichkeit, Phantasie und Gefühlswärme scheint er auf seiner Leinwand zu verpulvern; im Verkehr spürt man von alledem blutwenig. Hier tritt er uns als Eklektiker entgegen, voller Ruhe, Selbstkontrolle und Bedächtigkeit, geschniegelt und gestriegelt, „a most charming fellow," wie die Engländer zu sagen pflegen. Wer ihn sich im Leben genau betrachtet, seiner ruhig dahinfließenden, gleichförmigen Rede lauscht, der ahnt nie und nimmer, wie fieberhaft bewegt, wie emotioniert dieser Mann werden kann, wenn er den Pinsel in der Hand hat. Vor seiner Staffelei geht alle kühle Reflexion in die Brüche, da

wogt und zuckt es in seinem Herzen, alle Pulse schlagen, das Innerste dieses fabelhaften Technikers und Koloristen wird aufgewühlt. Dann ist der Teufel in ihm los. Im Salon aber, wo ich ihm häufig begegnete, sei es bei Brabazon, bei unseren gemeinsamen Freunden Shakespeare oder als Gast in seinem Klub, ist er bloß ein Engel! —

Mit dem jüngst verstorbenen Sullivan brachte mich das Musikfest in Leeds 1895 in Berührung. Ich spielte unter seiner Direktion Chopins E-moll-Konzert und tags darauf Webers Konzertstück. Ihm stand auch nicht das heilige Feuer, die Flamme der Begeisterung auf der Stirne geschrieben! Voll vornehmer Gelassenheit, eng alliiert mit allen Großen des Reichs, Freund des Prinzen von Wales, glaubte man eher einen Edelmann von Rang, als den Schöpfer der prickelnden „Mikadomusik" vor sich zu haben. Mir wollte scheinen, daß ihn sogar am Dirigentenpult die hofmännischen Manieren nicht verließen. Über eine gewisse Förmlichkeit im Verkehr mit ihm bin ich denn auch nie hinausgekommen; für meinesgleichen, den bürgerlichen Musiker, war er gar zu poliert und vornehm. Wie dem auch sein mag, — Sullivan bleibt meines Erachtens der größte Tondichter seines Landes, oder besser gesagt, der einzige ideenreiche Komponist, den England je hervorgebracht hat. —

Wenn ich die musikalischen Verhältnisse des Jahres 1883 mit denjenigen von 1894 in Parallele stelle, so läßt sich der erfreulichste Umschwung konstatieren. An Stelle von Borniertheit, Engherzigkeit und Exklusivität ist der Liberalismus getreten und damit auch ein rühmenswertes Verständnis für die neue Richtung unserer Kunst. Wohl wird in keinem Lande dem Alten, Längstbewährten so viel rührende Pietät

bewahrt; aber man klammert sich nicht mehr in Verblendung bloß an Traditionen, sondern läßt auch die moderne schaffende und ausübende Kunst, den jüngeren Nachwuchs zu vollem Rechte kommen, wenn er wirklich etwas Ehrliches zu sagen hat. Man vergleiche bloß die Programme der Monday und Saturday „Pops" von Anno 1880 mit denen der 90er Jahre. Damals endete die Begriffsfähigkeit mit Brahms, als dem letzten Klassiker; schon die Aufnahme Chopinscher Werke erregte Befremden. Wer hätte es damals wagen dürfen, dieser ultrakonservativen Kunstgemeinde, dem einseitig abgerichteten Stammpublikum mit Tschaikowski, Rubinstein, Saint-Saëns oder gar Liszt aufzuwarten! Sie alle waren verfemt und geächtet, geächtet wie die bösen Zauberer, die Rassevirtuosen und Himmelsstürmer, welche sogar Schlafmützen in ihren Bannkreis locken. Nur keine Emotion, keine Sinnlichkeit in der Kunst, immer hübsch stilgemäß: objektive Auslegung, d. h. getreue Wiedergabe der vom Katheder eingesogenen Schulweisheit oder, wie die Kritik es zu nennen beliebt: „Liebevolles Versenken in das Kunstwerk." Subjektives Empfinden, mehr Licht und Schatten aufsetzen, als in den Noten verzeichnet steht, ist „Vergewaltigung", führt zum „Ruin der Kunst!" Heute ist das anders geworden: das verständige Publikum läßt sich nicht nur von der Presse, sondern auch vom eigenen Instinkt leiten, das bloße „liebevolle Versenken" findet keine Gegenliebe . . . die Massen lockt längst keine objektive Predigt mehr. In der Musik, wie in der Malerei dominiert Farbe und nochmals Farbe, dann erst die Form. „Farbe" heißt die Losung unseres Jahrhunderts. Auch England ist zur Einsicht gekommen, daß auf den Feldern des Formalismus und trockenen Kontrapunkts kein Weizen blüht, ebenso, daß die

Interpretation aus Edlerem und Höherem besteht, als aus stilvoll, gelehrt und — farblos sein. —

Hat England somit, summarisch genommen, auf allen Gebieten riesige Fortschritte gemacht, so ließ doch eins vor sieben Jahren noch gewaltig zu wünschen übrig: die gleichmäßige Erwärmung der Bahncoupés. Wie trügerisch das oceanische Klima sein kann, bewies die abnorme Kälte im Februar und März 1895, da die stereotypen Fußwärmer natürlich ganz versagten. Mit den wenigen dampfgeheizten Luxuszügen, welche durch das vereinigte Königreich jagten, ließ sich fast gar nicht rechnen, und so sah ich mich bereits nach der ersten Fahrt bis Manchester, wo ich total durchfroren ankam, zu der Erklärung genötigt, die ganze auf 30 Konzerte berechnete Provinztournee unverzüglich abbrechen zu müssen, sofern nicht Abhilfe geschafft werden könnte. Mein trefflicher Mr. Carr, den mir mein langbewährter Freund Hermann Klinker (Generalvertreter der Firma Ibach in England) als Reisemarschall zugeteilt hatte und welcher wußte, daß mit mir, wenn mich fror, nicht gut Kirschen essen war, fand schnell einen Ausweg aus der Klemme. Er kaufte einen Petroleumofen und erwirkte binnen wenig Tagen bei den verschiedenen Bahnlinien die Erlaubnis zur Aufstellung des kleinen Ungetüms in meinem Wagenabteil. Dem Beispiel der Great Western und North Western folgten die Great Northern und Great Eastern; nur die Midland Railway zeigte sich zäher und machte ihre Einwilligung von dem beständigen Geleit eines ihrer Angestellten abhängig, wogegen wir selbstverständlich nichts einzuwenden hatten. Zehn Minuten vor Abfahrt wurde in einem reservierten Coupé der Heizapparat aufgestellt, und so kutschierte ich zwei volle Monate lang, mollig durchwärmt, kreuz und

quer durch Großbritannien. Lästig waren bloß der Ölgeruch und der Schwarm Neugieriger, welcher mich und den Ofen wie ein Wunder umkreiste, sobald ich den Waggon verließ. Daß gerade im Lande des Komforts diese einfache Form der Selbsthilfe so auffiel, kam mir ordentlich komisch vor; ich machte mir aber nicht viel daraus, sondern ließ mich ruhig weiter durchwärmen.

Seitdem sind die Dampfer häufig mit mir über den Kanal geglitten oder getanzt, und immer wieder hat mich das Londoner Publikum mit offenen Armen empfangen. Daher komme ich mir ordentlich undankbar vor, wenn ich sage, daß ich mich in London nie recht heimisch gefühlt habe. Dazu ist mir das Klima zu naßkalt, der Himmel zu düster. Dieser schändliche, undurchdringliche Nebel wirkt ernüchternd; er drückt nicht nur auf meine Atmungsorgane, sondern auch auf meine Stimmungen, denen ich mehr wie jeder andere unterworfen bin. Inspiration und körperliches Wohlbefinden sind aber meist untrennbare Begriffe, und für letzteres ist meine sicherste Arznei: Sonnenwärme. Ich kenne nichts Mißlicheres, als in St. James Hall, noch dazu zwischen 3 und 5 Uhr, im grellen Zwielicht des fahlen Tages und der elektrischen Glühlampen in die richtige Disposition hineinzukommen; nie geht es ohne Kampf ab, bis ich meinen Pegasus richtig gebändigt habe. Und dann dieses unablässige Hasten und Treiben, Wogen und Drängen in der Millionenstadt! Nirgends wird die Phantasie angeregt, nichts bleibt der Einbildung vorbehalten, überall nackte Wirklichkeit. Ich weiß, daß der größte Teil meiner Landsleute durchaus anderer Meinung ist und für das Centrum des Weltmarktes mit seinen mannigfachen Vorzügen im Grunde genommen schwärmt. Es giebt ja auch

Leute, welche der Sonne gefliſſentlich aus dem Wege gehen, denen Sturm und Regen eine Wohlthat ſind. Über den Geſchmack läßt ſich eben nicht ſtreiten.

* *
*

Die nächſten Jahre, während deren ich mich wieder viel im Auslande, in England, Belgien, Holland, der Schweiz und Rußland bewegte, kann ich zum Teil ſtillſchweigend übergehen, ich müßte ohnedies Geſagtes wiederholen. Nur einer ſechswöchentlichen Reiſe nach Spanien, welche ich im Oktober 1895 nach langem Aufſchieben endlich mit Freund Brabazon antreten konnte, möge hier kurz gedacht werden. Der luxuriöſe Südexpreß ſollte uns von Paris direkt nach Madrid bringen. Eine exotiſche Geſellſchaft hatte ſich in unſerm überfüllten Schlafwagen zuſammengefunden, voran der chineſiſche Geſandte mit ſeinem ganzen Stabe. Sarah Bernhardt, die in der ſpaniſchen Hauptſtadt gaſtieren wollte, und wir waren die einzigen Europäer. Die Chineſen mit ihren wunderlichen Kapriolen und Bücklingen machten die Fahrt anfangs zu einer höchſt poſſierlichen. Sehr virtuos im Gliederverrenken, zappelten ſie unaufhörlich mit den Beinen, knixten tief bis zur Erde, buchſtäblich vor Ehrfurcht erſterbend bei jedem Wort, deſſen ſie von oben herab gewürdigt wurden. Während des bald nach der Abfahrt aus Paris ſervierten Diners kamen wir aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der Geſandte, mit einem Teile ſeines Perſonals uns gegenüberſitzend, wähnte ſich entweder in China oder in Geſellſchaft von Proletariern, denn er begann während und

zwischen den einzelnen Gängen seinen Gefühlen in unzweideutigster Form Luft zu machen. Lang ausgehaltene sonore Aufstoßer wechselten ab mit beharrlichem, rücksichtslosem Ausspeien. Bei jedem Geräusch aber, das Se. Excellenz von sich zu geben geruhte, sprang das Terzett von Chinamännern blitzartig empor und öffnete, unterthänige Worte murmelnd, das Fenster, aus welchem der Spuckteufel das angesammelte Material in weitem Bogen hinausbeförderte. Ich sehe noch immer das verdutzte Gesicht der Bernhardt vor mir, welche, die Hälfte des Diners im Stiche lassend, schleunigst in ihre Koje zurückflüchtete. Daß unser Appetit nicht gehoben wurde und es uns schwer ankam, Haltung zu bewahren, liegt auf der Hand. Ich segnete den Himmel, der mir Brabazon und nicht einen der Chinesen zum Schlafgenossen bestimmt hatte — schon beim bloßen Gedanken daran empfand ich ein Gruseln!

Weniger vergnüglich gestaltete sich unsere Weiterfahrt durch spanisches Gebiet. Kurz hinter Irun lief die Achse unseres Wagens heiß; der Waggon war auf dem besten Wege Feuer zu fangen. Nach längerem Beratschlagen seitens der völlig kopflos gewordenen Angestellten schleppte man uns bis zur nächsten Haltestelle, wo es natürlich an Hilfe völlig gebrach. Einige Kübel Wasser über das Räderwerk und Weitertransport bis zur folgenden Station. Auch hier nicht einmal ein Güterwagen, der uns hätte umladen können! Wieder wurde notdürftig gelöscht und weitergefahren, bis endlich, nachdem wir eine Stunde lang in Todesängsten geschwebt, ein verschmutzter Karren erster Klasse unserer Qual ein Ende bereitete. Es war höchste Zeit, denn aus dem unteren Wagenteil schlugen bereits Flammen empor. Elendig zusammengepfercht erreichten wir nachts 12 Uhr, mit vier

Stunden Verspätung, Madrid. Beim Aussteigen sah ich Frau Sarah auf den ihrer harrenden Impresario mit dem Ausruf losstürzen: „Oh, quel horrible voyage!“ Wir waren darin ganz ihrer Ansicht.

In Madrid, wo wir im Hotel de Paris prächtig untergebracht waren, gab's ein fröhliches Wiedersehen mit dem Grafen Morphy. Dreizehn Jahre waren vergangen, seit ich ihn nicht gesehen. Ich fand ihn körperlich sehr verändert: sein Embonpoint war beängstigend geworden, und er litt sehr unter asthmatischen Beschwerden. Die Pflege seiner reizenden Frau und nicht minder reizenden Tochter half ihm viel Schmerzen leichter tragen. Geistig aber schien er mir ebenso frisch wie ehedem, voller Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne. Ich verkehrte fast täglich in seinem Hause — es war wie ein Klang aus alter Zeit! Die Sonntage verbrachten wir auf seiner idyllisch gelegenen Villegiatur im Pardo, die ihm von König Alphons XII. geschenkt worden war. Prachtvolles Sommerwetter begünstigte diese Ausflüge trotz der vorgerückten Jahreszeit; kein Mißton trübte die ländliche Idylle; alle Teilnehmer leitete derselbe Geschmack, — man schwelgte unter ätherblauem Himmel in Blütenduft und Sonnenschein. Glückliche Stunden! Wir wanderten auf Rosen, ohne ihre Stacheln zu spüren, wie sonst im Getriebe des Lebens.

Unser Aufenthalt zog sich länger hinaus, als ursprünglich vorgesehen war. In der zweiten Woche wurde ich zur Königin beschieden. Die hohe Frau war durch den Grafen von meiner Anwesenheit unterrichtet worden, und ich durfte sowohl ihr, wie ihrer gerade zu Besuch dort weilenden Mutter, der Erzherzogin Elisabeth und der Infantin Isabel, im engsten Cercle ein langes Programm vortragen. Auch

Mr. Brabazon war dazu geladen. Ich spielte auf einem ausnehmend schönen Erard in dem gleichen Salon, wie im Jahre 1883, und während ich spielte, zogen wehmütige Erinnerungen an mir vorüber. Mir war, als müßten dort in der Ecke auf dem Divan König Alphons und unser Fritz sitzen, die nun beide in ein frühes Grab gesunken waren. Wie froh leuchtete damals das Auge der jugendlichen Königin, wie bezaubernd klang ihr silberhelles Lachen, als sie in übersprudelnder Lustigkeit voll mütterlichen Stolzes die kleine Prinzessin Mercedes unserm Kronprinzen in die ausgestreckten Arme legte! Solche Gedanken erfüllten mich, während ich die sehnsuchtsvollen Klänge des Liszt'schen „Liebestraum" den Saiten entlockte; und auch die königliche Frau, welche, dicht hinter mir sitzend, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, schien von ähnlichen Empfindungen ergriffen, denn als beim Verhallen des letzten Accordes mein Blick dem ihrigen begegnete, bemerkte ich, wie eine einsame Thräne langsam über ihre Wangen hinabrollte. — Der unbeugsame Wille der hohen Frau, das eherne Pflichtgefühl, welches sich in allen Handlungen ihrer verantwortungsreichen Aufgabe widerspiegelt — von anderen weiblichen Tugenden nicht zu reden — genügt allein, um unsere Ehrerbietung herauszufordern. Noch bevor die Regentin ihrem Sohne die Zügel der Regierung anvertraut, wird sie sich im Herzen des schwer lenkbaren Volkes ein Denkmal gesetzt haben, dauernder als Erz. In ihrem schlichten, enganschließenden Straßenkleide, den feingeschnittenen, vornehmen Kopf mit der hoheitsvollen Stirn und den durchgeistigten Augen mir zugewandt, die Gesichtszüge von mildem Lächeln verklärt, so steht Donna Christina vor meiner Seele. Jeder Zoll eine Königin!

Am folgenden Nachmittag gab es einen Ohrenschmaus

in den Gemächern der Infantin, als deren verbrieftes Recht es so zu sagen galt, mit allen bekannten, nach Madrid kommenden Virtuosen vierhändig zu spielen. Auch ich wurde in liebenswürdigster Form zu diesem Akt ins Palais citiert. Wir umsteuerten auch ganz gut die Klippen der achten Sinfonie von Beethoven; bei gefährlichen Stellen half uns Graf Morphy aus der Patsche, indem er mit Händen und Füßen den Takt trommelte. Ich für mein Teil hatte dieser Sinfonie schon größere Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber meine Partnerin schien darin anderer Ansicht zu sein, denn sie klatschte nach jedem Satz vor lauter Vergnügen in die Hände und meinte, sie sei völlig transformiert worden, mein Rhythmus habe sie so mit fortgerissen, daß sie nie besser und begeisterter gespielt hätte. Dieser Begriff war ja dehnbar. — In ihrem Musikzimmer gab es übrigens viel Interessantes zu schauen, u. a. eine sprechend ähnliche Photographie König Alphons XII., deren untere Hälfte etwa folgende rührende Inschrift zierte: „Dir, meiner teuren Schwester Isabel, in inniger Liebe, treu anhänglich." Um den Flügel herum war eine gewaltige Kollektion von Bildern zeitgenössischer Komponisten und Virtuosen gruppiert, eine Sammlung, wie sie jedem Kunstmäcen zur Ehre gereicht hätte. Beim Abschied erbat sich die Infantin auch mein Bild, welches persönlich zu überreichen sich andern Tags Gelegenheit bot, wo ich auf Wunsch der Regentin abermals zum Spiel ins Palais befohlen wurde. „Tout en famille, im Gehrock", lautete die Einladung. Auch diesmal spielte ich wohl eine Stunde. Die Herrschaften überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten, namentlich die Königin legte eine Liebenswürdigkeit und Begeisterung an den Tag, die weit über die Grenzen des Hofceremoniells hinausging. Nach einer Weile rief sie

laut: „Das müssen die Kinder hören!“ und ließ dieselben herbeiholen. Die Prinzessinnen Mercedes und Maria Theresia erschienen; den Schwestern folgte der zehnjährige König, der sich anscheinend unter den Erwachsenen sehr behaglich fühlte. Es war reizend anzusehen, dieses sicher und bewußt auftretende Herrchen mit den schelmischen, lebensfrohen Augen; wie zutraulich schien sein Wesen, wie verständig waren Frage und Antwort. „Sie müssen ja schrecklich fleißig gewesen sein, um es so weit gebracht zu haben,“ meinte er in gutem Deutsch, während er sich in seiner kleidsamen Uniform höher reckte. „Ja, Sire,“ entgegnete ich, „ich habe viel geübt, aber auch viel Freude davon gehabt.“ Schmunzelnd replizierte der kleine Herr: „Merkwürdig, ich übe auch viel, hatte aber bislang noch gar keine Freude davon.“ — Im übrigen war die ganze Unterhaltung so frei von Konvention, der Verkehr so ungezwungen, daß man fast vergaß, unter Mitgliedern des königlichen Hauses zu sein. Unverwischliche Eindrücke nahm ich mit mir fort. Beim Abschied drückte die Königin den speziellen Wunsch aus, mich im nächsten Jahre in den Madrider Sinfoniekonzerten wieder zu hören; auch überreichte sie mir persönlich einen hohen spanischen Orden.

Herzliche, gastfreundliche Aufnahme fand ich im Hause unseres Botschafters, an dessen Adresse mich der jetzige Reichskanzler zu weisen die Güte hatte. Herr von Radowitz gilt allgemein als einer der gescheitesten und liebenswürdigsten Diplomaten, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreut und dessen Kordialität ihm die weitgehendsten Sympathien gesichert hat. Schwer wurde mir die Trennung von der Familie Morphy; meine Befürchtung, nie wieder in die guten, treuen Augen des Grafen zu blicken, hat sich leider bestätigt. Morphy, der

mir beinahe väterlich zugethan war, erlag seinem Leiden zwei Jahre später in Baden bei Zürich.

Von der Hauptstadt wandten wir uns direkt südwärts. Diesmal sollte die landläufige Heerstraße umgangen und an Stelle Andalusiens den Städten Murcia, Alicante und Carthagena ein Besuch abgestattet werden. Waren in den letzten Tagen die Vorboten des Winters sogar bis Madrid gedrungen, so meldete sich dort unten der uns entschlüpfte Sommer wieder in seiner vollen Glorie. Während unseres Aufenthaltes, der sich bis in den Dezember hineinstreckte, fiel in der That kein Regentropfen; dabei hatten wir eine wohlthuende, durchaus erträgliche Wärme, deren Temperatur höchstens um einige Striche schwankte. Aus der Heimat wurden Schneestürme bei 18° Kälte signalisiert; — wir lustwandelten bei ebensoviel Wärmegraden unter Palmen, über uns den unbewölkten, lasurblauen Himmelsbogen, und sammelten gierig Vorräte von Sonnenschein für den im Norden auf uns lauernden gestrengen Winter. Der Hauptreiz Murcias liegt im Klima; mit großen Sehenswürdigkeiten kann die Stadt nicht aufwarten. Eine Ausnahme macht die schöne Kathedrale, von deren Glockenturm aus man einen herrlichen Rundblick auf die Stadt und die umliegende üppige Huerta genießt. Die Sonnenuntergänge, welche wir von hier aus oder von den Ufern des Segurafluffes beobachten konnten, ließen uns aus dem Entzücken nicht herauskommen. Brabazon tauchte seine Pinsel natürlich wieder tief in satte Farben; einzelne Aquarelle, die unter dem Eindrucke berückender Naturschauspiele entstanden, sind wahre Kabinettstücke. Nicht minder glücklich war er in Alicante, wo namentlich das über der Meeresbucht gelegene, goldigschimmernde Kastell Santa Barbara, das

wirkungsvoll aus der weißen, lichtüberfluteten Kalkhügelkette hervortritt, prächtige Motive lieferte. Ganz ohne Opfer ließen sich diese wonnigen Tage freilich nicht erkaufen; in den Gasthöfen litten wir nämlich schlechtweg Hunger. Der Pensionspreis — fünf Pesetas pro Tag, alles inbegriffen — war allerdings erstaunlich billig, die Verpflegung dafür aber nachgerade unerträglich. Wir lebten buchstäblich von Eiern, an denen der Koch nicht viel verderben konnte, und Früchten, von Orangen, Granatäpfeln und Weintrauben, die aber auch nicht einmal verlockend waren, weil das beste Wachstum exportiert wird. Leckerbissen, namentlich Ragouts, in die mit Vorliebe Ziegen, Kaninchen, vielleicht auch Kater eingeschmuggelt wurden, wagten wir zu verschmähen und überließen dieselben gern unseren Tafelgenossen, meistens Handlungsreisenden, welche die garstigsten Gerichte mit Heißhunger verschlangen. Beneidenswerter Appetit!

Nach vierwöchentlichem Verweilen in diesem gelobten Lande zogen wir langsam über Valencia, Barcelona, Lyon, Paris heimwärts. Um die Weihnachtszeit lag die ganze Reise, nach welcher ich mich förmlich verjüngt fühlte, wie ein schöner Traum hinter mir. Ich durfte weiter Klavier spielen; es verging aber ein Weilchen, ehe ich mich wieder an Konzertluft gewöhnt hatte!

Eine zweite eindrucksvolle Reise möchte ich hier noch erwähnen, welche mich im Februar 1898 mit meiner Frau nach Rom führte. Veranlassung dazu gab eine Einladung Sgambatis, sein Klavierkonzert dort unter ihm zu spielen im Anschluß an eine Klaviermatinee in der Academia Santa Cäcilia. Ein brennendes Verlangen nach der Tiberstadt, welche ich seit 1884 nicht mehr betreten hatte, verscheuchte die letzten Bedenken, anderweit bereits getroffene

Dispositionen zu ändern. Anfang März machten wir uns auf die Fahrt über den Brenner. Von München ab teilte unser Coupé die Gräfin Westphalen nebst Tochter, eine bewundernde Anhängerin der Porträtschöpfungen meines Freundes Walter Petersen in Düsseldorf, eine ebenso geistreiche wie interessante Dame, deren prickelnde Unterhaltung uns die Reise auf das angenehmste verkürzte. In Rom wurden wir am Bahnhof von Sgambati auf das freundschaftlichste bewillkommt und ins Hotel Tellenbach geleitet, das wohl nur noch von altem Ruhme zehrt, wenigstens fanden wir die Beköstigung so mangelhaft, daß es uns doppelt leid that, infolge des Fremdenandranges weder im Grand Hotel noch im Hotel Quirinal passende Unterkunft gefunden zu haben. Doch regnete es bald von allen Seiten so viel Einladungen, daß wir auf die schwierigen kulinarischen Rätsel, welche der gefürchtete Küchenchef uns aufgab, nur in gewissen Fällen angewiesen waren. Wer vergäße übrigens nicht Speise und Trank über den köstlichen Wundern, welche die ewige Stadt ihren Besuchern in verschwenderischer Fülle darbietet! Kann sich doch keine Stadt der Welt an Zahl und Mannigfaltigkeit der in ihren Mauern aufgestapelten Kunstschätze mit Rom messen! Und wenn auch die Spuren vergangener Pracht immer mehr verbleichen und moderne Stadtteile mit banalen Bauten wie Pilze aus der Erde schießen, so bleibt noch genug des Großartigen und Erhabenen bestehen, um unsere Sinne gefangen zu halten. — So vergingen die Wochen wie im Fluge; entzückt und berauscht ließen wir die massenhaften Eindrücke unmittelbar auf uns wirken. Von den vielen Persönlichkeiten, mit denen ich in näheren Verkehr trat, nenne ich zunächst den Präsidenten der Sta. Cäcilia, Grafen di San Martino, einen

feinsinnigen, in allen Kunstfragen wohlorientierten Kavalier, und den Direktor derselben, Professor Marchetti, gleichfalls eine äußerst sympathische Erscheinung, die mit unserer Kunst auf das engste verwachsen ist. Beiden verdankt das Institut rasches Emporblühen und ein von Jahr zu Jahr steigendes Ansehen im Bereiche öffentlicher Musikpflege. Die Cäcilienkonzerte, vornehmlich dem Kultus klassischer Musik huldigend, sind unstreitig die vornehmsten Italiens und stehen mit denjenigen der Mailänder Quartettgesellschaft in vorderster Reihe. Graf di San Martino gab u. a. Sarasate und mir zu Ehren — ersterer konzertierte eine Woche nach mir in Rom — eine glänzende Soiree in seinem eleganten Heim, welcher der Graf von Turin und die Spitzen des römischen Hochadels beiwohnten.

Ebenso freundlicher Aufnahme begegnete ich bei unserm Botschafter, dem unlängst verstorbenen Herrn von Saurma-Jeltsch, dessen jugendliche, graziöse Tochter in gewinnendster Weise die Honneurs machte. Daß auch die Musik im Palazzo Caffarelli nicht zu kurz kam, dafür sorgte schon der erste Botschaftsrat, Graf Pückler, ein leidenschaftlicher Musikenthusiast und so vortrefflicher Klavierspieler, daß er sich nicht bloß im aristokratischen Viertel, sondern überall getrost hören lassen könnte. Bei Baron von S. lernte ich auch den Gesandten beim päpstlichen Stuhl, Herrn von Bülow, kennen, ferner den bayrischen Gesandten, Freiherrn von Tucher, sowie Herrn von Below-Rutzau, jetzigen Generalkonsul in Sofia, und seine anmutige Gemahlin, deren Liebenswürdigkeit ich nicht genug rühmen kann. Durch ihren Einfluß glückte es auch, zu einem Konsistorium Zutritt zu erhalten, welches Leo XIII. in der Sixtinischen Kapelle abhielt. Es handelte sich dabei um Verleihung der Kardinals-

würde an vier Erzbischöfe. Die mit erschütterndem Pomp inscenierte Feierlichkeit, bei deren Entfaltung der Katholizismus seine höchsten Trümpfe ausspielen konnte, wirkte beinahe betäubend auf die Sinne und ließ mich nicht mehr im Zweifel, wo die bezwingende, autoritative Gewalt der römisch-katholischen Kirche über das Volk zu suchen sei.

Durch Belows hatte ich auch den Vorzug, mit einer hochgestellten Person im Vatikan, Monsignore P., bekannt zu werden, der uns in zuvorkommendster Weise durch die vatikanischen Gärten, Bibliothek und jene Gemächer des päpstlichen Palastes geleitete, zu deren Besichtigung es sonst eines für gewöhnliche Sterbliche nicht leicht zu erlangenden Permisses bedarf. Die lehrreichen Ausführungen unseres aufmerksamen Führers erhöhten natürlich ungemein den Reiz dieser Wanderungen und bildeten eine ebenso interessante als willkommene Beigabe. Mit Sgambati stand ich in fast täglichem Verkehr; ich schätze den Menschen in ihm ebenso wie den Künstler, was gewiß viel bedeuten will. Auch seine prächtige Frau, an deren schönheitsvollem Kopfe mit dem scharfgemeißelten Profil man sich nicht sattsehen kann, versüßte uns die Stunden in angenehmster Weise.

Gleiches Lob gebührt Herrn und Frau Dr. von Fleischel, an deren Adresse mich Eduard Hanslick warm empfohlen hatte. Nicht zu Unrecht, denn so nette Menschen und ein so trauliches, behagliches Nest findet man nicht alle Tage. Überdies ist das Fleischelsche Haus in der angenehmen Lage, seinen Gästen einen besonderen Genuß zu bieten. Die Wände zieren u. a. drei große Skizzen von Arnold Böcklin, ein Geschenk des Meisters an den aufopfernden Arzt, welcher ihm in schwerer Krankheit hilfreichen Beistand leistete. Ein leuchtendes Beispiel für Böcklins große Kunst, scheinen sie

mir, was Größe der Konzeption und Frische der Farbengebung anlangt, viele seiner fertigen Schöpfungen in den Schatten zu stellen. Es ist ein Besitz, um den ich die glücklichen Eigentümer wirklich beneide. Mit letzteren machten wir auch verschiedene genußreiche Ausflüge in die Campagna, bei welchen uns der Wettergott, der sonst durchweg schlechte Laune zeigte, ausnahmsweise gnädig gesinnt war. Er spendierte uns sogar zur Tagesneige einen Roms würdigen Sonnenuntergang, einen Himmel mit purpurnen Streiflichtern von unermeßlicher Schönheit.

Das Beste spare ich mir zum Schlusse auf: die Erinnerung an einen Freitag Abend, wo ich im Quirinal zwei Stunden privatim vor der Königin Margherita musizierte. Die Monarchin, deren schwärmerische Verehrung für die Musik bekannt ist und die als vornehmste Schutzpatronin der Santa Cäcilia kaum ein Konzert derselben versäumt, hörte mich hier zum erstenmal, und da man es in Italien immer noch mit seiner Würde vereinbar hält, einen Künstler, der sein Bestes darangesetzt hat, andere glücklich zu machen, selbst zu beglücken (was einem Regierenden durch wenige anerkennende Worte ja so unendlich leicht gemacht ist), so ließ sie mich zum Schlusse in ihre Loge rufen, um mir in fließendem Deutsch sehr viel Schönes und Schmeichelhaftes über das Gehörte zu sagen. Noch in selbiger Woche spielte ich in kleinstem Kreise abends 10 Uhr bei Hofe, vornehmlich Beethoven, Schubert und Chopin, deren Werke die Königin bevorzugt. Sie kam direkt von einem offiziellen Diner aus den Gemächern des Königs, geschmückt mit dem berühmten Perlencollier und besät mit Brillanten und Smaragden. Aber aller Perlenglanz, das Flimmern der kostbaren Edelsteine verblaßte vor der wahrhaftigen Majestät und hin-

reißenden Liebenswürdigkeit dieser mit Recht von ihrem Volke vergötterten Königin.

Von Rom fuhren wir in der netten Gesellschaft des Geigers César Tompson, der gerade Italien mit seiner blendenden Virtuosität entzückte, bis Genua; von dort nach mehrtägiger Rast an die Riviera, wo wir uns mehrere Wochen mit Brabazon im Hotel Montboron in Nizza ansiedelten. Auf sanft ansteigender Bergeshöhe, dicht an einem Pinienwalde zwischen Nizza und Villafranche gelegen, gewährt es herrlichen Fernblick auf das Meer und die ligurische Küste. Auch ließ es keinen Wunsch selbst verwöhnter Reisender unerfüllt. Sicher ist, daß Freund Brabazon immer das Richtige auszutüfteln weiß — auf seine feine Witterung für gute Gasthöfe könnte er wirklich ein Patent nehmen.

Über die ferneren Ereignisse dieses Jahres kann ich hinweggleiten, umsomehr, als es sich um eine Reihe ganz plötzlich auf mein Haupt niederschnellender äußerer Ehren handelte, deren Aufzählung nicht Zweck dieses Buches sein kann. In diese Zeit fällt auch meine Ernennung zum Königl. Sächsischen Kammervirtuosen. Noch mehr als die Auszeichnung erfreute mich die Abfassung, in welcher dieselbe erfolgte. In der von unserm greisen König unterzeichneten Urkunde heißt es wörtlich: „In Anerkennung seiner ausgezeichneten künstlerischen Leistungen und als Beweis Unseres besonderen Wohlwollens, aus Höchsteigener Bewegung —".

Seit Anfang der 90er Jahre verfolgte mich ein Schreckgespenst: Amerika! Immer wieder ließ es seinen Lockruf vernehmen, zuerst schwach, dann dringlicher. Ich wollte ihn nicht hören, diesen Ruf, wollte mich nicht gleich für ein Schock Konzerte an den Meistbietenden verschachern; der Gedanke, meine Kunst gleichsam in ein Aktienunternehmen verwandelt zu sehen, widerte mich an; nötig hatte ich es auch nicht gerade, (wenn ich auch meine Kleider nicht mit Banknoten auswattieren konnte); auf den atlantischen Ocean trieb mich ebenfalls kein Verlangen, und so war ich bis dahin geschickt durch Ausflüchte oder unerfüllbare Ansprüche den Lassos entgangen, welche die Barnumleute, durch meine Renitenz nur noch erpichter gemacht, nach mir auswarfen. Im Mai 1898 geschah dennoch das Unvermeidliche: die Verhandlungen, welche diesmal kein Impresario, sondern die Firma William Knabe & Co. mit mir führte, traten in ein ernstes Stadium, und nachdem meine Forderungen in allen Punkten genehmigt wurden, einigte ich mich kontraktlich mit genannter Klavierfirma, vom 10. Januar 1899 angefangen bis Ende Mai 50 Konzerte in den Vereinigten

Staaten zu geben, deren Zahl bei Bedarf auf 60 erhöht werden sollte. Blieb nur noch die Frage über die Wahl meines Begleiters; doch ward auch hier schnell Rat geschafft durch den opferwilligen Entschluß meiner Frau, in eine sechsmonatliche Trennung von den Kindern zu willigen und mir in die neue Welt zu folgen. Den ganzen Sommer über zogen wir mit Kind und Kegel in das idyllische Nordseebad Blankenberghe, wo wir uns in einer behaglichen Mietsvilla häuslich einrichteten, ich unbehindert Finger und Gedächtnis für Amerika stählend. Es waren herrliche Tage, nur leise getrübt durch den Gedanken an die nahe Trennung. Was mich betrifft, so hatte ich von Herbstbeginn bis in die Weihnachtszeit hinein an beiden Händen zu viel Konzerte kleben, als daß ich noch über andere Dinge hätte nachgrübeln können; für meine Frau dagegen, die jede Zerstreuung ängstlich mied und, sich noch enger an ihre Kleinen schließend, ungestört finstern Gedanken nachhängen konnte, kamen bange, qualvolle Stunden, in denen das Mutterherz manch schweren Kampf zu bestehen hatte. Alle meine Bitten und Vorstellungen, sich keine Entsagungen aufzuerlegen, denen sie nicht gewachsen sei, fruchteten nichts; sie beharrte fest bei ihrem Vorsatz, treu an meiner Seite zu bleiben. Am ersten Weihnachtstage ward's bitterer Ernst: die Galgenfrist endete — wir mußten aufbrechen, wollten wir rechtzeitig in Liverpool die „Majestic" erreichen, einen der Schiffsriesen von der White Star Linie, auf welchem ich schon seit Monaten unsere Plätze belegt hatte. Über dem heiligen Abend lagerten düstere Schatten; wir in gedrücktester Stimmung — nur die kleine Schar drängte sich wie sonst jubelnd um Tannenbaum und Christtafel. Dann schlug die Stunde des Abschieds; sie läßt sich nie

aus den Blättern meiner unerquicklichsten Erlebnisse austilgen. Just als der Mutter Herz sich am schmerzlichsten zusammenkrampfte und sie, in Thränen aufgelöst, wieder und wieder an der Thürschwelle Umkehr hielt, um die Kinder noch einmal an sich zu pressen, hüpfte und tänzelte unser Dollychen, der Mutter Augapfel, vergnügt in der Stube umher und schmetterte, glückselig in die Händchen klatschend, triumphierend wie die Lerche, immer von neuem die Worte hervor: „Hurra, jetzt gehn sie fort, jetzt gehn sie fort!" Unter dem deprimierenden Eindruck dieses kleinen dramatischen Vorgangs, während der Dezembersturm mit elementarer Gewalt unser Haus umbrauste, zogen wir in die Ferne hinaus, hinter uns lassend, was uns das Liebste und Teuerste war. —

Nach einer schaurigen Fahrt über den Kanal, mit je eintägiger Rast in Köln und London, schifften wir uns am 28. Dezember in Liverpool ein. Unter unsern Leidensgenossen fand ich einige bekannte Gesichter: Marie Brema, den Baritonisten Plunket Green und den Maler Herkomer, einen Vetter Hubert von Herkomers. Es war der einzige flüchtige Sonnenblick auf der im übrigen geradezu unheimlichen Reise. Bis Queenstown, wo die englische Post eingeholt wurde, ging's noch erträglich zu. Ein steifer Nordwest fegte uns entgegen; doch vermochten die kurzen Wellen der irischen See nichts über das mächtige Schiff. Stolz und siegesbewußt durchschnitt es die wirbelnden, aufgepeitschten Fluten, die krachend an seine starken Planken schlagenden Wogen verächtlich beiseite schiebend. Als wir aber in den Atlantic hinaussteuerten und der letzte Streifen Land unserm Gesichtskreis entschwunden war, begann die Misere, aus welcher es kein Entrinnen mehr gab und deren Folgen sich zuletzt

bis zur Unerträglichkeit steigerten. Mit jeder Meile, die wir vorwärts drangen, wuchs der Sturm und trieb sein Unwesen mit zügellosem Grimme. Unser Riesenfahrzeug, dessen gewaltiger Rumpf mir im Hafen an den Ankerketten wie ein unverrückbarer Felsblock vorkam, dem keine Macht der Erde etwas hätte anhaben können, ward jetzt wie eine Kugel hin und her geschleudert über Berge und Thäler von Wassermassen. Der Fels schien in ein Scheit Holz verwandelt, das uns von der Ewigkeit trennte. Immerhin waren wir in den ersten 24 Stunden nur mit 50 Meilen im Rückstand. Dann aber wurde unsre Lage graduell kritischer. Der Sturm schwoll zum Orkan; hoch über die Kommandobrücke schlugen die Wellen, alles mit sich fortspülend, was nicht niet- und nagelfest war. Nicht genug damit! Am vierten Tage kamen wir bei starkem Schneetreiben in eine fürchterliche Kreuzsee, deren Gewalt uns derart zusetzte, daß die Maschinen gestoppt werden mußten und wir stundenlang kaum von der Stelle rückten. Das Elend steigerte sich von Stunde zu Stunde. Mit donnerndem Getöse, Kanonenschlägen gleich, prasselten die Wogen auf die Deckbalken unserer Kabine, in deren winzigem Viereck wir volle sechs Tage schmachteten, ein Los, welches alle Passagiere traf, sogar meine Frau, die sonst gegen alle Wasser gefeit ist. Die Schwankungen waren eben derart, daß der bloße Versuch, sich vom Lager zu erheben, akrobatische Gewandtheit erforderte und die Stewards ihre liebe Not hatten, sich aufrecht zu erhalten, um allen Jammer zu stillen. Man mußte die Füße krampfhaft gegen die Bettpfosten stemmen, wollte man nicht aus seiner Koje herausgeschleudert werden. Am schlimmsten, weit heftiger als unter der schnell überwundenen Seekrankheit, litten meine

Nerven unter kontinuierlicher Schlaflosigkeit; die Donnerschläge über meinem Haupte und das beängstigende Stoßen und Rollen verscheuchten im Handumdrehen den erquickenden Schlummer, sobald er bloß Miene machte, sich einzustellen. Ein schauderhafter Zustand! Und doch gab's einen fröhlichen Fahrgast an Bord: einen allerliebsten hochgelben Kanarienvogel, einen dem Zahlmeister gehörenden Harzer Hohlroller, dessen Bauer über der Hauptstiege zum Speisesaal hing. Wenn er sein Morgenlied anstimmte und die schönsten Trillerrouladen seinem Kehlchen entquollen, zog's mir wie süßer Friede in die Brust. Sein Jauchzen und Trällern, diese Freudenausbrüche mitten in unserm Elend, brachten wundersamen Trost. Was Menschen nicht vermochten, das hat der kleine Sänger zuwege gebracht!

Hinter den Newfoundlandbänken trieben wir in etwas ruhigerem Fahrwasser. Der Seegang war zwar noch gewaltig genug, wer aber genügend Pelze zum Schutze gegen die abnorme Kälte mit sich führte, der konnte sich's wenigstens auf Oberdeck bequem machen und das großartige Naturschauspiel der brausenden, schaumbedeckten Fluten genießen. Unsere mit Schneekrusten und Eiskrystallen völlig bedeckte „Majestic" hatte offenbar weniger gelitten, als ihre Insassen, deren größter Teil gottserbärmlich aussah. Ich selbst war vorderhand ein Wrack; nur mit Anspannung aller meiner Kräfte, von starken Armen gehalten, wollte es mir gelingen, mich aufzuraffen und nach oben zu schleppen; so hatten Nachtwachen und Gemütsbewegungen meinen Körper erschlafft. Dabei sollte in wenigen Tagen das erste New Yorker Konzert stattfinden — beim bloßen Gedanken daran überlief es mich eiskalt; sprach doch mein alterierter Zustand mir unbedingt das Recht mehrwöchentlicher Ruhe

und Schonzeit zu. Wenn jemand mir gesagt haben würde, daß ich noch am selben Abend meine Künste erproben müsse, ich hätte ihm ins Gesicht gelacht! Dennoch kam's soweit. Man hatte nicht vergebens auf die Gutmütigkeit der Künstler spekuliert und schnell eine musikalisch-dramatische Aufführung zum Besten der Rettungsstation Schiffbrüchiger arrangiert, bei welcher mitthun konnte, wer wollte. Als nun unser wackerer Kapitän Smith, der volle vier Tage und Nächte nicht von seinem Posten gewichen, mich in meiner Koje aufsuchte und mit der Bitte an mich herantrat, etwas, wenn auch nur einige Bagatellen, ins Programm einzustreuen, — da konnte ich nicht nein sagen und that auch mit, so gut es eben anging, mit ermatteten Armen und zitternden Händen, während die Tasten vor meinen Blicken auf und nieder tanzten; ein wirkliches Jongleurkunststückchen! Darauf torkelte ich in mein Nest zurück. „Bist doch ein gutmütiger Kerl," dachte ich bei mir und kroch selbstzufrieden in die Federn.

Am nächsten Vormittag kam Land in Sicht. Berückender Gedanke! Wir schwammen gerade neun Tage, seit 48 Stunden überfällig. Bald wurde Sandy-Hook passiert; langsam glitt unser Schiff, das einem schwimmenden Eisberge glich, die Bai herunter an Governors Island und der majestätischen, aus weiter Ferne grüßenden Freiheitsstatue vorbei, bis wir gegen Nachmittag in den Docks der White Star Linie anlegten. Endlich fester Boden unter den Füßen! Von 170 Fahrten, welche die „Majestic" bis dahin gemacht hatte, war nach des Kapitäns eigener Aussage diese die schlechteste gewesen. Als einer der ersten über die Landungsbrücke stürmend, sah ich eine bizarre, nichts weniger als Zutrauen einflößende Erscheinung

mit Stelzfuß und verkrüppelten Fingern auf mich zuhumpeln; dem Signalement nach mußten diese Trümmer eines ehemals gesunden Körpers dem Impresario Mr. Vaunter gehören, welchem die Herren Knabe die geschäftliche Leitung meiner Tournee übertragen hatten. Trotzdem ich auf manches vorbereitet war, konnte dennoch der erste Eindruck dieses merkwürdigen Wesens mit dem Faunenblick und den lüstern aufgeworfenen Lippen trotz der stutzerhaften Hülle, in welcher es steckte, als direkt abstoßend gelten. Seine Begrüßung trug stürmisch herzlichen Charakter; soviel stand fest: reden konnte der Mann. Heftig gestikulierend, die öffentliche Aufmerksamkeit herausfordernd, spie seine Zunge in einer Sekunde mehr Worte, als sich in der Minute verdauen ließen. Ich war zu betroffen, überdies viel zu übelgelaunt, um gleiche herzliche Töne finden zu können; vielmehr ergriff ich die erste sich mir bietende Gelegenheit, um meinem langverhaltenen Ärger Luft zu machen, indem ich den Unglücksmenschen mit einer Flut von Vorwürfen überhäufte dafür, daß man mich in der ominösesten Jahreszeit übers Wasser gelockt habe; — zeuge es doch von wenig Rücksicht und Zartgefühl, sensitiven Künstlernerven Oceanfahrten im Dezember überhaupt zuzumuten. Dabei redete ich mich in solche Wut, daß es jetzt an meinem Gegenüber war, betroffen zu sein; der geschwätzige Vogel benahm sich wenigstens für ein Weilchen nicht ganz so aufdringlich.

Unten am Quai hatte sich ein ganzer Kreis von Leuten zu meiner Bewillkommnung eingefunden; die Herren Ernest und William Knabe, ferner deren erster Prokurist in New York, Herr Ferdinand Mayer, sowie verschiedene mir von Europa her bekannte Amerikaner, unter denen mir Mr. Ward Stephens, ein ernst zu nehmender Pianist und

Musiker, am nächsten stand. In eifrigem Gespräch den langen Perron der Ankunftshalle herabschlendernd, war ich kaum bis ans Trittbrett unseres Wagens gelangt, als mein Blick wie versteinert an dem Gerüst eines himmelstrebenden Gebäudes haften blieb. Auf einem feuerfarbenen Plakat, bei dessen Entwurf die marktschreierische Reklame Buffalo Bills oder Barnum & Baileys Gevatter gestanden haben mußte, prangte in mannshohen Buchstaben zuerst mein Name, daneben „Europe's most distinguished Pianist; erstes Auftreten am 10. Januar im Metropolitan Opernhaus, Orchester 100 Mann unter Emil Paur." Die Art der Anpreisung dünkte mich unendlich geschmacklos. „Warum die Opposition durch lächerliche Superlative geradezu heraufbeschwören, Superlative, auf welche verschiedene meiner Kollegen das gleiche Anrecht besitzen?" fragte ich erbleichend. „Beim Sport und Turf, wo Kraft, Ausdauer, Gewandtheit oder Schnelligkeit entscheidet, läßt sich ja leicht die Anwartschaft auf den ersten Platz bestimmen, aber in der Kunst? Wer ist beispielsweise heute der erste, wer der vornehmste Klavierspieler? Jeder möchte es sein, und sich dafür zu halten, steht ja einem jeden nach Belieben frei; aber bis die musikalische Welt hierüber schlüssig geworden und ein einigendes Verdikt abgegeben hat, kann noch viel Wasser den Berg hinabfließen. Wozu also durch provozierende Zusätze Leidenschaften entflammen, die Sache mittels ungeschickter, aufdringlicher Reklame so hinstellen und zuspitzen, als gelte es regelrechte Wettkämpfe gegen andere Pianisten, gegen Kollegen, vor deren Können ich selbst die allergrößte Hochachtung hege? Bin ich etwa als Champion nach Amerika geeilt, um andere Pianisten aus dem Felde zu schlagen oder um, für Dollarnoten meine Kunst einsetzend,

mit dieser, soweit es in meiner Macht steht, Menschen zu beglücken?!" Meine Einwände begegneten mitleidigem Achselzucken. „Ereifern Sie sich nicht unnütz," warf das Plappermaul Vaunter dazwischen, „Sie werden noch andere Pröbchen meiner Findigkeit zu kosten bekommen. Spielen Sie Klavier, für das andere lassen Sie mich sorgen! In unserm Erdteil wird kein Künstler, sei es auch der tüchtigste, „ungeboomt" ohne große Rührtrommel der Reklame etwas erreichen, und ehe Sie dies Land betraten, haben wir 15 000 Thaler dafür springen lassen. „The more you humbug the public, the greater your hit will be." Auf diesen Wahlspruch Barnums stützen sich auch meine Geschäftsprinzipien." Diese gräßliche Theorie machte mich starr. „Aber eine Kapelle von 100 Mitgliedern," polemisierte ich weiter, „was soll's damit? Weshalb solch unsinniges Aufgebot zur Begleitung eines Beethovenschen und Henseltschen Klavierkonzerts? Ihrer 80 würden genügen, um mir und dem kräftigsten Flügel den Garaus zu machen, zumal in einem Monstreraum, dessen Umfang alle intimen Feinheiten eo ipso im Keime erstickt." „Hi, hi, ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet," schrie Mr. Vaunter, indem er seinen Armstumpf mit verletzender Vertraulichkeit auf meine Knie legte; „100 Mann, wo denken Sie hin? Nicht einmal 80, höchstens 70 Mann sind es! Nachrechnen wird's uns am Konzertabend keiner; aber es klingt so besser, ich für mein Teil liebe abgerundete Summen!" Ich ließ die Streitaxt sinken und schwieg; diese Familiarität war mir ohnehin zuwider.

Wir mochten bereits eine tüchtige Wegesstrecke zurückgelegt haben; in der Hitze des Wortgefechts hatte ich ganz vergessen, Straßen und Plätze näher zu mustern. Unser Lan-

dauer wand sich stellenweise so langsam durch den Knäuel von Fuhrwerken, daß sich alles, was hinter den Fensterscheiben vorging, mit Muße betrachten ließ. Nicht genug staunen konnte ich über den enormen Verkehr und die außereuropäischen Größenverhältnisse. Für wen die 3 Dimensionen in ihrem Übermaß einen Schönheitsbegriff enthalten, für den muß New York ein Eden sein, dessen ward ich mir sofort klar. Kurz bevor wir in die fünfte Avenue eingebogen, mußte unsere Kutsche die langsame Entwirrung einer Wagenburg abwarten, welche den Kreuzungspunkt von mehreren in ein Square mündenden Straßen blockierte. Ein aus Eisen erbautes Riesen-Officegebäude erregte meine ganze Aufmerksamkeit. „33 Stockwerke!" platzte Mr. Vaunter heraus, sich stolz in die Höhe reckend und triumphierend auf das Hausungetüm weisend, als handele es sich um sein schuldenfreies Eigentum; „33 Stockwerke, es ist fabelhaft, „that's America!" Meine geübten Blicke glitten über die turmhohen Außenmauern auf und nieder, auf und nieder wie über die Seiten einer Richard Straußschen Partitur, aber ich brachte beim besten Willen nicht mehr als 24 Systeme heraus. „Ich zähle nur 24 Etagen, Mr. Vaunter," bemerkte ich kühl. „24 Etagen sind aber ja auch nicht ohne; es ist eine schöne, abgerundete Summe." „That's America," dachte ich.

Die Herren Knabe hatten auf das aufmerksamste für uns gesorgt und bei der Wahl des Hotels einen sehr glücklichen Griff gethan. Nicht in dem veralteten, seit langem als feuergefährlich bekannten „Windsor*)", dem eigentlichen

*) Wenige Monate später wurde bekanntlich das Windsor-Hotel total durch Feuer zerstört. Der Brand hat über 60 Personen das Leben gekostet.

Sammelpunkt der Künstlerwelt, waren wir eingemietet worden, sondern in dem höchst modernen, gerade dem Vanderbiltschen Palast gegenüberliegenden Savoy-Hotel; also hochfeine Nachbarschaft und dazu aus den Fenstern unserer Appartements der unvergleichliche Blick in den wundervollen Centralpark. Wir sind in allen Staaten in kein verschwenderischer ausgestattetes, molligeres Nest hineingeflogen. Zwar ist der Erbauer kein Gottfried Semper gewesen; die innere dekorative Ausstattung von Entrée, Wintergarten, bis zu den Restaurants und Lesezimmern wirkt uneinheitlich, protzig und überladen, aber über die Einrichtung der Zimmer, ihre Wohnlichkeit, über die liberale, reichhaltige Verpflegung und die Aufmerksamkeit der Angestellten erscheint kein Wort des Lobes zu hoch gegriffen. Was Bequemlichkeit heißt, lernten wir hier erst kennen, mit geringen Unterschieden auch in den Hauptstädten des Ostens, ebenso in Chicago und San Francisco. Ein Heer schwarzer Edelknaben harrte stets der Befehle; unsere Klingel blieb jedoch fast unberührt, weil die Räume alles, rein alles enthielten, dessen der anspruchsvollste Gast zu seinem körperlichen Wohle bedarf. Man hatte uns eine Suite im ersten Stock angewiesen, zu dem uns der Aufzug mit einem unmerklichen Ruck emporhob. Aus der Vordiele trat man in den urgemütlichen Salon, von dessen Seiten je ein Schlaf- und Badezimmer abzweigte. Die Art der Unterkunft und des Empfanges behagte uns außerordentlich.

Unsere Begleiter waren taktvoll genug, sich nach kurzem Verweilen zu empfehlen, bis auf Mr. Vaunter, der noch immer nicht die Mundklemme bekommen und sich mir dicht an die Ferse geheftet hatte. Ein Moskito war ein Glühwürmchen dagegen! Er schnatterte in einem fort, unausge-

setzt Befehle erteilend, das lebendige Perpetuum mobile. Sein drittes Wort war: „That's very important!" Sehr wichtig fand er es auch, ungesäumt einen Haufen Interviewer zu empfangen, von denen es schon ein Teil in der Hausflur auf mich abgesehen hatte. Erst als ich mit nicht zu verkennender Deutlichkeit entschieden Verwahrung einlegte, ließ man mich in Ruhe. Ich saß wie auf Nadeln; dieses verwünschte Geplapper ging mir noch mehr auf die Nerven wie die rasselnden Schiffsschrauben. Zu Knabes mußte ich meine Zuflucht nehmen, um mich des Unglücksraben zu entledigen; sie nahmen ihn in die Mitte und zogen ihn beinahe gewaltsam mit sich fort.

Ich hatte noch nicht zwei Stunden der Ruhe gepflogen, als Mr. Vaunter bereits wieder den Kopf zur Thüre hereinsteckte. Meine Frau insbesondere verbarg nicht ihre Entrüstung, aber der klettige Patron schien viel zu dickfellig, um sich durch wütende Blicke abschrecken zu lassen. Er ließ nicht eher locker, als bis mir von Abgesandten des „Herald" und der „Sun" alles Wissenswerte abgezapft worden war. Selbst meine grundsätzliche Abneigung gegen Cocktails wußte er vorübergehend zu bezwingen; denn er brachte es fertig, mich mit dem üblichen: „Let us have a drink" unter dem Vorgeben, es handele sich um eine eigenartige Überraschung, in die Bar zu locken. Dort bestellte er laut beim Kellner den berühmten „Sauer-Cocktail". Ich hielt die Sache zuerst für dummen Scherz, Mr. Vaunter wies indessen mit stolzer Gebärde auf die gegenüberliegende Wand. Wahrhaftig, dort auf Blechschildern mit fetten Buchstaben stand es zu lesen: „Sauer-Cocktail". „Rezept vom Mundschenk des Hoffmann-House zusammengebraut, in allen größeren Trinkstuben New Yorks zu haben," rief mein Gegenüber, „köst-

liches Getränk, wird Ihnen sehr munden!" Mir mundete das köstliche Getränk gar nicht. Widerwärtig wie die Reklame kam mir auch die Mischung vor. Ich konnte mich nicht zu Ende trinken!

Während der nächsten Tage erholte ich mich so weit, daß der Reigen meiner Konzerte programmmäßig eröffnet werden konnte. Es galt eine heiße Schlacht! Gegen mich war erstens der übertriebene Preßalarm und die sinnlosen vorher ausgesprengten Gerüchte, an welche sich naturgemäß zu hoch gespannte Erwartungen knüpfen mußten, und zweitens die ungeheuren Raumverhältnisse des New Yorker Opernhauses. Theater, auch kleine, sind die bösesten Feinde der Pianisten und Klavierbauer. Um einen Raum, wie denjenigen der städtischen Oper auszufüllen, dazu gehörte ein Donnerflügel, eine jener Panzerfregatten, wie sie nur aus der Werft meines Freundes Bösendorfer hervorgehen. Daß alles trotzdem glimpflich abging und das viertausendköpfige Publikum mir einen wahren Triumph bereitete, darf ich mit um so größerer Befriedigung verzeichnen, als die Konzertgeher des Ostens sich nicht leicht Sand in die Augen streuen lassen. Sie haben die Größten und Besten gehört und sind sehr prätentiös und verwöhnt geworden. Man will nicht Milch, auch nicht Rahm, nein Schlagsahne! Von diesem Standpunkte aus möchte ich keinem anraten, eine amerikanische Tournee leicht zu behandeln oder als Vergnügen anzusehen. Künstler werden entweder auf Händen getragen oder total fallen gelassen, — ein Mittelweg existiert nicht. Viel trug zu dem ersten günstigen Eindruck, welchen mein Debut hinterließ, auch die wundervolle Orchesterbegleitung bei. An Klangschönheit steht der New Yorker Körper freilich dem Bostoner und Chicagoer nach; aber man muß Klavierspieler

wie Emil Paur sein, um sich dem Solisten in so vollendet feinfühliger Weise anschmiegen zu können. Auf solche Art ist Musizieren ein Genuß. Ich begrüßte daher das Wiedersehen mit diesem vorzüglichen Dirigenten, den ich bereits aus seiner fruchtbringenden Thätigkeit von Mannheim her kannte, doppelt freudig.

Dieselben merkwürdigen Erfahrungen wie meine Vorgänger machte ich mit der Presse. Ihre Haltung bestimmt zumeist nicht die Kampfesart, sondern die Waffe, mit der gefochten wird. Eigentlich läuft das Ganze auf eine Schlacht zwischen den einzelnen Klavierfabrikanten hinaus, deren Kosten die Pianisten zu tragen haben. Dem dichtesten Kugelregen ausgesetzt, sind sie das Kanonenfutter! Gesegnetes England! Dort wird es keinen Journalisten kümmern, welches Klavier sich der Künstler zum Tongehilfen erwählt. Er steht und fällt mit seinem Flügel. Ist das Instrument schlecht, so büßt er's mit seinem Rufe. Das sind gesunde Verhältnisse. Anders in Amerika: Hier verfügt jede größere Klavierfirma über ihre Preßclique, und die Fehde fängt an, die Leiborgane beginnen ihr Maulwurfswerk, sobald der kühne Streiter auf die Estrade tritt, je nach ihrer Sinnesart pro oder contra schreiend. Über die Gegner, für welche meine Vernichtung schon beschlossene Sache war, ehe ich noch eine Taste berührt hatte, kein Wort; Männer von der Bedeutung eines Hanslick, Speidel, Leßmann, Tappert oder Ludwig Hartmann sind es ohnehin nicht gewesen. Für mich sprachen und zwar in warmherzigster Weise die Herren Hunecker, Krehbiel, Spannuth, Irenäus Stevenson und Albert Steinberg, der jüngst verstorbene ehemalige Kritiker eines der mächtigsten New Yorker Tageblätter. Er wagte mich mit seinem Schild zu decken, ob-

schon mir das Los anders gekiest worden war. Seinem sensationellen Artikel, der wie eine Granate ins feindliche Lager schlug, folgte nach meinem nächsten Auftreten in Carnegie Hall ein vernichtender zweiter. Was war geschehen? Die einflußreichste Konkurrenz der Herren Knabe hatte beim Herausgeber bittere Beschwerde geführt, auf Grund deren Herr Steinberg alsbald von seinem Kritikeramt suspendiert wurde. Wollte man dem Ersatzmann Glauben schenken, so hatte sich binnen einer Woche aus dem gefeierten Virtuosen ein Konservatoriumsschüler entpuppt, was freilich nicht hinderte, daß der Zufluß zu meinen fünf New Yorker Abenden ganz gewaltig blieb.

Sehr hohe Meinung von der Fixigkeit amerikanischen Zeitungswesens brachte mir der „Musical Courier" bei. Am frühen Morgen nach meinem Konzert veröffentlichte er nicht nur einen ausführlichen, durchaus fachmännischen, stilistisch unanfechtbaren Aufsatz, sondern auch lange Auszüge aus sämtlichen maßgebenden Morgenzeitungen, deren Berichte ein Vorsprung von höchstens zwei Stunden deckte. Als mir Mr. Ward Stephens die bewußte Nummer beim Frühstück vorlegte, traute ich meinen Augen kaum. Herr Marc Blumenberg und seine Offiziere sind wirklich schneidige, in ihrer Arbeit unermüdliche Herren, das muß ihnen der Neid lassen!

Noch in derselben Woche spielte ich unter Gericke in Boston, Philadelphia und Baltimore. Hier verband sich alles zu einem genußreichen Ganzen: herrliches Orchester, akustische Säle, intelligente Zuhörer und vor allem — ein planvolles Reisen. Unglücklicherweise trat gleich darauf an die Stelle des letzteren das vernunftwidrigste, zielloseste Kreuz- und Querfahren, welches ich je erlebt habe. Wir

vegetierten auf der Eisenbahn; zwar äußerst bequem, im Staatszimmer der Schlafwagen, — aber die tausend unnütz durchfahrenen Meilen bildeten nur einen weiteren Beleg für die gänzliche Unfähigkeit der Impresa. Mr. Vaunter, in dessen Innern die verborgensten Schätze schlummern mögen, hatte keinen blauen Dunst weder von zweckmäßiger Organisation einer Tournee, noch von regelrechter Ausnützung der Erfolge. Zu dieser Einsicht kamen die Nächstbeteiligten leider erst einen Monat später; aber ich war doch dankbar und froh, als dem wüsten Treiben ein Ende bereitet und das Steuer unseres festgefahrenen Schiffleins den Herren Victor Thrane und V. A. Gottschalk anvertraut wurde. Von dem Augenblicke an kam wenigstens Fluß in die Sache, wenn schon das fernere Arrangement noch lange nicht vorbildlich genannt werden konnte. Als vorbildlich möchte ich nur die Rücksicht hinstellen, deren sich die Herren Knabe befleißigten, um uns aller materiellen Sorgen zu entheben. Zwölf Konzertflügel schwirrten in allen Teilen des Landes umher, sodaß jeder möglichen Verlegenheit vorgebeugt war. Wir selbst reisten nicht weniger als zu fünfen: Mr. Gottschalk als Spitzreiter, Mr. Moorehead vom Hause Knabe als Beschützer, der Klavierstimmer Schlee, meine Frau, ich und sechstens — mein Klavierstuhl. Der arme Schlee starb an einer Lungenentzündung auf der Fahrt von St. Louis nach New York, beinahe in unsern Armen. Moorehead, von Knabes zu meinem persönlichen Adjutanten eingesetzt, bewährte sich bis zuletzt als unersetzliches Faktotum. Er war ein lebensfroher, frischer, gewandter und gewitzigter Mensch mit guten Manieren und einem treuen Herzen, der sich ebenso schnell an uns attachierte, wie wir an ihn, und alle Wünsche förmlich von unsern Blicken ablas. Meine Frau hatte ihm

den Spitznamen „Moppel" beigelegt, weshalb, war mir eigentlich unergründlich, sicher nicht, weil er uns und sich mopste. Für mich war das Moppel noch aus besonderen Gründen unbezahlbar: er hatte es nach 14tägiger, unausgesetzter Anstrengung zuwege gebracht, meine schwer nachzuahmende Namensunterschrift fabelhaft täuschend zu fälschen, und bediente damit vier Monate lang alle Autographenbettler zu völliger Zufriedenheit in kulantester Weise. Es werden sich schwerlich 50 Namenszüge von meiner Hand in Amerika befinden. Leider existiert kein Moorehead in Europa; ich gäbe viel darum!

Schützte mich unser Reisemarschall somit vor Schreibkrampf, gegen Erkältung vermochte er es nicht. Daß ich fortgesetzt darunter litt, verschuldete nicht allein der außergewöhnlich harte Winter und die unerhörten Temperaturunterschiede New Yorks, großen Teil hatten auch die meines Erachtens unzweckmäßige Einrichtung der Schlafwagen, sowie die ungemein zugigen Konzertsäle. Was erstere betrifft, so erscheint mir der Stolz der Amerikaner auf dieselben unberechtigt. Die Anbringung der Betten nach amerikanischem Muster ist schon deshalb vom praktischen Standpunkte aus anfechtbar, weil die unmittelbar vor den Fenstern postierten Reisenden bei scharfen Kälten und Winden trotz aller Schutzmaßregeln den Einwirkungen der äußeren Luft allzusehr ausgesetzt sind. Ich selbst kann ein Liedchen davon singen. Auf der Reise nach Kanada zog ich mir, obwohl ich drei dicke, wollene Decken vor der Außenwand aufspannen ließ, eine Influenza zu, deren Heftigkeit die Verschiebung dreier Konzerte erheischte. Aber auch aus anderm Grunde möchte ich für die europäischen Schlafwagen der Luxuszüge votieren. Es ruht sich in ihnen, wenn auch

nicht so sanft, doch viel ungenierter, als in den nur durch Vorhänge voneinander getrennten amerikanischen Betten. Auf diese Weise ist man der Gnade und Barmherzigkeit seiner Reisegenossen preisgegeben, von deren gutem Willen es abhängt, ob wir schlafen sollen oder nicht. Mehr als eine Nacht habe ich wachend verbracht, weil einige Pärchen oder angeheiterte Handlungscommis es für gut befanden, sich bis vor Morgengrauen ungebührlich laut zu unterhalten. Die Negerschaffner, bei denen ich mich oft bitter beklagte, wagten kein Veto einzulegen, und so mußten ihrer zwanzig auf Kosten zweier bluten. Unsere Rettung war allerdings das Stateroom, ein mit raffinierter Bequemlichkeit ausgerüstetes, abgeteiltes Coupé, bis zu welchem der Lärm nicht hinüberdrang; da jedoch bei manchen Zügen überhaupt nur ein einziger solcher Raum zu vergeben ist, so muß man sich oft Wochen vorher die Benutzung sichern, eventuell dann noch mit negativem Erfolge. Zwischen New York und St. Louis konnten wir beispielsweise trotz langer Vorausbestellung keinmal des Gewünschten habhaft werden, weil einer der Stationsbeamten sein Protektionssystem vorzugsweise auf Freunde und Angehörige auszudehnen beliebte. Er muß deren sehr viele besessen haben, denn das Staatszimmer war auf dieser Linie immer unter Schloß und Riegel.

Über die mangelhafte Erwärmung der Konzertsäle und die Zugluft auf dem Podium ist mir bisweilen auch die Lust am Spielen vergangen. So abgehärtet war ich denn doch nicht, um zu ertragen, was mir in dieser Hinsicht geboten wurde. Den Klavierspieler lediglich des Mammons halber in Riesenhallen zu stecken, die weder er selbst, noch die Heizung auszufüllen vermag, heißt seine Kunst und

Gesundheit gefährden. Dabei mußte ich mich in den sonderbarsten Lokalitäten produzieren: in presbyterianischen Kirchen und kolossalen Turnhallen, in Cleveland (Ohio) sogar in einem gedeckten Exerzierplatz, wo tagsüber Truppen gedrillt wurden. Doch ließ sich merkwürdigerweise gerade hier gegen die Akustik am wenigsten einwenden; dafür aber störte das Knistern der elektrischen Bogenlampen bedenklich, auch lagen die Heizungsrohre so dicht neben dem Flügel, daß ich links geröstet wurde, während mir von rechts die kalte Luft in die Flanken blies. Vanille-Eis mit heißer Schokoladensauce!

Unwillkürlich fühlt sich der Künstler während einer amerikanischen Konzertreise als Bündel, das verschnürt und fortgeschafft wird, um, stundenweise geöffnet, aufs neue expediert zu werden. Unmöglich, auf diese Weise Land und Leute gründlicher zu prüfen! In die kleine Rubrik angenehmer Bekanntschaften gehört vor allem Raphael Joseffy, dessen vornehme Kunst keiner weiteren Empfehlung bedarf. Angeboren wie jene ist auch sein persönlicher Charme. In der Musikwelt Philadelphias spielt Konstantin von Sternberg eine Rolle; mit Recht: er verbindet die Qualitäten eines brillanten Spielers und Gesellschafters. Bei einem Vetter meiner Frau, Paul Schloßmann, Bruder des hervorragenden Dresdener Kinderarztes Dr. Arthur Schloßmann, verplauderte ich mit ihm manchen vergnügten Abend. Eine mit ersterem unternommene Partie nach Atlantic-City, einem der größten und fashionabelsten Badeorte, ist mir in lieber Erinnerung. Auch William Sherwood verdient hier Erwähnung; sein emsiges, erfolggekröntes Wirken als Virtuos und Lehrer können sich die Amerikaner wohl gefallen lassen. In Chicago erweckte zweierlei mein größtes Interesse: der

Dirigent Theodore Thomas, unter dessen Leitung ich debutierte und — man staune nicht zu sehr — die Musik J. P. Sousas, dessen Operette „Der Charlatan" ich dort zum erstenmal hörte. Thomas, ein Vollblutmusiker à la Richter, kann unsern modernsten Taktstockfuchtlern als Modell dienen. Seine Direktionsweise ist ein überzeugendes Beispiel dafür, daß man auch ohne Konvulsionen, Gliederverrenkungen und sonstige Narreteien alle Abstufungen und Effekte aus dem Orchester herausziehen kann. Er hat seine auserlesene Schar ganz wunderbar beim Wickel und erzeugt ohne sichtbaren Aufwand die herrlichsten Wirkungen. Wir dürfen hier nicht bloß hören, sondern auch getrost zuschauen. Kerngesund und schlicht wie sein Gehaben am Pult ist auch das Wesen des genialen Mannes, dessen Verdienste für das Musikleben Amerikas nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Zwischen dieser Klassizität und dem leichtfüßigen Genre Sousas liegt ein weiter Weg. Es ist zwar nur ein winziges Genre; aber besser groß auf einem kleinen Gebiet, als umgekehrt, lieber ein unübertrefflicher Walzer, als eine mittelmäßige Sinfonie. Was ich gerade heraus über Sullivan gesagt habe, trifft hier bei Sousa zu. Allen Respekt vor den amerikanischen Komponisten, soweit mir ihre Erzeugnisse bekannt sind! Der schreibberechtigtste, der einzige grundoriginelle und ideenreiche Komponist Amerikas bleibt darum doch J. P. Sousa. Mag auch manches in seinem „Charlatan" als trivial anstößig berühren, die Partitur ist dennoch gespickt mit Feinheiten und köstlichen, unerschöpflichen Einfällen. Durch das Ganze weht ein Zug hinreißenden, unverwüstlichen Humors. Wie die Straußschen Walzer, so sind auch die Märsche Sousas drüben Gemeingut aller ge-

worden. „Stars & Stripes", „Kadettenmarsch", „Washingtonpost" mit ihrem aparten $^6/_8$ Takt sind Meisterstücke in ihrer Art. Ich wüßte in dieser Litteratur nichts Pikanteres, nichts rhythmisch Packenderes. Mit vollstem Recht führt er in Amerika den Titel „Marschkönig". Noch wenige Jahre, und er wird sein Scepter über den Erdball schwingen!

Hier und da tauchten auch einzelne bekannte Gesichter auf: Frau Bloomfield-Zeißler, die kühne, feurige Pianistin, in deren Chicagoer Heim wir mit der Careño zusammen sehr nette Stunden verbrachten; ferner Percy Götschius, der unantastbare Kontrapunktiker und glänzende, mir schon von alters her aus Stuttgart befreundete Theoretiker, mit dem ich in Boston regen Verkehr pflog, sowie meine lieben Kollegen und einstigen Mitschüler Moriz Rosenthal und Arthur Friedheim, ersterer die Strapazen von 100 Konzerten siegreich und leicht von sich abschüttelnd, letzterer nach Erlösung vom Lehrstande schmachtend. Beide, längst gewohnt, unter den Ersten und Besten genannt zu werden, können es gut vertragen, wenn ich sie hier zuletzt einflechte.

Äußerst beschwerlich war, wie gesagt, das fortgesetzte Kreuz- und Querziehen; dadurch und infolge irrationeller Zeiteinteilung wurden meine Kräfte unnütz aufgerieben. Es kam vor, daß auf eine Woche nur ein Konzert entfiel, auf eine andere dagegen ihrer sechs. So mußte ich z. B. dreimal an die Reise nach Kanada und vom 4.—10. April an nicht weniger als sechs Konzerte glauben (Pittsburg, Albany, Ottawa, Kingston, Belleville, Detroit). Welch Wunder, wenn die heiligen Flammen der Begeisterung allmählich verlöschten! Doch weilte ich unter den Kanadiern nicht ungern; Montreal, Toronto, Ottawa erinnern an die hübschesten englischen Provinzialstädte und stellten eine andächtige,

verständnisvolle Konzertgemeinde. In Ottawa fand die Musik auch im Hause des Gouverneurs liebevolle Pflege. Seine Gemahlin, die Counteß of Minto, welcher ich nach meinem Konzert vorgestellt wurde, hinterließ mir einen sehr sympathischen Eindruck.

Ein drolliges Abenteuer, der Erwähnung wert, hatten wir bei der dortigen Abreise. Kurz vor dem letzten Glockenzeichen erwiesen sich die Schiebethüren des unserm Zug angehängten Güterwaggons als zu schmal zur Aufnahme meines Flügels, welchen ich abends in Belleville spielen sollte und dessen rechtzeitige Beförderung von der Bahnverwaltung zugesichert worden war. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen erklärte daher der Inspektor kurz und barsch, das Instrument könne erst mit dem nächstfälligen Güterzuge expediert werden, er dürfe unsern Expreß nicht länger aufhalten. Da hättet ihr aber unsern Moppel sehen sollen! Nicht genug mit seiner Drohung, der Direktion einen Schadenersatz aufzubrummen, an den sie einige Zeit denken würde, stellte er sich hart vor die Lokomotive mit dem kaltblütigen Bemerken, man möge jetzt die Abfertigung des Zuges einmal probieren, nur über seine Leiche ginge der Weg. Vor dieser Schneidigkeit streckte der Bahnvorstand die Waffen. Schnell wurde ein Viehwagen, in welchem bis dahin Rinder und Schweine kampiert hatten, herbeigeschafft, das Klavier in den ungereinigten, düngerdurchschwängerten Raum gehoben und mit $^1/_2$ stündiger Verspätung abgefahren.

Warum man uns nach Belleville schleppte, daraus bin ich nie klug geworden. Es ist ein kleines, armseliges Städtchen mit nicht mehr als 10000 Einwohnern, das noch nicht konzertreif geworden und nur zeitweise von einer

Schmiere heimgesucht wird. Nirgends habe ich eine baufälligere, gleich verwahrloste und schlecht beleuchtete Bühne betreten, nirgends eine kleinere Hörerzahl um mich versammelt. Der Unternehmer, welcher die vereinbarte Garantiesumme vor Konzertbeginn vertragsmäßig hinterlegen mußte, hätte sich gern diesem feierlichen Akte entzogen und uns das Nachsehen gelassen. Ich wurde daher von Mr. Moorehead bedeutet, nicht eher vor die Rampen zu treten, bis jene Vorbedingung erfüllt worden sei. Die erregten Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge; es wurde $8^1/_2$, 9, $9^1/_4$ Uhr, und noch immer verharrten die spärlich Erschienenen, geduldig wartend, in musterhafter Ruhe. Die Leute waren betroffen, aber sie muckten nicht. Endlich gegen $9^1/_2$ Uhr erschien Mr. Moorehead als Sieger mit der geretteten Kasse; — ich durfte beginnen. Gerührt von der tadellosen Haltung des Publikums sprudelte mir eine kleine Anrede von den Lippen, in welcher ich, meine Unschuld an diesem bedauerlichen Vorfall beteuernd, zum Entgelt für die Langmut der Hörer versprach, nicht nur mein Allerbestes einzusetzen, sondern auch jedem Verlangen nach Zugaben in freigebigster Weise gerecht zu werden. Daraufhin allgemeine Zufriedenheit, die sich in donnerndem Applaus Luft machte; dann näherte ich mich dem Flügel. Entsetzen, welche Suppe hatte ich mir eingebrockt! Aus Resonanzboden und Tastatur strömten so pestilenzialische Gerüche, daß ich beinahe zurückgetaumelt wäre. Das ganze Instrument schien durchzogen von zersetzenden Ausdünstungen der Borstenträger. Malheur! Mit diesem Zwischenfall war nicht gerechnet; doch blieb keine andere Wahl als Spielen und — Inhalieren. Ein Chopinsches Nocturno poesievoll wiederzugeben in dieser Atmosphäre, fürwahr keine Kleinig-

keit! Und doch — trotz der täuschenden Illusion, mich in einem Schweinestall zu befinden, habe ich mich klassisch aufgeführt.

Ungefähr einen Monat später, auf dem Wege nach Toronto, blieb ein freier Tag zur Besichtigung der Niagarafälle. Ein kalter, aber wunderbar klarer Märzmorgen begünstigte unsern Ausflug, der uns aus dunstiger Stadtluft heraus mitten in dieses grandiose Naturspiel versetzte. Wir sahen die gischtbedeckten, zischend herandrängenden Wassermassen in den Abgrund stürzen und ließen uns auf der kanadischen Seite mittels Fahrstuhl 90 Meter hinabbefördern bis zum Rande der von hohen Felsenwänden umrahmten Kluft, aus welcher die weißen, viele Kilometer weit sichtbaren Schaum- und Wolkenmassen emporsteigen. Um möglichst dicht an den Stromfall zu gelangen, mußten wir mühsam auf glitschigem Boden an gewaltigen Eiszacken vorbei vorwärtstappen bis zu einem riesigen Eisblock, durch welchen ein regulärer Tunnel gehauen worden war. Und dann der Rahmen des Bildes: mit gefrorenem Wasserstaub bedeckte Nadelhölzer, deren Wipfel wie mit weißem Zucker überstreut schienen, ein Anblick, dessen Großartigkeit allem die Krone aufsetzte.

Den Leser auf allen meinen Etappen mitzuschleppen, sei ferne von mir! Fünfzig Konzerte sind leichter ausgesprochen als gegeben, und wenn man mich auch an den wichtigsten Plätzen, wie New York, Boston, Chicago und San Francisco, je vier- und fünfmal auftreten ließ, so verblieb noch genug Spielraum, um die Lande nach allen Richtungen zu durchqueren und unseren Begriff von amerikanischen Bahndistanzen nicht zu vermindern. Bis Anfang April lagen 35 Konzerte hinter mir, und wir wurden

über Denver nach San Francisco spediert. Ersteren Ort hatte man mir vornehmlich gepriesen; ich fand mich aber recht enttäuscht. Breite, schattige Alleen und Gruppen freundlicher Landhäuser mit hübschen Gärten und wohlgepflegten Rasenflächen berechtigen noch nicht zu dem stolzen Beiwort „Sehenswürdigkeit". Leider waren wir zu pressiert, als daß ein Besuch der mir gerühmten Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Colorado Springs abfiel. Von Denver benutzten wir die Union-Pacific über Ogden, wo der Schienenstrang nach Salt Lake-City abzweigt, bis San Francisco, 52 lange Bahnstunden, von denen die ersten 40 durch Sandwüste führen. Die verlassenste, trostloseste Ebene in Gottes weiter Welt! Auf lange Zwischenräume hinaus hier und dort ein Blockhaus (Bahnstation) mit einigen Trappern oder zahmblickenden Rothäuten, sonst nichts, rein nichts, nur von Zeit zu Zeit ein Kuhgerippe oder der Kadaver eines erfrorenen Pferdes. Uns wurde über die zwei Tage ganz schwermütig; selbst Moorehead und der Stimmer Grosche, gegen äußere Eindrücke nicht empfindlich, waren einsilbiger als sonst. Zur Vervollständigung des Unbehagens durchschüttelte ein zurückgesetzter, ausgefahrener Waggon die Glieder, auch knarrten gerade in unserm Abteil Thüren und Holztäfelung so entsetzlich, daß ich mich mehrfach an unsern dicken Negerkondukteur mit der Frage wandte, ob denn gar keine Abhilfe möglich sei. Der aber meinte lakonisch: „No, Sir; but remember you are travelling now in the Wild West and that's a godforsaken country." — Ein gottvergessenes Land! Welch Wunder, wenn wir am übernächsten Morgen beim Passieren der Sierra Nevada aus dem Staunen über die plötzliche landschaftliche Veränderung nicht herauskamen und uns beim Abstieg in die üppigen,

fruchtbaren Gefilde Kaliforniens, dieses Gartens der Natur, in ein Zauberland versetzt wähnten. Überall tropische Vegetation: Zuckerkiefern, Rothölzer, Lorbeer- und Mammuthaine, fruchtbeladene Orangenbäume, ein Blüten- und Blumenflor, soweit das Auge reicht! Jetzt war ich wieder ganz in meinem Element.

In San Francisco thaten wir uns zwei Wochen gütlich, d. h. kurze Zeit dafür ward zu einem Abstecher nach Los Angeles verwendet. Wir machten täglich Ausfahrten nach den Woodward-Gärten, dem Yerba-Buena und Golden-Gatepark oder wir fuhren zum Cliff-House, dem berühmten Vergnügungsort der Stadt, dessen Grundpfeiler von den Wellen des Großen Oceans umspült werden. Auf diesen Fahrten begleiteten uns zumeist liebe Gesichter aus alter Zeit: die Familien Hugo und Oskar Mansfeld, oder William Piutti, ein hochstrebender Musiker, der mir ein ebenso treues Andenken bewahrt hatte, wie ich ihm. Viele Freundlichkeiten erwies uns auch der Geiger Henry Heymann, irre ich nicht, ein früherer Schüler unseres Dresdener Altmeisters Johann Lauterbach. Für unser leibliches Wohl sorgte das wundervolle Palace Hotel; wir fühlten uns darin wie die Götter.

Nicht so in den Konzertsälen! Große künstlerische Befriedigung habe ich aus dem Westen nicht mit fortgenommen. Das Land ist zu jung; Civilisation und Kunstverständnis sind noch nicht zu voller Reife gelangt. Zwischen New York und San Francisco harren noch viele Länderstriche der Urbarmachung, ehe die wahre Kunst in die Schichten der dortigen Bevölkerung gedrungen sein wird. Wenn auch die Leute u. a. bei der Beethovenschen G-dur-Sonate op. 31 wie toll Beifall klatschten, so bewiesen sie mir damit nur

ihre Ehrfurcht vor dem Namen Beethoven, nicht ihre Intelligenz.

Von San Francisco zogen wir nordwärts nach Portland in Oregon, — bloß 40 Bahnstunden, aber über malerische Höhenzüge und Gebirgsgegenden. Nachdem ich hier und in Spokane (Washington) — auch einer jener Orte, wo ich nicht begraben sein möchte! — je ein Konzert von meinen Fingern abgestreift hatte, ging's allmählich heimwärts, zuerst in einem Zuge bis Kansas-City durch dieselbe trostlose Wüstenei. Wer sich nicht gerade für Heide und Sandsteppen begeistert, thut gut, zwei Tage und Nächte lang seine Augen zu schließen. Ich that dies mit um so größerem Behagen, als sich die Spuren der Ermüdung bei mir im höchsten Grade geltend machten. Auf die letzte Serie, Nr. 44—50, entfielen Konzerte in Kansas-City, Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Buffalo, Rochester und endlich am 24. Mai ein Abschiedskonzert in NewYork. Überfüllter wird man Carnegie Hall schwerlich je gesehen haben; ich selbst hatte große Mühe, noch einen Sitz für unsern Vetter zu ergattern. Es war, als wolle sich jeder noch einmal vergewissern, ob ich denn wirklich ein so unbedeutender Pianist sei, als welchen mich ein Teil der Presse hingestellt hatte. Das Publikum zeigte sich jedenfalls anderer Ansicht, es geriet außer Rand und Band. Selbst in Rußland habe ich keine größeren Ovationen eingeheimst, nie eine größere Feier erlebt. Durch das Bewußtsein, einen guten Eindruck in Amerika und besonders in den Städten vorgeschrittener musikalischer Bildung zu hinterlassen, fühlte ich mich für viele Strapazen der harten Saison entschädigt, wiewohl ich am Ende doch seelensfroh war in dem wohlthuenden Gedanken, endlich auf lange Zeit die Flügelklappe nicht wieder öffnen zu brauchen! —

Meine Gesamteindrücke lassen sich in wenige Worte zusammenfassen: in der neuen Welt läßt sich's leben, ja vortrefflich leben. Ich habe mich drüben im allgemeinen äußerst wohl gefühlt und nicht genug über das rapide Wachstum und die unbehinderte Fortentwickelung des Landes staunen können. Auf dem Felde rastlosen Fleißes und gesegneter Arbeit, auf jedem Gebiete menschlicher Kenntnisse drängt es unaufhaltsam vorwärts. Ein großer, weiter Gesichtskreis regiert das Ganze, und deshalb will es mir natürlich scheinen, daß derjenige, welcher in diesen breiten, großzügigen Verhältnissen aufgewachsen ist, sich nimmer unseren kleinen, oft kleinlichen europäischen Maßen wird anbequemen können. Nur eines fiel mir auf: die amerikanischen Früchte sind doppelt so groß, wie die europäischen; sie treiben und reifen über Nacht, ihr Wachstum beschleunigend, als wollten sie mit der hastenden Menschheit Schritt halten. Erdbeeren vom Umfange unserer Pflaumen, Pflaumen unseren Pfirsichen gleich, Pfirsiche im Format unserer größten Äpfel! — Das ganz feine Aroma jedoch, jenen unexplizierbaren Duft, welcher die Frucht für den Feinschmecker erst liebenswert macht, habe ich dort vermißt oder nicht herausgefunden. Ja, so ist's: jenes Aroma, das den eigentlichen Wert des Lebens ausmacht, habe ich drüben gesucht und nicht gefunden. Ich halte es daher mit Europa und sage: „Europe for ever!"

Nach einem lukullischen, von den liebenswürdigen Herren Knabe mir gegebenen Abschiedsmahle entführte uns der „Kaiser Friedrich" am Morgen des 25. Mai wieder auf die gefürchteten Fluten. Doch konnten wir diesmal zufrieden sein. Zwei Tage abgerechnet, an denen uns der Sturm vor den Bänken packte, benahm sich die See rücksichtsvoll

und friedlich. Angenehme Reisegesellschaft, der joviale, liebenswürdige Kapitän Störmer und das sprichwörtliche Wohlbehagen auf den deutschen Lloydschiffen machten die Fahrt sogar für uns Landratten zu einer genußreichen. Selbstverständlich wurde auch diesmal nicht umsonst an meine Kunst appelliert.

* * *

In der Frühe des achten Tages grüßt mich beim Erwachen ein rötlich leuchtender Schein. Verwundert reibe ich mir die Augen; — mein erster Blick fällt auf dich, meine treue, mutige Gefährtin. Noch schlummerst du sanft; ein glückliches Lächeln umspielt deine Wangen. Süße Bilder aus der Heimat umgaukeln deine Sinne; gewiß, du träumst von den Kleinen daheim, von den Kleinen, die du nun bald wiedergewonnen haben wirst. — Ich erhebe mich und schaue durchs Fenster: über mir winken noch einige Sterne, aber in der Ferne dämmert der Morgen herauf; ein langer feuriger Streifen verkündet das Nahen der Sonne; dort am Horizont scheint sich ein Feuerschlund aufzuthun. Mich leidet es nicht länger unten; leise kleide ich mich an und schlüpfe auf Deck. Ein leichter Morgenwind kräuselt die Fluten, auf denen kleine Fischerbarken mit schwellenden Segeln dahingleiten. Wir müssen der englischen Küste nahe sein. Noch vermag mein Auge nichts zu unterscheiden. Da plötzlich in der Ferne bricht neuer Feuerschein hervor; glühende Spitzen tauchen auf: die Needles. Impulsiv in Anbetung falte ich die Hände; — der erste Gruß aus der Heimat! Noch heute werden wir in Cherbourg, morgen in Paris, übermorgen in Dresden sein! — — — — — — — —

Zwei Tage später. — Eine sengende Junihitze lagert

auf Wiesen und Feld; schon seit Wochen lechzt die ausgedörrte Erde nach dem erquickenden Naß. Was kümmert's uns? Auch wir haben geschmachtet, mondelang vergeblich gelechzt nach der befreienden Stunde des Wiedersehens. Jetzt endlich in wenigen Minuten soll unser Sehnen gestillt werden. Schon biegt der Wagen eilends in unsere Straße; — das Ziel ist erreicht! Wir springen die Stufen hinan, ich halte die teure Mutter umfangen, jubelnd wirft sich der Älteste, mein Emil, ihm nach die andern Kinder an unsere Brust. „Und Dolly, wo ist Dolly?" hastet die Mutter angstbeklommen hervor. — Dort, ganz versteckt in der Ecke, steht das kleine blondlockige Geschöpf in seinem weißen Musselinkleidchen mit blaßblauer Schärpe, ganz hinten in der Ecke — furchtsam und verschüchtert. Sie wagt die Augen nicht einmal aufzuschlagen, preßt ihr Bählamm krampfhaft an sich und nestelt verlegen an seinen weißen Flöckchen. „Dolly, mein Herzblatt, jetzt sind sie wieder da!" ruft die Mutter thränenerstickt, mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilend; „aber Dolly, kennst du uns nicht mehr?" — — — — Klein Dolly kannte uns nicht mehr! — — —

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08547 216 3